H. G. hum.
27 m

Busch

A, E

<36621073960011 S
<36621073960011
Bayer. Staatsbibliothek

Deutscher Volksglaube

von

Moritz Busch.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

339 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Deutscher Volksglaube.

Früher erschien in gleicher Ausstattung

Deutscher Volkshumor

von

Moritz Busch.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Deutscher
Volksglaube

von

Moritz Busch.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Das Fortleben der Heidenzeit im Volke.

Im Folgenden stelle ich als Fortsetzung des Berichts über den deutschen Volkshumor dasjenige Gebiet des Lebens der nicht oder nur theilweise von der Schule oder der modernen Bildung beeinflußten und aufgeklärten Kreise unsrer Nation in seinen Haupterscheinungen dar, welches man gewöhnlich als Aberglauben bezeichnet. Da man hiermit den Begriff der Verächtlichkeit verbindet, dieser aber nur in gewissem Maße zutrifft, so habe ich den Ausdruck Volksglauben vorgezogen.

Früher warf man von Seiten der Gebildeten die Sitten, Meinungen, Phantasiebilder, Regeln und Rezepte, die ich unter gewisse Gesichtspunkte geordnet hier mitzutheilen gedenke, ohne langes Besehen als Erfindungen wider die Vernunft, als schädliche Thorheit, als Fratze und Posse bei Seite. Der Schulmeister redete sie den Leuten aus, die Kirche haßte sie, die Polizei versuchte sie, soweit es möglich, durch Verbote auszurotten, die Wissenschaft wußte wenig mit ihnen anzufangen. Erst seit die Grimms und ihre Schule die Germanistik schufen und aus-

zubauen begannen, ist das anders geworden. Mehr und mehr hat man erkannt, daß wir in den abergläubischen Vorstellungen unsrer Bauern und Kleinstädter, in den Gespenstern, die sich um gewisse Tage gruppiren, in den Sprüchen, mit denen kluge Schäfer- und Kräuterweiber sympathetische Kuren vollziehen, in einem Theile der herkömmlichen Kinderspiele mit ihren Reimen ein Stück alter Kultur und Religion vor uns haben, welches um so bedeutungsreicher und werthvoller ist, als sich von dieser Kultur und Religion sonst nur geringe Reste erhalten haben.

Mit andern Worten: der deutsche Aberglaube ist das nachgedunkelte Bild des deutschen Heidenthums. Und er ist ein zerrissenes Bild, nur Material zu einer Wiederherstellung der alten Weltanschauung — disjecta membra poetae. Die genannten Forscher haben, sich an die Edda, an andere skandinavische Literaturerzeugnisse des Alterthums und an das wenige, was in mittelalterlichen Schriftwerken an den Gegenstand anklingt, anlehnend, den Versuch gemacht, mit diesem Material die Götterwelt, die der neben ihr hergehenden übernatürlichen Mächte der deutschen Urzeit und die Gesammtheit der damals herrschenden Vorstellungen von dem Verhältniß der Menschen und der Natur zu ihnen wiederaufzubauen, und der Bau, den sie hinstellten, zeigte in den meisten seiner Theile deutlich die Grundzüge des alten Systems. Er zeigte aber auch Lücken, und mancher Baustein war nur Hypothese. Seitdem ist fleißig weiter gesammelt worden, eine reiche, bunte Welt hat sich aufgethan, manche Lücke schloß sich, die eine Vermuthung erwies sich als unrichtig, die andere fand überraschende Bestätigung, so daß sie jetzt als Gewißheit zu gelten hat. Damit näherte sich jeder neue Versuch, die deutsche Mythologie aus dem deutschen Aberglauben wiederherzustellen, mehr der Vollendung. Die Nebelbilder ge-

wannen schärfere Umrisse, Farbe und eine gewisse Oertlichkeit. Manches freilich blieb noch unaufgehellt, und es ist nicht abzusehen, wie es sich einmal klar erkennbar gestalten und in den Zusammenhang eingeordnet werden soll. Auch ist wohl noch manche Hypothese zu beseitigen, bei der eifrige Forscher, wie das nicht selten geschieht, sich in eine Idee verliebten, sie überall verfolgten und dann bei ihren Sammlungen und Vergleichungen fanden, was sie finden wollten. Namentlich ist hier mit der Zurückführung noch jetzt lebenden Volksglaubens auf Vorstellungen der indischen Vedenzeit meines Erachtens zuweilen in einer Weise vorgegangen worden, welcher gesunder Menschenverstand kaum zu folgen vermag.

Indeß ist die wissenschaftliche Arbeit im Ganzen gegenwärtig so weit gediehen, daß sich aus ihren Ergebnissen gewisse Gebiete des Volksglaubens, von dem hier die Rede ist, für das größere Publikum darstellen lassen, und das soll im Folgenden geschehen.

Fragen wir uns, in welchem Verhältniß unsre Vorfahren in der Urzeit, von der die Geschichtsquellen nichts berichten, zu der übersinnlichen Welt gestanden haben werden, so ist die Antwort: sie kannten in den Anfängen ihres Volkslebens überhaupt keine übersinnliche Welt. Die Götter der Heiden entstehen im menschlichen Gemüthe aus den Gefühlen der Bewunderung, des dankbaren Wohlbefindens und der Furcht, welche zunächst die Gegenstände und Erscheinungen der äußeren Natur einflößen. Erst später treten dazu ethische Momente, innere Mächte, die zu Begriffen werden, welche zu jenen äußeren zu passen scheinen, als Dasselbe empfunden werden wie sie und so mit ihnen verschmelzen. Endlich mischen sich hiermit bei den Völkern im Laufe der Zeit Erinnerungen an mächtige Ereignisse in der Natur und in der Geschichte und an große Herrscher und Helden. In der frühesten

Zeit werden bei allen Stämmen der Menschheit nur der unermeßliche blaue Himmel mit seinen fliegenden Wolkenzügen, die unnahbare, Alles überstrahlende, die Früchte des Feldes reifende Sonne, der Sturm, das Gewitter, das zugleich wärmende und zerstörende Feuer und die saatengebärende und die Todten bergende Erde bewundert, als wohlthätig empfunden oder gefürchtet und demzufolge verehrt worden sein. Sobald aber ein regerer Verkehr zwischen den einzelnen Familien und Stämmen die guten und schlimmen Eigenschaften in ihnen wachrief, das Nachdenken über dieselben anregte und Schutz gegen sie oder Förderung ihrer Zwecke erheischte, begannen sich leise und unbewußt mit jenen Naturdingen die ihnen entsprechenden Gemüthsregungen zu verbinden. Mit der Reinheit der Sonnenscheibe vermählten sich in der Seele des Volkes ihre eigne Reinheit, Unschuld und Gerechtigkeit, ihr Wohlwollen und ihr Wohlthun. Mit dem Gedankenbilde vom Sturme, der die Wolken daherführt oder sie wie flüchtige Feinde vor sich hintreibt, der Alles vor sich niederwirft, mit dem Blitze, der wie ein feuriger Speer oder Hammer auf die hohen Bäume oder Bergkuppen herniederfährt, vermischte sich leicht die Vorstellung von dem wilden Muthe, der den Helden beseelte. Mit dem Begriffe der milden, fruchtspendenden Erde verknüpfte sich das Bild der liebenden Mutter und der sorgsam waltenden Hausfrau. Endlich aber drangen in diese an sich unveränderlichen, geschichtslosen, bei allen edleren Völkern ähnlichen Göttergestalten, die man sich nicht plastisch abgerundet denken darf, sondern als vielfach in einander verschwimmend vorzustellen hat, Naturereignisse von außergewöhnlicher Bedeutung und mächtig wirkende geschichtliche Thatsachen ein, Erinnerungen an Wanderungen der Stämme, örtliche Bildungen, der erste Anblick des Meeres bei Binnenvölkern, und so änderte und bereicherte sich der Kreis

religiöser Anschauungen, und es bildete sich nach und nach eine Mythologie, d. h. eine Lebensgeschichte der Götter aus, welche nach dem Charakter der einzelnen Völker, der Natur der Länder, die sie bewohnen, und der Wendung, welche ihre Geschichte genommen hat, verschieden sind.

So verehrten denn Anfangs auch unsere Urväter nur Naturkräfte und Naturgegenstände. Sie sahen im Winde, Nebel und Winter, in den schroffen Felsgipfeln und wilden Wasserfällen unbändige, menschenfeindliche Riesen. Die stetig wirkenden Elementarmächte waren ihnen weltbeherrschende, aber von jenen ebenfalls bedrohte Gottheiten. Die stiller schaffenden Mächte der Natur, sowie die mehr an die Oertlichkeit gebundenen Kräfte derselben betrachteten sie als Untergötter. Allmählich aber rückten diese Vorstellungen vom natürlichen auf das sittliche Gebiet, und namentlich die Hauptgottheiten wurden, als das Volk der Germanen sich mehr und mehr aus einem überwiegend friedlichen in ein kriegerisches verwandelte, aus segenspendenden Feld- und Ackerbeschirmern zu grimmigen und blutigen Schlachtenlenkern, wenn sich auch ihre freundlichere Seite nie ganz aus der Erinnerung verlor. In der letzten Zeit des Heidenthums traten dazu Vorstellungen aus den Kreisen der Römer, der Kelten und anderer Nachbarn, ja wohl auch des Christenthums, das aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens auf die Gestalt eingewirkt hat, welche in der Edda das Bild von der Götterdämmerung zeigt.

Als Oberster und Vater der altdeutschen Götter galt Wuotan, ursprünglich der personifizirte Himmel mit seiner Sonne und seinen Wolken. Im Hinblick auf jene dachte man sich ihn als alten Mann mit nur einem Auge, in der Erinnerung an diese gab man ihm einen breitrandigen Hut und einen weiten grauen Faltenmantel. In Friedenszeiten saß er auf hohem

Stuhle, die Welt überschauend und regelnd. Während der Zeit der Sonnenwende des Winters zog er bald als saatensegnender und opferempfangender Gott, bald als Führer des Todtenheeres über die Gefilde hin. Im Kriege stürmte er auf seinem weißen Rosse den Kämpferschaaren voran, verlieh den Sieg und rief die Gefallenen in seine Burg. Außerdem galt er bei einzelnen Stämmen als Begründer der gesellschaftlichen Ordnung, als Verleiher der Wahrsagekunst und als Vater der Dichter, allgemein aber als Gewährer von Wünschen — eine Eigenschaft, an die sich von Seiten der Menschen allerlei Zauber knüpfte. Unter den Thieren waren ihm der Wolf und der Rabe heilig.

Ein andrer hoher Gott, der ursprünglich nur eine Seite Wuotans war und deßhalb sein Sohn hieß, war Donar, die Personifikation des himmlischen Feuers, des Gewitters. Da die läuternde Kraft dieses Elements bald erkannt wurde, wurde er als Helfer und Bewahrer vor Seuchen und Krankheiten angesehen, zugleich aber war er der Bekämpfer der Riesen und in friedlicher Zeit der Vorstand von Volksversammlungen und Gerichtssitzungen. Seine Attribute waren ein rother Bart und ein mächtiger Hammer, von den Thieren waren ihm der Ziegenbock, dann alle, welche rothe Farbe zeigten, z. B. der Fuchs, die Schwalbe mit ihrer rothen Brust, der Storch mit seinen rothen Beinen, von den Pflanzen die Eiche, die Eberesche und eine große Anzahl Kräuter heilig, welche irgendwo seine Farbe trugen.

Wuotan rein als Kriegsgott gedacht war Ziu, der bei den Völkerschaften zwischen Niederrhein und Elbe Sachsnot, d. i. Schwertgenoß, bei den Baiern Eor hieß. Allgemein verehrt wurde Fro, der zur Person gewordene Erntesegen, dann der Gott des Reichthums überhaupt, der alljährlich durch einen Umzug auf seinem goldborstigen Eber, dem Symbol des reifen Gerstenfeldes, die Saaten segnete. Endlich kannten die Deutschen

unter dem Namen Paltar oder Fol auch den Gott, der in der Edda als Baldur eine Rolle spielt, und zwar scheint er eine Personifikation alles Lichten und Reinen in der Natur, ursprünglich etwa der milden, ungetrübten Frühlings- und Herbstsonne gewesen zu sein.

Von den Göttinnen haben sich in den Quellen, aus denen wir dieß schöpfen, d. h. in den Volkssagen, Bräuchen und Meinungen der deutschen Landschaften, nur einige wenige erhalten: Frigg, Wuotans Gemahlin, auch Fria, Herke, Frau Holle und (vorzüglich in Süddeutschland) Perchta, dann die ihr ähnliche und vielleicht nur eine besondere Seite derselben vertretende Frouwa, endlich Ostara, die ebenfalls mehr oder minder mit Frigg identisch ist. Letztere wurde als hohe weiße Frau gedacht, welche die Saaten segnete, dem Flachsbau und dem Spinnen vorstand, über Ehe und Haushalt wachte und die Kinderseelen vor ihrer Geburt und wenn sie jung gestorben waren, unter ihrer Obhut hatte. Ihr scheint die Katze heilig gewesen zu sein. Ferner standen der Storch und der Marienkäfer zu ihr in Beziehung. Endlich gehörten ihr vermuthlich alle Pflanzen und Blumen in Feld und Wald, welche jetzt der Mutter Gottes geweiht oder wenigstens nach ihr benannt sind.

Sehr reichlich fließt der Quell der Ueberlieferung in Bezug auf die übernatürlichen Wesen niederer Klasse, die kunstreichen, aber meist boshaften Zwerge in den Bergen und Erdhöhlen, die Schwanenjungfrauen, die als Boten Wuotans die Seelen der gefallenen Krieger nach der himmlischen Methbank zu führen hatten, die bald gefälligen, bald neckischen Hauskobolde, die grünhaarigen Nixen; die Feld- und Waldgeister und wie diese Gestalten der Phantasie alle heißen mögen. Der Grund hiervon wird darin zu suchen sein, daß sie, als das Christenthum vom Rhein und von der Donau her in Deutschland eindrang, dem Gotte des-

selben keine Konkurrenz machten und infolge dessen von der Kirche unbehelligt blieben.

Gegen die übrigen Götter und die ihrer Verehrung gewidmeten Bräuche trat die Kirche selbstverständlich mit aller Entschiedenheit auf, indem sie dieselben für Teufel erklärte, und die, welche ihnen offen oder insgeheim zu huldigen fortfuhren, mit allen Mitteln verfolgte. Zugleich aber verfuhr sie politisch, indem sie einem Theil des heidnischen Wesens, soweit es ohne Schaden möglich war, in ihrem Kultus eine Stätte gewährte und ihm dabei nur einen andern Namen und andere Bedeutung gab. Die Legenden von Maria, der Mutter Gottes, nahmen Elemente aus den Sagen von der Erdmutter Herke oder Perchta in sich auf, und diese selbst lebte in gewissen Zügen als Doppelgängerin neben der heiligen Jungfrau fort. Donar wurde zu dem Apostel Petrus, wie das Volk sich ihn dachte, Wuotan, soweit er seine kriegerische Seite herausgekehrt, zum Erzengel Michael, soweit er der friedliche Erntespender gewesen, zu Sanct Martin oder Sanct Nicolaus. Die Stelle der Julfeier, des Festes des neuen natürlichen Lichtes, nahm das Christfest ein, welches das in Christus der Welt geschenkte geistige Licht feierte, der Patron des andern Sonnewendtages in der Mitte des Jahres wurde an der Stelle des Feuer- und Gewittergottes der Täufer Johannes. Die alten Heil- und Zauberkräuter, die sich ebenfalls meist umtaufen zu lassen gezwungen waren, wurden am Palmsonntag von der Kirche geweiht, behielten aber ihre bisherigen Eigenschaften bei. Was sich von alledem nicht christianisiren ließ, galt zwar für teuflisch, für Spuk und Werk der Hölle, fand aber trotzdem lange Zeit seine Liebhaber. Nur flüchtete es sich meist aus dem Tage in die Nacht, und in der Ueberlieferung von Mund zu Mund wurde mancher sinnreiche Brauch und Spruch zu Unsinn. Im weiteren Verlaufe der

Dinge verwandelten sich ernste Feste, Aufzüge und Schaustellungen in Possen, denen ihr Ursprung kaum noch anzusehen war, in Neckerei und Umzüge bettelnder Burschen und Kinder. Die Sagen von den Göttern wurden zu Ammenmärchen, die Gebete an sie zu Reimen beim Spiel der Kinder. Anderes pflanzte sich wenig berührt von der Einwirkung des Christenthums von Geschlecht zu Geschlecht fort und erlag nur zum Theil der Verfolgung der Kirche und ihrer Priester, bis endlich die verbesserte Schule die Aufklärung aus den Städten in das platte Land dringen und die letzten Reste des Heidenthums in der Anschauungsweise der Mehrzahl verschwinden ließ.

Immer aber ist es nur die Mehrzahl. Nicht blos die Alten, auch junge Leute, und namentlich das weibliche Geschlecht, widerstehen noch heute und halten den alten Glauben in mehrfacher Beziehung fest. Orakel und Weissagungen sind noch allenthalben beliebt. Alte Götter leben als Gespenster weiter oder spuken wenigstens in ihren Attributen, ihren heiligen Thieren fort. Die alten Regeln in Betreff des Landbaus und der Viehzucht werden noch beobachtet. Allerlei Glücks- und Heilzauber wird noch getrieben, und überall herrscht noch die Tagewählerei. Es giebt neben den betreffenden Wissenschaften eine Volksbotanik, eine Volkszoologie, eine Volksastronomie, die in dem alten Heidenthum wurzeln und allerdings im Laufe der Jahrhunderte Neues erzeugt und fremde Elemente, römischen und jüdischen Aberglauben in sich aufgenommen haben, aber ihrem Stamme nach germanisches Gewächs sind.

Hiervon soll nun im Folgenden gesprochen werden. Eine vollständige und erschöpfende Darstellung dessen, was der deutsche Volksglaube von der einstigen deutschen Mythologie bewahrt hat, ist nicht beabsichtigt. Es kam mir nur darauf an, einige Hauptsachen in ausführlicher und übersichtlich grup-

pirter Zusammenfassung des überaus reichen und bunten Materials mitzutheilen. Wenn dabei das Eine und das Andere sich wiederholt, so wolle man dieß verzeihen; man wird gewahr werden, daß es nach Möglichkeit vermieden und nur da zugelassen worden ist, wo der Gegenstand eine Erinnerung an Vorhergegangenes zu verlangen schien.

II.

Der Kalender des Aberglaubens.

Sehr weit, selbst unter den Türken und Arabern, finden wir die Meinung verbreitet, daß in Betreff gewisser Geschäfte und Verrichtungen aus mehr oder minder unerklärlichen Ursachen die eine Zeit der andern vorzuziehen sei, und daß gewisse Tage der Woche oder des Jahres als solche, wo Alles gerathe, andere dagegen als solche, wo Alles unglücklich ausschlage, anzusehen seien, jene also gewählt, diese vermieden werden müßten, wenn man Gelingen und Gedeihen erleben wolle. Diese Ansicht beruht vorwiegend auf Wahn, der seinerseits wiederum entweder auf dumpfe, unbestimmte Nachklänge der Heidenzeit mit ihren Göttern, ihren Festen und ihrem Zauberwesen, oder auf Thatsachen und Personen der kirchlichen Urgeschichte und Legende, dann auf die mittelalterliche Astrologie, endlich auf die Schicksalsidee zurückzuführen ist. Zu einem kleineren Theil gründet sich diese Vorstellung auf Beobachtungen, Erfahrungen und Erinnerungen des Landvolkes, die sich auf meteorologische, botanische und zoologische Vorgänge beziehen und meist Richtiges enthalten, so daß

der Kalender des Volksglaubens und seine Regeln nur mit Einschränkungen in das Gebiet abergläubischer Thorheiten zu verweisen sind. Die Kirche förderte diese Auffassung der Dinge. Sie segnete zu Lichtmeß Kerzen, weihte am Tage Philippi und Jakobi Buchen und Maien, am Palmsonntage Palmen, am Johannistage Blumenkränze und Wein, am Tage Mariä Himmelfahrt den Würz- oder Krautwisch, am Sebastianstage Waffen. Sie dispensirte an bestimmten Tagen von gewissen Geschäften oder Pflichten, sie verlieh andere Tage Heiligen, die als Patrone von Handwerken, als Förderer und Beschützer von Saaten und Heerden galten oder sonst zu einem Moment des menschlichen Lebens in Beziehung standen. So erreichte diese Anschauung der Welt im Mittelalter ihre Höhe. Auch das geringste Vorhaben und Thun hatte seinen Glücks- oder Unglückstag, und das gesammte Dasein, Denken und Trachten der Menschen erhielt seine Regelung durch die Tagewählerei, die in Haus und Stall, Feld, Wald und Wasser alle Unternehmungen mehr oder minder bestimmte und nur dringender Noth nachgab, wenn sie einmal ihr Vorurtheil opferte, in solchen Fällen aber immer von der Uebertretung der Regel Unheil erwartete.

Vieles von diesen Vorstellungen ist seitdem allgemein einer verständigeren Auffassung der Natur und dem Lichte der Wissenschaft gewichen. Anderes hat sich in weiten Kreisen des Volkes und hin und wieder selbst unter Gebildeten erhalten, und von dem Wunderlichsten darunter soll in diesem Abschnitt meiner Betrachtung des deutschen Volksglaubens die Rede sein.

An einem für unglücklich gehaltenen Tage wird nichts Wichtiges unternommen, keine Verlobung oder Hochzeit, kein Kauf oder Verkauf, keine Reise. Man geht an ihm nicht in See, man bezieht keine neue Wohnung, man tritt keinen Dienst an, sondern verschiebt das betreffende Vorhaben auf einen Tag,

der für glücklich gilt. Welche Tage der Woche oder des Jahres glückliche oder unglückliche sind, darüber haben die verschiedenen Gegenden verschiedene Ansichten, die nur in einigen Punkten zusammenstimmen.

Der Sonntag wird, soweit es sich um Geburten und kirchliche Gebräuche handelt, in Deutschland allgemein für glücklich angesehen. Wer an ihm geboren ist, ist ein Sonnen- oder Glückskind, und ein solches kann vieles andern Menschen Verborgene sehen, namentlich aber Geister, Gespenster und vergrabene Schätze. Dieß gilt in Tirol ganz besonders von denen, die am „weißen Sonntage", d. h. dem Sonntage nach dem Osterfeste, in andern Gegenden von denen, die an einem „goldenen Sonntage", d. h. an einem solchen, der mit einem Quatember zusammenfällt, zur Welt gekommen sind, in Ostpreußen und Pommern aber von denen, die zugleich an einem Sonntag die Taufe empfangen haben. Im Harze heißt es: Sonntagskinder, die zwischen elf und zwölf Uhr geboren sind, können an jedem Sonntag in derselben Stunde in einer blühenden Fliederlaube Geister sehen. In Hessen will der Aberglaube, daß man sich am Sonntage die Nägel nicht verschneide, ein Verbot, welches möglicherweise mit einer Vorstellung aus der Heidenzeit zusammenhängt, welche u. A. ihren Todten vor der Beerdigung die Nägel abschnitt, weil sie, wenn man dieß unterließ, Material zu dem Schiffe lieferten, auf dem am Tage der Götterdämmerung die Riesen nach Walhall fahren sollten. Im Brandenburgischen meint man, wer an einem Sonntage erkranke, der müsse daran sterben. Wird an einem Sonntage vom Priester ein grünes Meßkleid angelegt, so giebt es Regen, und dann regnet es neun Sonntage hintereinander — behauptet tiroler Volksglaube. Aus dem christlichen Gebot der Sonntagsheiligung entsprungen sind folgende Meinungen des norddeutschen Landvolkes: Wer Sonntags an seinem Hause baut, der

zieht in dasselbe allerlei Ungeziefer. Wer Sonntags nicht arbeitet, der sichert sein Haus vor Mäusen, seine Wiesen vor Maulwürfen und Feld und Garten vor Vogelfraß. Eine Frau, die Sonntags näht, kann nicht eher sterben, als bis alle Nähte, die sie fertig gemacht hat, wieder aufgetrennt sind. Bei Meran in Tirol geht die Rede, wer am Sonntag schnitzele, der schneide unserm Herrgott in die Finger.

Der Montag steht fast allenthalben in schlechtem Ruf und Ansehen. Was man an ihm unternimmt, wird, wie man im Lauenburgischen sagt, „nicht wochenalt". Im Altenburgischen darf an ihm nichts weggeliehen und kein großes Geld ausgegeben werden, weil man in solchem Falle das Glück für die Woche weggiebt, wobei zu bemerken ist, daß dem Volke der Montag meist als der erste, nicht als der zweite Tag der Woche gilt. Ferner soll man an ihm kein Feuer beim Nachbar holen, auch selbst niemand, der um Feuer bittet, willfahren. Montags soll keine Magd verziehen; sie bleibt sonst nicht lange im neuen Dienst oder, wie es am Rheine heißt, sie zerbricht viel. Nur der Zunft der Diebe ist der Montag für ihre Arbeiten günstig.

Vom Dienstag sagt man zwar in Tirol, daß an ihm die Hexen ausfahren, es also nicht geheuer ist, und in Norddeutschland, daß den Frauen, die an ihm spinnen, der Flachs mißräth; aber im Uebrigen wird er als ein glücklicher Tag betrachtet und zwar in Schlesien, Hessen und Tirol für Trauungen und im Harze für den Antritt von Diensten.

Der Mittwoch ist wieder ein Unglückstag; an ihm darf nichts gesäet, nicht gedüngt, auch das Vieh nicht auf eine neue Weide getrieben werden. Ein Kind, das Mittwochs zum ersten Male die Schule besucht, lernt nichts Ordentliches. Eine Frau, die an diesem Tage eine neue Kuh zum ersten Male melken wollte, würde kein Glück mit ihr haben. Ein Weib, das an

ihm buttert, ist eine Hexe. Kälber, die an ihm geworfen werden, gehen schnell zu Grunde. Mittwochs würde in Grindelwald niemals ein Hirt zu Berge ziehen, und der dortige Landmann behauptet, der Mittwoch sei gar kein Tag, sondern bloß die Mitte der Woche. Fragen wir, weßhalb dieser Tag so übel angeschrieben ist, so wird die Ursache ohne Zweifel darin zu finden sein, daß er in der heidnischen Zeit dem Wuotan geweiht war, und daß später die Kirche diesen Gott und mit ihm auch seinen Tag ächtete und verunehrte. In Tirol erklärt man die Sache damit, daß Judas sich an einem Mittwoch erhenkt habe.

In Betreff des Donnerstags, der dem deutschen Gewittergotte Donar heilig war, gehen die Ansichten auseinander, indem in der einen Gegend die einstige Heiligkeit des Tages, ohne daß man sich dessen bewußt ist, fortwirkt, während in der andern die Kirche, die dem Tage allerlei Böses nachsagte, die Oberhand behielt. An vielen Orten des nordwestlichen Deutschland gilt das Sprichwort: „Donnerstagsheirath, Glücksheirath". An der Bergstraße feiert man Hochzeiten am Liebsten an Donnerstagen. An ihm soll man nach hannoverscher und hessischer Bauernregel säen, vorzüglich im Neumond und ersten Viertel. Er ist der Glückstag für Schlosser und Schmiede, Wagner und Müller. Eine weitere Verbreitung hat der Aberglaube, daß der Donnerstag eine unheilvolle Bedeutung habe. „Donnerstags trägt kein Vogel zu Neste," ist eine oft gehörte Redensart. In Tirol halten an ihm die Hexen ihren Umzug. In Schlesien, Ostpreußen, der Mark und verschiedenen niedersächsischen Landstrichen darf an ihm keine Trauung vorgenommen und überhaupt nichts Wichtiges, kein Hausbau, kein Umzug u. d. begonnen werden. Der Tagewähler dieser Gegenden hütet sich, an ihm seine Kinder zum ersten Male zur Schule zu schicken. Er wird eher alles Andere thun, als sich an ihm vom Barbier

die Ader schlagen zu lassen. Er haut an ihm kein Holz, fährt keinen Dünger auf sein Feld, schlachtet nicht, läßt Abends in seinem Hause nicht spinnen, ja nicht einmal Löffel und Teller reinigen. In Franken endlich wissen die Bauern, daß Kälber, die am Donnerstage geworfen sind, keine Nachzucht geben.

Der verhängnißvollste Tag der Woche ist ihr vorletzter, jedoch in verschiedenem Sinne. Je nachdem der Nachklang aus der Zeit, wo der Freitag der freundlichen Göttin Fria oder Frigg, der Saatenmutter, der Patronin der Ehe und der Kinderwelt, geweiht war, oder die christliche Betrachtung, daß der Heiland an einem Freitage den Kreuzestod erlitten, überwiegt, gilt er als der glücklichste oder der unglücklichste der Tage. Fast im ganzen Norden Deutschlands eignet er sich vor Allem zu Hochzeiten, und beinahe alles an ihm Unternommene gelingt, besonders aber gerathen an ihm sympathetische Kuren und andere Zaubereien. Am Freitag muß man sich die Nägel verschneiden, weil das vor Zahnweh bewahrt (allgemeine Ansicht von der Ostsee bis nach Tirol hinauf), ebenso die Haare, weil sie dann gut wachsen (Schlesien und Obersachsen). Wer Freitags ein frisch gewaschenes Hemd anzieht, sichert sich vor der Darmgicht. Wer an drei Freitagen Morgens zuerst den rechten Fuß aus dem Bette setzt, dem drücken die Schuhe ein Jahr lang keine Blasen. Wer an einem Freitage vor Sonnenaufgang auf dem Felde spazieren geht, bleibt vom Zipperlein verschont. Dagegen sagt man in Tirol: wer an einem Freitag geboren wird, muß sein Lebtag viel leiden, und es gilt hier für Thorheit, an diesem Tage zu heirathen; auch heißt es hier: wer am Freitag lacht, weint am Sonntag. In Kärnthen darf man an diesem Tage keine Wäsche im Bache reinigen, weil es dann eine Ueberschwemmung giebt, und in Hessen bringt Freitagswäsche überhaupt Unglück. Fast überall in Schlesien, der Lausitz,

Obersachsen, Thüringen, Hessen und Schwaben weiß die Rocken-philosophie dem Freitag Böses nachzuerzählen und vor ihm zu warnen. Die Weiber dürfen sich an ihm die Haare nicht kämmen und flechten, weil sie dadurch sich Ungeziefer zuziehen würden. Wenn man an ihm Hühnern Eier unterlegt, so werden sie entweder von jenen gefressen, oder es werden dann Küchlein ausgebrütet, die, wenn sie groß geworden sind, wie ein Hahn krähen und damit Unglück weissagen. Was auch an ihm vorgenommen wird, muß mißrathen. Daher soll man an ihm keinen Kauf abschließen, nichts verborgen, nicht dreschen, keine Reise antreten u. d. In Schwaben endlich ist der Freitag der Tag, wo die Hexen auf dem Heuberge bei Rotenburg ihre Feste mit dem Teufel feiern und dann umherschwärmen, um an ihren Nachbarn und deren Vieh allerlei Bosheiten zu verüben.

Auch der Sonnabend, süddeutsch Samstag, gehört zu den unglücklichen Tagen. An ihm dürfen die Ställe nicht gemistet werden. Wer an ihm spinnt, von dem glaubt man, daß er nach dem Tode mit einem Rocken in der Hand auf Erden umherspuken werde. Leinwand, die man an ihm zu bleichen versucht, bleibt grau. In ganz Norddeutschland durfte früher und darf an manchen Orten noch jetzt an ihm keine neue Arbeit begonnen, kein neues Kleid angezogen, kein Dienst angetreten werden, wenn das nicht unglücklich ausschlagen soll. In Tirol aber weiß man von ihm Besseres zu berichten; denn wenn man hier am Samstag niest, kommt einem am Sonntag Glück ins Haus. Am Samstag, welcher der Mutter Gottes heilig ist, muß dieser zu Ehren die Sonne wenigstens ein Weilchen scheinen, glauben die Bauern der dortigen Thäler.

Daß es auch unter Muhamedanern Tagewähler giebt, habe ich auf drei Reisen im Morgenlande wiederholt zu meinem Verdrusse erfahren. Zuerst in Bulak, dem Nilhafen bei Kairo.

Unsere Reisegesellschaft hatte die Absicht, an einem Sonntage nach Oberägypten und Nubien aufzubrechen. Alles war an Bord der „Dahabieh" geschafft, die wir zur Fahrt dahin gemiethet und verproviantirt hatten. Als wir aber dem Dragoman sagten, er solle den Reis die Anker lichten heißen, brachte er die Antwort zurück, Reis Fargalli meine, der Wind sei uns nicht günstig, und als wir auf die Wimpel wiesen, die das Gegentheil zeigten, fehlten noch drei Matrosen. Da auch diese Ausflucht bei uns nichts half, erschien der Reis selbst in der Kajüte und erklärte mit Geberden der tiefsten Unterwürfigkeit die wahre Ursache des Zögerns. Wir sollten ihm mit den Stiefeln in den Nacken treten — „mit schmutzigen Stiefeln" sogar, drückte er sich emphatisch aus, — aber heute abfahren, nein, daß ginge durchaus nicht. Es war ein unglücklicher Tag, wie nun auch unser Dragoman, der brave und unerhört abergläubische Hassan Salama, bestätigte, der den ganzen Tag sauer drein gesehen, den Kopf gehangen und gelegentlich mit dem oder jenem kleinen Mittel versucht hatte, die Chowâdschi zum Aufschub ihres Unternehmens zu veranlassen. Wir mußten uns wohl oder übel fügen.

Der Sonntag wird aber von den Arabern und Türken deshalb für einen Unglückstag gehalten, weil in der darauf folgenden Nacht der Prophet gestorben ist, — ein Grund, welcher vielleicht einen älteren, der in die heidnische Zeit fiel, ersetzt hat. Der Montag wird als ein guter, der Dienstag hinwiederum als ein böser Tag angesehen, weil an ihm die Ermordung mehrerer berühmter Märtyrer des Islam erfolgt ist. Er heißt deshalb im Volke der „Bluttag", was indeß auch davon abgeleitet wird, daß man sich in Aegypten an ihm zur Ader zu lassen pflegt. Der Donnerstag und der Freitag sind die besten Tagen der Woche; jener heißt der „gesegnete", dieser —

bekanntlich der Bettag der Muslime — der „ausgezeichnete“. Der Samstag endlich ist ein Tag, an dem man sich nicht einmal die Nägel verschneiden oder den Kopf rasiren lassen, geschweige denn ein Haus oder ein Pferd kaufen oder eine Reise antreten soll. Ein uralter Aberglaube — uralt, denn er wird bereits von Muhamed erwähnt, und zwar mißbilligend — ist der, welcher den letzten Mittwoch im Monat Safar als einen überaus unglücklichen Tag fürchtet. Viele Kairener sollen auf keine Weise zu bewegen sein, an diesem Tage das Haus zu verlassen, da man meint, daß an ihm die bösen Geister ganz besondere Gewalt über die Menschen haben.

Kehren wir unter unsere Deutschen zurück, so finden wir, daß ein Theil der andern „Los- oder Schicksalstage“ des Jahres deshalb eine besondere Bedeutung gewonnen hat, weil der Heilige, dem der Kalender diesen oder jenen Tag zugeeignet hat, der Patron dieser oder jener Zunft ist oder im Rufe steht, dem einen oder dem andern Vornehmen oder Betrieb sein Wohlwollen zuzuwenden oder gewissen Bereichen der natürlichen Dinge schützend und fördernd vorzustehen. Sankt Blasius ist der Schutzheilige der Kammmacher, Antonius derjenige der Lohgerber, Joseph derjenige der Zimmerleute; die Maler haben den heiligen Lukas zum Patron, und natürlich wählten Angehörige dieser Gewerbe zur Ausführung wichtiger Unternehmungen und zum Beginn neuer größerer Arbeiten den Tag des Heiligen, der gleichsam der himmlische Obermeister ihrer Zunft war. Nikolaus macht reich, hieß es, und so schloß man an seinem Tage gern Geldgeschäfte ab. Die Tage Valentin, Agnes und Markus haben einen guten Ruf in Liebesangelegenheiten, also machte man sich an einem derselben an die Werbung um hübsche oder reiche Mädchen. Der heilige Stephan gilt als Patron der Pferde, und so ließ man diesen mit Vorliebe an seinem Tage zur Ader.

Die Mehrzahl der für besonders wichtig geltenden Tage des Kalenders hat ihre Bedeutung auch da, wo sie scheinbar aus dem Christenthum und dessen Erinnerungen stammt, von heidnischen, die jährlichen Naturperioden mythisch gestaltenden Auffassungen erhalten. Dabei ist zu beachten, daß sich in verschiedenen Gegenden der von Deutschen bewohnten Länder bei denselben Schicksalszeiten oft ein Unterschied von zwölf Tagen findet, indem z. B. auf den zwölften Mai gesetzt wird, was eigentlich und nach dem Glauben und Brauch anderer Gegenden dem ersten Mai oder der Walpurgisnacht angehört. Das ist aber nichts Anderes als der Unterschied des alten und des neuen Kalenders, indem der Aberglaube an manchen Orten die Zählung des alten beibehalten hat.

In Tirol und einigen Thälern des bairischen Hochlandes werden 28 sogenannte „Schwendtage" mit scheuer Angst betrachtet. Dieselben sind: der Neujahrstag, der 2. Januar (Macarius), der 4. (Titus), der Dreikönigstag, der 11. (Hyginus), der 20. (Fabian und Sebastian), der 22. Januar (Vincenz); ferner im Februar: der 1. (Brigitta), und der 17. (Sylvius); im März: der 14. (Mathilde) und der 16. (Heribert); im April: der 10. (Ezechiel), der 16. (Gerold) und der 17. (Rudolf); im Mai: der 7. (Florian) und der 8. (Michaels Erscheinung); im Juni: der 17. (Paula), im Juli: der 17. (Alexius) und der 21. (Victor); im August: der 20. (Bernhard) und der 21. (Francisca); im September: der 10. (Hilarius) und der 18. (Thekla); im Oktober: der 6. (Bruno); im November: der 6. (Leonhard); endlich im Dezember der 6. (Nikolaus), der 11. (Damasus) und der 15. (Irenäus).

Außerdem gelten in Tirol, hier und dort auch in Norddeutschland, für „verworfene" Tage der 17. und 18. Januar, der 8. und 16. Februar, der 3., 12., 13. und 15. März, der

1., 3., 15. und 18. April, der 10., 17. und 30. Mai, der 1. und 7. Juni, der 1., 5. und 6. Juli, der 1., 3. und 17. August, der 1., 2, 15. und 30. September, der 11. und 17. November, endlich der 1. und 7. Dezember. Unter diesen Tagen sind fünf, nämlich der 3. März, der 17. August und der 1., 2. und 30. September, ganz besonders unglücklich. In Schwaben aber hält man die gefährlichsten und unheilvollsten Tage des Jahres den 1. April, an dem der „rothe Judas, der Erzverräther", geboren sein soll; den 1. August, an dem der Teufel in die Hölle geworfen wurde, und den 1. September, an dem Sodom und Gomorrha untergegangen sind.

Warum die übrigen im Vorstehenden aufgeführten Tage Unglück bedeuten und bringen sollen, ist unklar; wahrscheinlich waren sie einst heidnische Schicksalstage. Man sagt von ihnen allerhand böse Ding aus. Ein Kind, das an einem von ihnen geboren wird, lebt nicht lange oder wird von Armuth und Elend verfolgt. Leute, die sich an ihnen verheirathen, können auf keine Treue rechnen und verlassen einander nach kurzer Zeit. Wer an ihnen eine Reise antritt, der kommt auf derselben zu schaden. Item soll man an ihnen keinen Bau anfangen, kein junges Vieh absetzen, das zur Zucht bleiben soll, und nichts säen oder pflanzen. Wer sich an einem Schwendtage zu einer bestimmten, jedoch den Menschen unbekannnten Stunde verwundet, der ist nicht zu heilen. Ein Baum, der an einem dieser Tage an der Rinde beschädigt wird, sei es auch nur wenig, der muß absterben. Haare, die an einem solchen Tage geschnitten werden, wachsen nicht mehr. Prozesse, die man an einem Schwend- oder einem verworfenen Tage beginnt, gehen verloren.

Unter den Schicksalstagen ragen die sogenannten „Zwölf-

ten" oder die „zwölf heiligen Nächte" um die Zeit der Wintersonnenwende hervor, in welcher die Götter einst ihren Umzug unter den Menschen hielten. Sie werden in ganz Deutschland von dem altgläubigen Landvolke sorgfältig beachtet und sind mit allerlei Mythen und Sagen umwoben. Man versteht unter ihnen gewöhnlich die Tage vom Abend vor Weihnachten bis zum Dreikönigstage, in Baiern aber die vom Thomastage bis Neujahr und in Franken sowie in Mecklenburg diejenigen vom 2. bis zum 13. Januar — ein Unterschied, der sich von der bereits erwähnten Ersetzung des noch jetzt in Rußland geltenden julianischen Kalenders durch den gregorianischen herschreibt, welcher von den Protestanten erst später angenommen wurde.

Die Tage, von denen hier zu sprechen ist, sind die, wo der Weihnachtsbaum leuchtet und St. Sylvester seine Freunde um die Bowle versammelt. Die christliche Kirche feiert diese Zeit mit nächtlich erhellten Gotteshäusern, in denen, von Orgelschall begleitet, die Lieder von der Geburt des Weltheilandes erklingen und dem frommen Gemüthe das heilige Kind in der Krippe, umgeben von seiner Mutter, den freudenvollen Hirten und den anbetenden und Gaben spendenden drei Weisen aus dem Morgenlande erscheint. Früher allenthalben, in den letzten Jahren nur noch hier und da schlossen sich daran die Umzüge der „Sternsinger", die mit geschwärzten Gesichtern und Goldpapierkronen und in weißen Hemden, einen großen Stern mit einem Lichte im Innern auf einer Stange umhertragend von Haus zu Haus wanderten und in naiven Weisen jene Bilder und Vorgänge vergegenwärtigten. Noch früher knüpften sich an die kirchliche Weihnachtsfeier und die ihr folgenden Feste förmliche Schauspiele, welche in Rede und Gegenrede und allerlei pantomimischen Gruppen die Begebenheiten der Evangelien, die uns von der Kindheit Jesu berichten, darzustellen bestimmt waren. Wo

endlich solche kleine Dramen sich nicht ausbildeten, wurde wenigstens unter Lobgesängen vor dem Altare das Christuskind gewiegt.

Neben allen diesen Gebräuchen gingen andere her, die auf nichtchristliche Vorstellungen hindeuteten und in der That dem altgermanischen Heidenthum entstammten. In der Urzeit zogen — so haben wir uns nach gewissen Spuren die Entstehung jener Bräuche ungefähr vorzustellen — die Götter in den Monaten zwischen der Beendigung der Ernte und dem Beginn des Winters, entweder nur gedacht und in Visionen droben in den Wolken geschaut, oder durch Aufzüge von verkleideten Menschen dargestellt, segnend und Verehrung heischend durch die Lande: Wuotan, der Himmelsgott, auf seinem weißen Rosse, das die Sonne bedeutete, und mit seinem breiten grauen Hute, der die Wolkendecke versinnbildete, Frigg, Perchta oder Frau Holle, die Erdgöttin, die der Saat Gedeihen gab, dem Hauswesen vorstand und die Bewahrerin der ungebornen und frühverstorbenen Kinder war, hier und da wohl auch Donar, der Herr des Feuers und der Gewitter, oder Fro, dessen Attribut, der goldborstige Eber, seine Gabe, das Feld mit den reifen Gerstenähren darstellte. Verschiedene Bräuche waren während dieser Annäherung der göttlichen Welt an die menschliche zu beobachten. Große Schmäuse und Gelage mit Opfern fanden statt. Mancherlei Zauber wurde in diesen Wochen vorgenommen.

Später im Jahre, in den Tagen, wo jetzt auf den Kanzeln die Geburt des Erlösers verkündigt wird, feierten die deutschen Stämme das eine ihrer beiden größten Jahresfeste, das sich um die winterliche Sonnenwende und die Zeit, wo die Tage merklich wieder zunehmen, gruppirte. Wieder stiegen die Götter nieder zur Erde, und wieder verbanden sich mit ihrem Erscheinen oder der Vorstellung ihres Naheseins allerlei religiöse Handlungen, Gebote und Verbote, Aufzüge und Opferschmäuse, und

wieder knüpfte sich an den Gedanken, daß die hülfreichen Gewalten dem Hülfesuchenden jetzt erreichbarer als sonst seien, verschiedener Zauber.

Das Christenthum hat diese Vorstellungen und Gebräuche nicht ausrotten können. Es hat sie nur verwandelt und geweiht und sie dann in seine Kreise aufgenommen, oder sie zu Thorheiten, Kinderspielen, Fratzen umgestempelt, als welche sie harmlos neben der neuen Religion und Sitte herliefen. Die Götter der Zeit, in die jetzt unsre Kirmsen fallen, die himmlischen Gewalten der Wochen, wo die Sonne gleichsam neu auflebt, sind entweder zu Kirchenheiligen oder zu Gespenstern, in manchen Fällen auch zu Figuren eines volksthümlichen Mummenschanzes geworden, die symbolischen Handlungen, mit denen man sie verehrte, aus religiösen Bräuchen zu bloßen Lustbarkeiten, mehr oder minder inhaltslosen Possen und bunten, barocken Bettelgängen. Die Feste nahmen wie die Götter andere Namen an, das Erntebier des Spätherbstes hieß jetzt Kirchweih, das Jul, die Feier der Wintersonnenwende, verschmolz zum guten Theile mit dem Weihnachtsfeste und dessen Trabanten und Satelliten, einem Gefolge von Tagen, die alle in Beziehung zu dem neuen geistigen Sonnenschein standen, welcher sich mit der Geburt Christi über die Welt ergossen hatte. Ein andrer Theil aber ging nicht in dem Wesen und Leben der neuen Aera auf: eine Menge von Sitten, Vorstellungen und Phantasiebildern blieb, von Dämmerlicht-umflossen oder ganz in die Nacht verwiesen, unbestimmt, wirr, unverstanden und erst spät von der Wissenschaft als das erkannt, was seine theils grauenhafte, theils läppische Erscheinung einschloß und bedeutete, bestehen als Denkzeichen daran, daß sowohl die Adventszeit wie die der zwölf heiligen Nächte einst andern himmlischen Mächten geweiht gewesen war, als heutzutage.

Der „Schimmelreiter", eine Mummerei, die bei den Kirmsen verschiedener Gegenden Norddeutschlands und Schlesiens aufgeführt wird und nur ein Bauernspaß sein will, ist nichts Geringeres als der alte „Himmelsriese" Wuotan auf seinem weißen Sonnenrosse, der „Bär", welcher ihn hier und da zu begleiten pflegt, der Eber Fro's (Bär heißt im Plattdeutschen das männliche Schwein), der „Klapperbock", endlich, der in Pommern zu seinem Gefolge gehört, das Attribut Donars. In dem heiligen Martin und dem frommen Bischof Nicolaus, die ebenfalls in der Adventszeit entweder sichtbar oder gedacht, umherziehen, verbergen sich in ähnlicher Weise ehemalige Götter. Welches Kind im Meißnischen und Brandenburgischen, in Niederschlesien und Thüringen endlich hätte nicht die Bekanntschaft des „Knechts Ruprecht" gemacht, der drei oder vier Wochen vor dem Christfeste von Haus zu Haus geht, um brummend zu fragen, ob die Kinder gefolgt haben, und zuletzt aus seinem Sacke Aepfel und Nüsse unter sie zu werfen? Ruprecht, Hruodperaht, d. h. Ruhmesspracht, aber war ein Beiname des Götterkönigs Wuotan, der hier freilich von seinem sturmschnellen Rosse gestiegen ist, statt des flatternden Wolkenmantels einen Zottelpelz trägt, statt des Speers die Ruthe schwingt und als bloße Kinderscheuche vor uns steht.

Ganz ebenso wie von der heidnischen Feier nach der Erntezeit haben sich auch von den Sitten und Vorstellungen, die sich mit dem Julfeste der alten Germanen ausbildeten, sehr viele und bedeutsame bis nahe an die Gegenwart und in manchen Landstrichen bis in diese hinein erhalten. Dieses Fest war, wie bemerkt, einer der höchsten Feiertage unsrer Urväter oder vielmehr ein ganzer Kreis von Feiertagen. Die ganze Periode, wo die Nächte am längsten geworden sind, und wo die Tage dann wieder — „das Volk meint, täglich um die Dauer eines Hahnen-

schreis" — zu wachsen beginnen, in der einen Gegend „die zwölf Nächte", in der andern einfach „die Zwölften", wieder anderswo die „Rauhnächte" oder auch die „Lostage" genannt, war geheiligt. Während derselben verhielt man sich — wenn von jetzigen Sitten Rückschlüsse gestattet sind — möglichst still. Die landwirthschaftlichen Geräthe, die Spindeln, die Webstühle, die Kriegs- und Jagdwaffen ruhten. Man brachte den Ueberirdischen Opfer, besprengte die Wohnungen um Mitternacht mit Wasser aus heiligen Quellen und zündete auf Bergen und Hügeln Feuer zu Ehren der Götter an oder rollte brennende Räder, Symbole der Sonne, nach welchen das Fest benannt worden war (Jul, englisch wheel, heißt Rad) von den Anhöhen in die Thäler hinab. Bei den Festschmäusen spielte ein Schweinskopf die Hauptrolle. Bei den daran sich schließenden Gelagen legte man Gelübde ab und pries den Ruhm der Götter. Ferner wurde in dieser Zeit der Herd des Hauses erneuert und neu geweiht. Endlich glaubte man, daß in ihr die Götter der Erde nahe seien, und daran knüpften sich Sagen von Wundern und schrecklichen Erscheinungen sowie eine Fülle von Versuchen, sich durch Zauberwerk mit ihnen in Verbindung zu setzen und ihnen Offenbarungen über die Zukunft, Gaben und Gnaden abzugewinnen.

Zahlreiche Spuren dieser Julfeier dauern, wenn auch meist verstümmelt oder durch Zuthaten verunstaltet, in den Gebräuchen, Sagen, Glaubensmeinungen, Kuren und Zauberversuchen fort, die sich im Norden und Süden Deutschlands an die heiligen zwölf Nächte knüpfen. Noch heute will in manchen Gegenden ein Nachklang der Scheu vor den zur Erde gestiegenen Göttern, daß in dieser Zeit alle Arbeit ruhe. Weder ein Wagen- noch ein Spinnrad soll sich drehen. Es darf kein Brod gebacken, nicht gewebt und nicht gewaschen werden. Wenn in

einem mecklenburgischen Gehöft in den Rauhnächten ein Kleidungsstück gewaschen wird, so stirbt zwölf Jahre lang alljährlich ein Mensch aus dem Hause. Die Stuben müssen am Tage vor Anbruch der heiligen Woche sauber gefegt und gescheuert sein, und in den steirischen Gebirgsthälern erzählen sich die alten Frauen, daß auf den Höfen, die in der Weihnachtszeit nicht in Ordnung gehalten werden, die Kinder wegkommen. Tiefste Stille muß herrschen, und wer in den Zwölften die Thür zuschlägt, daß sie Lärm macht, hat im folgenden Sommer den Blitz zu fürchten. Einstige Festspeisen werden vermieden, weil ihr Genuß, wie der christliche Priester gemeint hat, Ausschlag verursacht; dies gilt namentlich von den Erbsen, anderwärts auch von Linsen und Bohnen. In Thüringen darf in der Nacht vor dem 25. Dezember das Ofenfeuer nicht ausgehen, und alle Wasserzuber müssen bis an den Rand gefüllt bleiben; denn das giebt ein gesegnetes Jahr. Kein Ackergeräth soll in ihr unter freiem Himmel gelassen werden, weil ihm sonst der feurige Drache schadet.

In der Stille der heiligen Nacht ereignen sich wunderbare Dinge, und gewisse Gegenstände der Natur gewinnen ungewöhnliche Eigenschaften und Kräfte. In Niederösterreich meint man, daß in ihr alles im Keller aufbewahrte Gemüse von neuem knospe, blühe und Samen hervorbringe; der letztere kann aber nur geholt werden, so lange die Mette gehalten wird; denn später verschwindet er wieder. In niederrheinischen Strichen sowie in Oberösterreich geht unter altgläubigen Leuten die Sage, daß in der Nacht vor dem Christfeste während einer Minute, welche Kundige wahrzunehmen wissen, alles Wasser Wein ist, daß alles in dieser Nacht geschöpfte Wasser sich das ganze folgende Jahr über frisch erhält und gut gegen das Fieber ist, und daß in ihr die Glocken aller versunkenen Kirchen und Kapellen ihr Geläut hören lassen. Ein Mann in dem nieder-

österreichischen Orte Gainfahrn glaubte das nicht, und da er viel Muth besaß, ging er Nachts zwölf Uhr an den Brunnen, schöpfte und sagte: „Ich hab' gehört, in der Christnacht wird Wasser zu Wein." Da erscholl hinter ihm eine Stimme: „Und ich hab' gehört, dein Kopf, der wäre mein", womit es ihm den Kopf abriß. Ferner können in der Christnacht die Kühe der Bauern in Kärnthen und Tirol reden. In Schwaben heißt es, daß die Sonne in ihr zwei Freudensprünge thue und dann ihren Lauf ändere, in welchem Augenblicke das Vieh in den Ställen und das Wild im Walde, auf den Knieen liegend, bete. In Schlesien meint man, daß Kinder, die in dieser Nacht geboren werden, Glück haben und später einen Schatz finden. Wer in Tirol in ihr um zwölf Uhr auf den Kirchhof geht und sich eine Handvoll frischer Graberde auf das Herz legt, befreit sich von Brustleiden. Holz, am Weihnachtsabend gehauen, dorrt nicht ein; alles was an ihm gesäet wird, muß gedeihen. Jeder einzelne Tag der Zwölften ist von Bedeutung für das Wetter in einem der folgenden zwölf Monate, und nie im Jahre sprechen die Träume so deutlich von der Zukunft.

An die Julopfer erinnert die schwäbische Sitte, nach welcher man zu Weihnachten „für die Vögel" eine Garbe auf eine Stange steckte, noch deutlicher aber der bei Alpach in Tirol noch vor einigen Jahrzehnten herrschende Gebrauch, am Christabend die „Elemente" zu füttern, wobei man Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in die Erde vergrub, etwas davon in den Brunnen warf und etwas dem Feuer auf dem Herde spendete.

Die Ausbesserung des Herdes ist in folgenden Bräuchen erhalten geblieben. An der Sieg wurde noch vor zwei Dezennien ein Klotz aus Eichenholz, gewöhnlich ein derber Wurzelstummel, in die Feuerstelle eingesenkt oder in einer dazu bestimmten Nische

unter dem Haken angebracht, an dem der Kochkessel hing. Der Klotz glimmte, wenn Feuer angezündet wurde, mit, verbrannte aber kaum binnen Jahresfrist ganz. Seine Kohlen wurden, wenn er durch einen neuen ersetzt wurde, zu Pulver zerstoßen und auf die Felder verstreut.

Die Julfeuer, welche das deutsche Heidenthum auf Bergen lodern ließ, erhielten sich am längsten in einigen niederrheinischen Orten und zu Schweina in Thüringen, wo die Jugend auf dem Döngelsberge eine Pyramide aus Feldsteinen errichtete, zu welcher man am Weihnachtsabende mit Fackeln hinaufzog, Weihnachtslieder sang und zuletzt die Fackeln zu einem Scheiterhaufen aufthürmte.

Ein anderer, an heidnische Sitte gemahnender Festbrauch war das Verwachen der Christ- und Neujahrsnacht. Sogar die Hausthiere durften sich dem Schlafe nicht überlassen, ja in Thüringen pflegte man in den Zwölften selbst die Obstbäume aufzurütteln und ihnen zuzurufen: „Bäumchen schlaf nicht! Frau Holle ist da.“

Besonders zahlreich haben sich solche Nachklänge von Vorstellungen bei der alten Julfeier erhalten, nach denen man meint, in der mit göttlichen Kräften erfüllten Zeit der zwölf Nächte, namentlich der Christnacht, die Zukunft erforschen und durch Zauberwerk sich Glück sichern zu können.

Wenn man im Oberinnthale, während es zur Christmette läutet, sich unter drei Brücken das Gesicht wäscht, so sieht man alles, was das nächste Jahr bringen wird. Wenn man am heiligen Abende auf Kork schwimmende Lichtchen in Wasser setzt, so kann man an der Dauer ihres Brennens erkennen, ob man noch lange leben wird, oder nicht. Noch jetzt gehen hier und da Abergläubische während dieser Nacht in die Wintersaat, um „die Geister von kommenden Dingen reden zu

hören." In der Christnacht gießen in verschiedenen Gegenden die Mädchen Blei in Wasser, um aus den daraus sich bildenden Figuren den Stand ihres Zukünftigen zu erfahren. Wenn man im Eisackthale wissen will, was das nächste Jahr einem bescheeren wird, so braucht man nur in der Christnacht Schlag zwölf Uhr mit einem Mörser voll Mohn auf einen Kreuzweg zu gehen und mit der Keule dreimal zuzustoßen, man hört dann in dumpfen Tönen, was einem Wichtiges passiren wird. Was man in Calw bei Stuttgart in den zwölf Nächten träumt, das wird in den zwölf Monaten des nächsten Jahres wahr. In thüringischen Dörfern horchen die Mägde in der Weihnacht auf der Schwelle des Pferdestalles, und wenn dann ein Hengst wiehert, so glauben sie, daß bis zu Johanni ein Freier sich bei ihnen melden wird. Wieder andere lauschen an Kreuzwegen und Marksteinen, und vermeinen sie Schwertergeklirr oder Rossegewieher zu vernehmen, so prophezeihen sie für das nächste Frühjahr Kriegsnoth.

Ein Bauer in einem der Dörfer am Schneeberg in Niederösterreich wollte nicht zugeben, daß die Thiere in der Christnacht reden könnten. Man rieth ihm, sich selbst davon zu überzeugen, und als er darauf in seinen Ochsenstall ging, um zu horchen, hörte er, wie einer der Ochsen zu seinem Nachbar sagte: „Diese Woche haben wir noch ein schweres Stück Arbeit zu verrichten". — „Wie wäre das denn möglich?" erwiderte der andere. „Der Herbst ist ja vorbei, es giebt nichts mehr zu pflügen und zu ackern, und das Holz für den Winter haben wir auch schon gefahren." Darauf entgegnete jener: „Nun, so wisse, diese Woche stirbt unser Herr, und dann müssen wir seine Leiche zum Friedhofe ziehen." Als der Bauer dies vernahm, schrie er laut auf und fiel in Ohnmacht. Die Knechte liefen herbei und schafften ihn zu Bette, wo er erkrankte und nach drei Tagen starb, nach-

dem er seinen Freunden die Worte des Ochsen mitgetheilt hatte, und so erfüllten sich dieselben buchstäblich.

Zu Mödling in Niederösterreich legt man am Christabend zwölf Zwiebelschalen in der Reihe auf den Tisch. Jede bekommt den Namen eines Monats, und in jede wird, während es zum zweiten Mal in die Mette läutet, gleichviel Salz gelegt. Dann gehen die Leute in die Mette. Nach Schluß derselben wird nach dem Salze gesehen, und je mehr oder weniger feucht es in einer der Schalen geworden ist, desto mehr oder weniger feucht wird, so schließt man, der Monat sein, dessen Namen die Schale trägt. Zu Frauenburg in Oberösterreich nimmt man sieben Schüsselchen oder Untertassen und legt unter die eine einen Schlüssel, unter die andere einen Kreuzer, unter die nächste eine Eierschale, unter die vierte eine Kohle, unter die fünfte ein Stück Eisen, unter die sechste einen Stöpsel und unter die siebente eine Gänsefeder. Dann läßt man die Anwesenden sich je eine von den Schalen wählen, wobei die unter ihnen befindlichen Gegenstände ihm die Zukunft für die nächste Zeit andeuten. Wer z. B. die Schale mit dem Schlüssel trifft, wird noch in demselben Jahre Hausherr.

Diese Beispiele eines aus heidnischer Zeit stammenden Aberglaubens, der in den Zwölften prophetische Versuche anstellt, ließen sich noch durch Dutzende vermehren. Noch zahlreicher aber sind die, wo der Abergläubische sich in diesen Tagen Zauberkräfte zu verschaffen bemüht ist. In der Christnacht um die zwölfte Stunde gossen und gießen vermuthlich hier und dort noch jetzt die Jäger „Freikugeln", die alles treffen sollen, was man zu treffen wünscht, sei es auch meilenweit entfernt. Im Pusterthale versuchen die Wildschützen sich „gefroren," d. h. kugelfest zu machen, indem sie das „Lamblbrod" essen, das während der Christmette gebacken werden muß und zwar aus Mehl,

welches während derselben gemahlen worden ist, und Blut von einem ebenfalls während derselben geschlachteten Lämmchen. Kugelfest und unsichtbar zugleich, sowie überdieß befähigt, Diebe herbei zu bannen, wird man zu Trens in Tirol, wenn man in der Christnacht, sobald es auf zwölf Uhr aushebt, in einen Kirchthurm geht, sich ein Stück vom Glockenstrange schneidet und, bevor es ausgeschlagen hat, wieder ins Freie läuft. Doch muß man dabei allein sein und kein Wort sprechen, was auch geschehe. Eben daselbst kann man sich in der Nacht vor dem Christfeste eine Sense verschaffen, die niemals ihre Schneide verliert. Zu diesem Ende setzt man sich in der Tracht, die Adam vor dem Falle trug, auf den Dachfirst und beginnt zu dengeln. Sobald man hier auf der Sense einen Gang gemacht hat, erscheinen allerlei Spuckgestalten: das wilde Heer, Leute ohne Köpfe, Hexen, Lastwagen von Ameisen gezogen, Reiter auf Heupferden, zuletzt der Teufel in eigner Person. Läßt der Dengler sich dadurch verblüffen und in die Flucht treiben, so fährt der Böse mit ihm in die Hölle; bleibt er dagegen ruhig, so nimmt jener ihm die Sense ab und wetzt sie ihm so, daß sie niemals wieder geschärft zu werden braucht.

Von den Tagen nach dem 25. Dezember weist gleich der nächstfolgende, jetzt dem heiligen Stephan geweiht, deutlich auf altheidnischen Brauch hin. In Schwaben und am Niederrhein heißt er im Volksmunde der „Pferdstag", indem man hier an ihm, wie anderwärts zu Pfingsten in Schaaren von Ort zu Ort reitet und eine Art Wettrennen anstellt. Das soll vor Hexerei und Seuche schützen. Ferner schlug man, wie schon erwähnt, an diesem Tage den Pferden eine Ader, auch nagelte man an ihm zur Abwendung von Zauberei Roßhufe über die Stallthüren. Zu Havixbeck im Münsterlande muß man an diesem Tage Karren mit Häcksel unter den blauen Himmel stellen, „damit der

himmlische Thau darauf falle"; dann werden die Pferde das ganze Jahr über nicht krank.

Eine Erinnerung an die Schmäuse und Gelage der Julzeit haben wir in der sogenannten „Johannisminne" oder dem „Johannissegen" vor uns, einem in katholischen Gegenden Schwabens sowie in Tirol noch jetzt üblichen Gebrauche. Beim Julfeste leerte man auf das Gedächtniß der Götter feierlich die Becher, und noch heute wird in der Nähe von Eßlingen am 27. Dezember von jedem Gliede der Dorfgemeinden ein Maß Wein zur Kirche gebracht, dort vom Pfarrer in aller Form geweiht und dann zu Hause getrunken, indem man meint, daß dieß vor allem Schaden bewahre. Im Lechthale sichert die Beobachtung dieser Sitte vor dem Blitze, im Pusterthale vor dem „Vermeintwerden," in anderen Strichen Tirols giebt man von dem Johannissegen den Brautleuten vor der Trauung zu trinken. Andre Reste der Julschmäuse sind der Eberkopf, der in vielen Gegenden Englands am Christfeste herkömmlicherweise auf den Tisch kommt, die Eberform, die in Schweden das Weihnachtsgebäck hat, und der niederösterreichische Aberglaube, nach welchem demjenigen, der am Neujahrstage einen gesottenen Schweinsrüssel ißt, das ganze Jahr hindurch das Geld nicht ausgehen soll. Weitere Ueberbleibsel des heidnischen Julfestes mögen wir in dem schwäbischen Huzelbrot, in den Neujahrskuchen des Bergischen Landes, in den Christstollen, Striezeln und Schüttchen Mitteldeutschlands, in den mecklenburgischen und pommerschen Pfeffernüssen, in den Knödeln mit Heringen, die im Saalfeldschen nothwendige Sylvesterspeise sind, in dem Hirsebrei, den man in Dresden in Häusern von altem Schrot und Korn am Neujahrstage zu essen pflegt, damit es im beginnenden Jahre nicht an Geld fehle, mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen. Andrerseits giebt es auch Gerichte, die in den Zwölften nicht genossen

werden dürfen, und zwar gehören dahin, wie schon bemerkt, alle Hülsenfrüchte. Wer dieselben in dieser Zeit dennoch ißt, bekommt, wenn der Aberglaube der Rockenphilosophie Recht hat, Krätze, Geschwüre und Ungezieſer.

Besondere Bedeutung hat unter den Tagen der Zwölften ferner noch derjenige der „unschuldigen Kindlein," der 28. December. Wenn an ihm in der nördlichen Schweiz viele Wolken am Himmel sind, so wissen die Hebammen, daß es im folgenden Jahre viele schwere Geburten geben wird.

Voll von Nachwirkungen des Heidenthums ist sodann die Sylvesternacht. Da werden u. A. in Thüringen und Sachsen die Bäume unter Hermurmeln von Gebeten oder Zaubersprüchen mit Strohseilen umwunden, „damit sie viel Obst geben". In Mecklenburg beschenkt man die, welche nicht tragen, mit Geld, welches unter die Rinde gesteckt wird. In Ostpreußen bindet man die Zäume an den Eßtisch, „weil die Pferde dann das ganze Jahr über gut fressen". Man ißt in Hessen Weißkraut, „weil man dann in der nächsten Zeit viel Geld hat," oder gelbe Rüben, dann bekommt man in der Folge Gold. Im Altenburgischen und Brandenburgischen sind Hering und Hirsebrei die von der Ueberlieferung für diesen Tag vorgeschriebenen Gerichte. Wer in Hessen in der Sylvesternacht Aepfel ißt, zieht sich Geschwüre zu. Wer in der Mark in ihr mit dem Hammer klopft, ruft Einen aus dem Hause zum Grabe. Wer sich in Schwaben in der Geisterstunde dieser Nacht auf einen Kreuzweg stellt, der sieht den Himmel offen und schaut da die Ereignisse des werdenden Jahres. Durch den ganzen Norden Deutschlands geht die Meinung, daß in dieser Grenz- und Scheidenacht die Pferde und Rinder in den Ställen wie in der Christnacht einander die Zukunft mittheilen. Im Kanton Appenzell heißt es: wenn man am Neujahrstage zuerst Weibervolk zu Gesicht bekommt, so hat man das ganze Jahr

kein Glück, und wenn man an ihm die „Spinnmogga" (Spinnmücken, Spinnen) viel weben sieht, so wird es mit dem Gewerbe besser; wenn sie aber nur lange Fäden machen, so ist es ein böses Zeichen: das Garn schlägt auf.

Am Vorabende des Dreikönigstages, den die Kirche Epiphanias nennt, und mit dem die Zwölften zu Ende gehen, findet in den österreichischen Alpenländern das „Perchtenlaufen" oder „Perchtjagen" statt, der zur Posse gewordene Umzug der alten Göttin Perchta, (ursprünglich Perahta, die Leuchtende) die mit Frigg, Frau Holle und der nordischen Fria identisch ist. Sie scheint hier in ihrer Eigenschaft als Todtenmutter umhergezogen zu sein; denn beim Perchtenlaufen ist sie an einigen Orten von einer vermummten Figur begleitet, welche die „Habergais" heißt, und unter der Habergais wird sonst die Eule, der Todtenvogel, der Sterbefälle weissagt, verstanden. Vernaleken berichtet über den Gebrauch: Im Möllthale in Oberkärnthen ist es Sitte, daß am Vorabend des Dreikönigstages eine Anzahl von Mannspersonen, welche sich mit fürchterlichen Larven, alten, zerrissenen Weiberkleidern oder rauhen, zottigen und umgekehrten schwarzen Pelzen vermummt haben, durch mehrere Dörfer von Haus zu Haus ziehen. Ueberall, wo sie Einlaß finden, machen sie einen furchtbaren Lärm, hüpfen und springen wie Böcke von einer Bank zur andern, schreien, knurren, poltern und brüllen wie wilde Thiere, verfolgen die Leute, namentlich junge Mädchen, jagen ihnen Furcht und Schrecken ein und nehmen Schellen, Ketten und Pfannen mit, um damit auf ihrem weiteren Wege ein grauenerregendes Getöse zu machen." Ueberall erkundigen sie sich nach der Aufführung der Kinder, ob sie zu Hause und in der Schule brav gewesen sind und fleißig gelernt und gebetet haben. Die fleißigen Knaben und Mädchen werden von der Perchtel mit verschiedenen Gaben belohnt, den andern

aber wird mit der Ruthe gedroht und ihnen gesagt, falls sie fortführen, unartig und faul zu sein, werde die Perchtel kommen und sie in einem langen Sacke abholen.

Haben wir hier wie im sächsischen Knecht Ruprecht die Erinnerung an eine alte Gottheit der Zwölften in Gestalt eines halb possenhaften, halb unheimlichen Aufzuges vor uns, so treffen wir solche Reste anderwärts in Sagen, welche sich an die Jahreswende knüpfen. In Tübingen lief früher, wie Geisterseher behaupteten, in der Mitternachtsstunde vor dem Christfeste ein weißes Schwein, das Attribut Fro's, des Gottes der Fruchtbarkeit, aus dem Kornhause an der Ammer die Marktgasse entlang bis an die krumme Brücke, wo es verschwand. Der Teufel ferner, der in dieser Stunde hier und da denen, welche ihn citiren, erscheint, um ihnen Freikugeln, Farnsamen, stets schneidende Sensen und ähnliche Dinge zu geben, wird wohl kein Anderer sein, als Wuotan, der „Wunschverleiher," von der Kirche in einen Dämon verwandelt.

Ganz vorzüglich aber gehört in diesen Zusammenhang der Umzug des „wilden Heeres," welches in Westfalen gewisse Landstriche als „wilder Jäger", „Buddejäger", „Jäger Japp" oder „engelske Jagd" unsicher macht, in Graubünden als „Todtenvolk," in Wallis als „Todtenschaar," im Bernerland als „Nachtvolk" spukt und in Schwaben schon durch die Bezeichnung „Muotisheer" oder „Wuotesheer" als der Heereszug desjenigen Gottes bezeugt ist, welchem das Julfest in Deutschland vor Allem gegolten zu haben scheint. Bald als riesenhafter Reiter auf einem Schimmel, bald als rasselnder Wagen, bald als langer Gespensterzug braust schwäbischer Sage zufolge in der Weihnachtszeit wie zu Anfang des Frühlings dieser grausenvolle Spuk über das Land hin. Er hat, wie uns Meier berichtet, seine bestimmten Wege, in Immenhausen und Pfullingen die Heergasse, in

Undingen die Muotesgasse. Bisweilen läßt das wilde Heer eine wohlklingende Musik, auch Gesang von vielen hundert Stimmen hören. Ein gewaltiger Wind saust vor ihm her. Kommt es einem im Freien entgegen, so thut man, um sich vor Gefahr zu sichern, am Besten, sich das Gesicht nach unten gekehrt auf den Boden zu legen. Findet sich Gelegenheit, so kann man sich noch besser wehren, wenn man außerdem den Kopf zwischen ein Wagenrad steckt, auch kann man in ein Fahrgleis treten.

In Wurzacheried hörte es ein Hirtenknabe hoch in den Lüften kommen, wie wenn Hunderte von Kuhschellen läuteten. Bald war es wunderschöne Musik, bald wüstes, fürchterliches Lärmen.

Klostermägde von Maria-Kirchheim im Ries gingen einmal noch spät Abends ins Baierische hinüber, wo sie etwas auszurichten hatten. Auf einmal hörten sie ein Toben, Sausen und Brausen, Pfeifen, Geigen und Gesang. Die Mädchen legten sich augenblicklich in Gräben, wobei sie die Arme kreuzweise über die Brust schlugen. Eine aber fand nicht schnell genug Platz, und so wurde sie von dem wilden Heere ergriffen und zwei Stunden weit durch die Luft fortgeschleppt, bis die Unholde sie bei einem Brunnen fallen ließen, wo sie von ihren Gefährtinnen bewußtlos aufgefunden wurde.

In Rotenburg am Neckar hat das Mutesheer, das hier vorzüglich in der Weihnachtszeit spukt, einmal ein ganz neues Haus im Nu umgerissen. Als man dasselbe dann wieder aufrichtete, wurde es abermals umgeworfen, und unter den Balken fand man einen kleinen Knaben eingeklemmt, der die Leute bat, an dieser Stelle nicht mehr zu bauen. Seitdem steht der Platz leer.

In Mittelstadt, wo das Mutesheer ebenfalls in den letzten Tagen des Jahres zu erscheinen pflegt, ist es ein ungeheurer Wagen, der gedrängt voll ist, sodaß man nichts als Köpfe darin

zieht, und der so durch die Luft rauscht und raschelt, als ob es der Teufel mit seinen Heerschaaren wäre. Eine Stimme aber ruft vor dem Wagen her: „Außem Weg, außem Weg, daß niemand beschädigt werd!“ Wer diesen Ruf hört, muß sich sogleich mit dem Gesichte zur Erde werfen und sich am Boden an etwas festhalten, wäre es auch nur ein Grashalm. Eine andere Stimme aber schreit hinter dem Wagen her: „Wär ich an geschirrt und gegürtet, so käm ich an dernah.“ Andere sagen hier, das Mutesheer sei ein Wagen, der von vier Schimmeln gezogen werde, und in dem ein einziger großer Mann stehe, und wollen wissen, wenn es recht sause, bedeute es ein fruchtbares Jahr.

In Markgröningen darf man, wenn der Spuk durch den Ort zieht, nicht aus den Fenstern darnach sehen, sonst wird einem der Kopf abgerissen, wie das einst einem fürwitzigen Bauer zu Poltringen im Ammerthale geschehen ist.

Im Dorfe Thieringen zog das Mutesheer früher alljährlich durch ein bestimmtes Haus, in welchem man deßhalb, sobald man es kommen hörte, Thüren und Fenster aufmachen mußte. Da dachte einst der Hausherr: du willst doch einmal aufbleiben und zusehen, was es mit dem Dinge eigentlich auf sich hat, und so blieb er, als es eben hindurchfuhr, in der Stube sitzen. Da rief aber eine Stimme: „Heda, streich dem da die Spältle zu.“ Und alsbald däuchte es dem Manne, als ob ihm jemand mit dem Finger um die Augen herumführe, und plötzlich war er blind. Nichts, was er anwendete, um wieder sehend zu werden, wollte helfen. Da rieth ihm eines Tages jemand, er solle sich das nächste Mal, wenn das Mutesheer wiederkomme, ins Zimmer setzen; schaden könnte es auf keinen Fall. Der Mann that, wie ihm geheißen, und als im folgenden Jahre der Zug wieder durch das Haus fuhr, rief eine Stimme: „Streich

dem da die Spältle wieder auf!“ und sogleich fühlte der Mann eine Berührung um die Augen und war mit einem Male wieder sehend. Da erblickte er eine Schaar verschiedener Menschen, Alte und Junge, Männer und Weiber, die einen wilden Lärm machten.

Aehnliche Sagen werden in der nördlichen Schweiz, im Elsaß und in Hessen erzählt, und im deutschen Norden spukt das wüthende Herr als „Herodes“, als „Hakelberg“ oder „Hakelbernd“, als „wilder Jäger“ und als „Wode“ in den Zwölften ebenfalls.

In den Zwölften, so erzählte Kuhn ein altes Mütterchen in Woltringhausen bei Uchte in der Provinz Hannover, jagt der Rods oder Herodes mit seinen Hunden. Dann muß man gleich nach Sonnenuntergang Alles fest zu machen; denn sonst fährt er durch's Haus und läßt einen seiner Köter zurück. So ist's einmal dem Bauer Plate in Kirchdorf ergangen, und der Hund hat ein ganzes Jahr dort gelegen. Er hat nichts als Flugasche gefressen und ist doch dick und fett geworden. Von Farbe ist er „gris“ (grau) gewesen, der Größe nach wie ein Kettenhund. Als nun das Jahr rund war, und es wieder in die Zwölften kam, da hat man den Herodes wieder heranziehen hören, und als er dicht am Hause gewesen ist, hat er gerufen: „Aulke, wiltu met?“ Kaum hat der Hund das gehört, so ist er schnell aufgesprungen und mit der wilden Jagd davongegangen. Anderswo haben die Leute den Hund gern los sein wollen, aber nicht gewußt, wie das anzufangen, bis ihnen jemand gerathen hat, Essen in einem „Eierdopp“ (Eierschale) zu kochen. Als der Hund das gesehen, hat er zu reden angefangen und gefragt, was das werden solle, und als sie ihm gesagt haben, das solle sein Fressen werden, ist er davongelaufen und nicht wieder gekommen.

Der wilde Jäger oder das wüthende Heer ist niemand anders als der zu einem Gespenste gewordene Heidengott mit der Schaar der nach Walhall geladenen Helden, der an seinem Feste durch das Land zieht. Wäre daran noch zu zweifeln, so müßte man durch den Umstand überzeugt werden, daß der Anführer des Geisterzugs in einigen Landstrichen geradezu der „Breithut" heißt, was dem Beinamen „Sidhöttr" entspricht, welchen Odhin, der skandinavische Wuotan, in der Edda führt.

Verfolgen wir das Jahr nach seinen Haupttagen weiter, so stoßen wir zunächst auf Lichtmeß. An diesem Tage (2. Februar) entscheidet sich nach dem Volksglauben das Wetter. In Schwaben heißt es: Wenn zu Lichtmeß die Sonne dem Pfarrer auf die Kanzel scheint, so muß der Dachs noch sechs Wochen im Loche bleiben, oder: Lichtmeß Sonnenschein bringt noch mehr Schnee herein. In der Neumark aber sagt der Bauer: An diesem Tage sieht der Schäfer lieber den Wolf als die Sonne im Stalle, und: Wenn der Dachs zu Maria Lichtmessen Mittags zwischen elf und zwölf Uhr seinen Schatten sieht, so muß er noch vier Wochen in seinem Bau bleiben. Ein ähnlicher Spruch lebt im Lechrain; am Niederrhein aber sagt man: Lichtmessensonnenschein verkündet viel Schnee, aber auch ein gutes Flachsjahr.

Am Agathentage (5. Februar) schreibt man in Friedingen, Riedlingen und Marbach Zauberzettel, die, an die Thüren geklebt, das Haus vor Feuersgefahr bewahren.

Am Sankt Peterstage (22. Februar) ziehen die Knaben in verschiedenen Gegenden Westfalens von Hof zu Hof, klopfen mit hölzernen Hämmern an die Pfosten der Gebäude und rufen: „Rut, rut, Summervingel, Sünte Peiter isse kumen, Sünte Tigges will kumen", wobei sie an einigen Orten ein Wagenrad drehen und ein Häckselmesser daran schleifen. Sie

bekommen dafür das erste Gänseei des Jahres. Man nennt das „den Sonnenvogel“ oder den „Sommervogel jagen“ und glaubt damit die Kröten, Schlangen und Molche aus den Häusern zu vertreiben, auch zu verhüten, daß es später Raupen gebe. Das Fest ist wohl ein Ueberbleibsel einer alten Frühlingsfeier, bei der man den Sommer- oder Sonnenvogel, d. h. den Schmetterling, aufrief und aus dem Schlafe klopfte. Vielleicht war damit ein bestimmter Schmetterling, der Fuchs, gemeint, welcher, wie viele andere rothe Dinge, dem heiligen Petrus, ursprünglich aber dem Donar geweiht war. Am Niederrhein klopft an diesem Tage der Hausherr mit einem Kreuzhammer (der ebenfalls auf Donar hinweisen kann) an die Eckpfosten der Häuser und Ställe und spricht:

„Herus! Herus! Herus!
Schlangen us Stall un Hus!
Schlangen un Viehmöllen (Molche)
Hie nit herbergen söllen.
Sant Peter un die liewe Frau
Verbiet üch Hus un Hof un Au.
Viehmöll' und Schlangen herus,
Ueber Land un Sand,
Durch Lof (Laub) und Gras,
Durch Hecken un Strüch,
In die diepen Kuhlen,
Da söllt ihr verfulen.“

Am Matthiastage (24. Febr.) versuchen die Mädchen zu Hemschlar bei Berleburg wie anderswo in der Thomas-, Andreas- oder Sylvesternacht, sich über ihren Zukünftigen Gewißheit zu verschaffen. Sie nehmen eine neue irdene Schüssel, gehen damit in der Geisterstunde an ein fließendes Wasser und schöpfen daraus dreimal, indem sie dazu sagen:

„Matthias, gieb mir 'mal Kund' und Schein,
Welcher mein Mann soll sein.
Beschert mir Gott einen reichen,
Beschert er mir Bier und Wein,
Beschert er mir einen armen,
Beschert er mir Salz und Brot.
Im Namen Gottes," u. s. w.

Hierauf trägt sie das mit Wasser gefüllte Gefäß nach Hause, geht in die Küche, zieht das Hemd aus und hängt es an die Feuerhole (den Kesselhaken am Herde). Dann setzt sie sich nackt, wie sie ist, in einen großen Korb und stellt die Schüssel mit dem Wasser vor sich hin. Augenblicklich erscheint ihr dann ihr zukünftiger Mann, wäscht sich in dem Wasser und trocknet sich darauf an dem Hemde ab.

Mancherlei verkommenes und verdunkeltes Heidenthum knüpft sich an die Fastnacht. In Westfalen gehen an diesem Tage bei Witten, wo er der „Zimbertstag" heißt, Knechte und Mägde, an andern Orten die Kinder umher und sammeln unter dem Hersagen von Sprüchen Speck, Wurst und Eier ein. Anderswo, z. B. in der Gegend von Paderborn, findet ein Gänsereiten oder Hahnenschlagen statt, und wieder anderswo, z. B. in der Grafschaft Mark und bei Werl, herrscht die seltsame Sitte, daß die Knechte die Mägde und diese jene am Fastnachtsmontage in die Zehen beißen, wofür sie sich gegenseitig mit Weißbrot und geistigen Getränken traktiren. In der Umgebung von Hagen durfte früher am Donnerstag vor Fastnacht „nichts rund gehen", d. h. nicht gesponnen, im Harze dagegen nichts geflickt werden, weil die Hühner dann keine Eier mehr legten. Haben die Mädchen in Schmallenberg noch Flachs auf dem Wocken gelassen, so wird er ihnen von den Burschen angezündet.

Zu Bühl bei Tübingen und an andern Orten der Gegend wird ein „Fastnachtsbär“ gemacht, d. h. ein Strohmann, dem man eine frische Blutwurst oder eine mit Blut gefüllte Blase in den Hals steckt, und der nach einer förmlichen Verurtheilung geköpft und dann begraben wird — der Rest eines alten Frühlingsgebrauchs, bei welchem der „Winter“ sterben mußte. In der Gegend von Zürich wird die Strohpuppe verbrannt, und in andern Strichen der Alpenländer wirft man sie in's Wasser. Ebendaselbst füllt man einen Sack mit Heu, deckt ein weißes Betttuch darüber und macht daraus vorn einen Pferdekopf mit langen Ohren. Dann nehmen ihn zwei Burschen, indem sie sich unter die Decke bücken und der eine dicht hinter dem andern hergeht, auf die Schultern, und ein Dritter setzt sich auf den Sack und reitet im Dorfe umher, um seinen Schimmel zu verhandeln. Dieser Gaul mit seinem Reiter, hier der „Golisch Bock“ genannt, ist nichts anderes als der norddeutsche Schimmelreiter, in welchem sich hier Wuotan als Frühlingsgott verbirgt. Der letzte Donnerstag vor der Fastnacht heißt in schwäbischen Orten der „gumpige“, weil man an ihm „gumpte“, d. h. tanzte, der auf ihn folgende Freitag der „schmotzige“, weil man an ihm Schweine zu schlachten pflegte, wobei es viel „Schmotz“, d. h. Fett, gab, oder auch der „bromige“, weil man sich an ihm früh nach dem Aufstehen, „b'ramte“, d. h. mit Ruß zu schwärzen suchte.

In der Schweiz leuchten zu Fastnachten an vielen Orten die Berge von Feuern, die von einem heidnischen Frühlingsfeste übrig geblieben sind. Das Dorf Matt im Kanton Glarus hat einen Gebrauch bewahrt, der an die alte Vorstellung der Germanen von der Sonne als einem Rade oder einer Scheibe erinnert. Am Fastnachtsabend zünden die jungen Leute dort auf einem Berge große Feuer an. Dann stecken sie dünne, eckig zuge-

schnittene, in der Mitte mit einem runden Loche versehene Scheiben von Buchenholz an lange Haselstöcke, setzen dieselben am Feuer in Brand, schwingen sie dreimal in die Luft und schlagen sie dann auf einem schiefgestellten Brete ab, so daß die feurige Scheibe weit durch die Lüfte fliegt. Diese Sitte soll auch in entlegenen Dörfern Graubündens noch vorkommen. Früher war sie im größten Theile Schwabens verbreitet, wo sie sich 1852 noch in der Gegend von Altdorf, Wolperswende, Blitzreute, Baierfurt, Frohnhofen, desgleichen bei Ravensburg, Tettnang, Wangen, Leutkirch und Waldsee erhalten hatte. Der erste Sonntag nach Aschermittwoch heißt hier der „Funkensonntag“, auch „Scheibensonntag“ oder „weißer Sonntag“, und die Alten sagten, wenn der Mensch an diesem Tage keine „Funken“ mache, so mache unser Herrgott welche durch ein Wetter. Die „Funken“ wurden aber in folgender Weise gemacht. Man sammelte im ganzen Orte Holz, baute davon auf einem benachbarten Berge einen Scheiterhaufen, steckte eine Stange hinein und befestigte an derselben ein in alte Kleider gestecktes Strohbild, welches die „Hexe“ hieß, früher aber den Winter bedeutet hatte. Nachdem man dieses unter Absingen eines geistlichen Liedes verbrannt hatte, wurden die Scheiben geschlagen. Jede Scheibe, die aufstieg, wurde jemand verehrt oder geweiht, die erste der „höchsten Dreifaltigkeit“, die zweite dem König, die dritte etwa dem Pfarrer, dem Schätzchen, dem Amtmann u. s. w. Während des Schwingens sagte man einen Spruch her, der in Friedingen an der Donau lautete;

„Scheibo, Scheibo!
Wem soll die Scheibe sein.
Die Scheibe fliegt wohl über den Rhein,
Die Scheibe soll (dem oder der N. N.) sein.“

Einige Wochen vor dem Palmsonntage stellt man in den katholischen Orten Süddeutschlands Zweige von Weiden und Pappeln in Wasser, daß sie blühen, und am letzten Sonntage vor Ostern bringt man sie in Bündeln nach der Kirche, wo der Pfarrer sie weiht. Dann nimmt man sie wieder mit heim, um sich damit vor Wetterschaden zu schützen.

Die Tage um Ostern sind voll von Nachklängen heidnischer Vorstellungen und Bräuche.

Der Gründonnerstag gilt als einer der glücklichsten Tage im ganzen Jahre, und zwar sind die Altgläubigen in allen Theilen Deutschlands darüber einer und derselben Meinung. Im Odenwald und der Wetterau säet man an ihm so viel als möglich, weil dann Alles wohl gedeiht. In Norddeutschland säet man an ihm besonders gern Lein. Nesseln an diesem Morgen gesammelt halten den Blitz fern. Fasten an ihm schützt vor Zahnweh, Kräuter an ihm gepflückt haben große Heilkräfte, Eier an ihm gelegt, sind zu vielen Dingen gut: sie bewahren in Hessen vor Feuersnoth, in Schwaben, wenn sie genossen werden, vor Leibschaden (Brüchen), sie verleihen dem, der sie bei sich trägt, die Gabe, Verborgenes zu erkennen. Im Siegenschen geben sie Hühner, die sich jedes Jahr anders färben, anderwärts lauter Hähne. In Schlesien und Sachsen, hier und da auch in Schwaben und Baiern, muß am grünen Donnerstage etwas Grünes sowie Honig gegessen werden, dann hat man das Jahr über viel Geld. Die Nacht vom Gründonnerstage auf den Karfreitag hat Heilkräfte. In Schwaben reichen die Burschen ihren Mädchen dann mit Stöcken Pretzeln, die auf bunte Bänder gereiht sind, zum Fenster hinein, welche nüchtern gegessen vor dem Fieber sichern. In Thüringen werden die Leute, die sich mit Sympathiekuren abgeben, in dieser Nacht von zahlreichen Kranken besucht.

Der Karfreitag ist zu verschiedenen Zauberbräuchen gut zu verwenden. In der Neumark beschneidet man sich an ihm vor Sonnenaufgang die Nägel an Händen und Füßen „kreuzweise" d. h. erst an dem rechten Fuße, dann an der linken Hand, dann am linken Fuße u. s. w., denn das schützt vor Zahnweh. Putzt man sich an ihm die Schuhe, so stechen einen Schlangen und anderes giftiges Gewürm nicht. An ihm schneidet man ferner in Schwaben Wünschelruthen. Sodann müssen an ihm des Nachts die Schlüssel geschmiedet werden, mit denen man das Reich der Hölle aufschließen und den Teufel bannen kann. Drei Meister haben das stillschweigend zu thun; reden sie aber, so sind sie des Todes. Das Eisen dazu muß von einem Schwerte oder Beile sein, mit dem Hinrichtungen vollzogen worden sind, oder auch aus den Nägeln eines verwitterten Sarges bestehen — behauptet schwäbischer Aberglaube. Am Karfreitage regen sich ferner in Schwaben die vergrabenen Schätze und sind dann leicht zu heben. Geht man Nachts auf einen Kreuzweg, so kann man vom Teufel Geld oder unsichtbar machenden Farnsamen bekommen. Wer in dieser Nacht um zwölf Uhr ein Ei in ein Glas Wasser schüttet und zerrührt, sieht am andern Morgen an den Figuren, die sich daraus gebildet haben, welche Früchte in dem nächsten Herbste besonders gerathen werden. Wer am Karfreitage früh nüchtern ein Gänseei verzehrt, schützt sich vor Darmbrüchen, nach Andern vor Fieber. Darmbrüche bei Kindern kurirt man dadurch, daß man sie in der Karfreitagsnacht vor Sonnenaufgang durch eine frisch gespaltene Eiche schiebt und den Baum darauf zubindet. Wie dieser wieder zusammenwächst, so heilt auch der Bruch. Das Hindurchschieben muß aber „unberaffelt", d. h. ohne daß man dabei angesprochen wird, geschehen. In der Nacht vor dem Karfreitage zwischen elf und zwölf Uhr legt der altgläubige Schwabe, welcher von Wanzen

geplagt wird, eine Schachtel, in die er eine Anzahl davon gethan hat, auf einen Kreuzweg, dann verschwinden sie alle aus dem Hause. Wer anderes Ungeziefer hat, legt am Morgen des Karfreitags, bevor die Sonne aufgeht, einen Knopf von seinem Rocke stillschweigend und „unbeschrien" auf einen vielbegangenen Weg. Hebt jemand den Knopf auf, so bekommt er das Ungeziefer. Am Karfreitage schneidet man den Kindern die Nägel an Händen und Füßen und drei Büschel Haare ab, verbrennt sie oder wirft sie in die Düngergrube und schützt dadurch die Kinder vor „bösen Leuten." Endlich gehört hierher noch der Aberglaube, nach welchem im Schwarzwalde die Sonne am Karfreitage bis Nachmittags drei Uhr trauert. Andere Volksmeinungen Schwabens betrachten den Karfreitag als einen Unglückstag. An ihm darf man, wie Meier berichtet, nichts von der Straße aufheben; denn die Hexen ziehen in der ihm voraufgehenden Nacht umher und lassen da Allerlei fallen. Auch darf man an ihm nur von den allernächsten Verwandten Geschenke annehmen. Wer an ihm Wasser trinkt, hat das ganze Jahr über Durst oder wird von Schnaken gestochen. Kälber, die am Karfreitage geworfen werden, kommen nach der Meinung der hessischen Bauern nicht auf. Bei Stendal darf man an ihm nicht in den Garten gehen, weil es sonst Raupen giebt. Um Wetzlar heißt es, Regen am Karfreitage mache die Erde durstig, womit zu vergleichen, daß man in Schwaben behauptet, wenn es an ihm regne, so „bate" (helfe) das ganze Jahr hindurch kein andrer Regen. In mehreren süddeutschen Gegenden herrscht endlich die Meinung, daß man am Karfreitage die Hexen in der Kirche sehen könne; „denn sie müssen bei der Kreuzigung zugegen sein." Man gewahrt aber nur dann, daß sie Hexen sind, wenn man sich eine Saalweide oder Elsenruthe, die in der „Marterstunde", d. h. früh drei Uhr geschnitten ist, um den

bloßen Leib gebunden hat. Dann sieht man, wie sie alle verkehrt sitzen und dem Pfarrer den Rücken zugedreht haben. Die Weiber haben Strohzöpfe, die Männer Strohdegen. Wer sie aber auf diese Weise erkannt hat und sich nicht eilig davon macht, bevor der Pfarrer Amen sagt, der wird von ihnen unter Beihülfe von Katzen zerkratzt, ja wohl gar umgebracht, wie dieß einst einem Manne aus Belsen widerfahren ist.

Norddeutscher Aberglaube vom Karfreitage ist folgender: Regen, der an ihm fällt, soll man Tropfen für Tropfen von der Erde wegkratzen; denn er ist sehr giftig. Wenn's dem Herrn Christus in's Grab regnet, giebt es einen trocknen Sommer. Ein Ei am Karfreitage gelegt hat die Eigenschaft, jedes Feuer zu löschen, in das man es wirft. Wer an diesem Tage nicht trinkt, der kann das ganze Jahr trinken, ohne einen Rausch zu bekommen. Wer an ihm gräbt, der stört die Ruhe des Heilands. Wer an ihm die Stube mit einem neuen Besen kehrt, und dann im Sommer mit demselben über den Kohl fährt, der schützt diesen vor Raupen und anderem Gewürm. Wer am Karfreitage vor Sonnenaufgang drei Messerspitzen voll Hafer ißt, dem schadet selbiges Jahr kein Trunk, er mag trinken, was er will.

Selbstverständlich gruppirte sich um das Osterfest selbst, das seinen deutschen Namen von der mit Frigg oder Frau Holle wahrscheinlich identischen Erdgöttin Ostara hat, manche heidnische Erinnerung. Wie zu Weihnachten hüpft oder tanzt auch zu Ostern die Sonne beim Aufgehen an verschiednen Orten, in Schwaben z. B., in der Mark, in Westfalen und in Hessen, weßhalb man auf einen Berg zieht, um dieses Wunder zu sehen. In England blickt man zu dem Zwecke in eine Quelle. Im Harze behauptet man, wer am ersten Ostertage durch ein schwarzseidnes Tuch in die Sonne sehe, könne darin das Oster-

lamm tanzen sehen. Die allenthalben üblichen roth gefärbten Ostereier scheinen ehedem ein Opfer für Donar gewesen zu sein. In Schwaben sagt man, die Eier, die man zu Ostern hier wie anderwärts in den Winkeln der Stube oder bei gutem Wetter im Garten versteckt und dann von den Kindern suchen läßt, habe der „Osterhase“ gelegt. Norddeutsche Osterbräuche sind folgende: Am ersten Ostertage „stiepen“, d. h. schlagen in der Neumark die Mägde einander mit Birkenruthen, worauf sie sich mit Eiern beschenken. In Westfalen „palmt“ man den Roggen, d. h. man besteckt den Acker mit geweihten blühenden Zweigen von Weiden, damit er vor Wetterschaden geschützt sei — ein Gebrauch, der auch außerhalb Deutschlands, z. B. in Flandern vorkommt, wo er aber am Palmsonntage vollzogen wird. Allenthalben in Nord- und Mitteldeutschland wird in der Nacht vor Ostern Osterwasser geholt, welches schön macht. Im Meißnischen muß es stillschweigend und ohne daß man dabei von jemand angeredet wird, geholt werden. In der Neumark schöpft man es aus fließenden Gewässern gegen den Strom und sagt dazu entweder: „Im Namen Gottes“ oder:

„Hier schöpfe ich Christi Blut,
Das ist für siebenundsiebzigerlei Fieber gut.
Im Namen,“ u. s. w.

Ebendaselbst meint das Volk, wer sich mit Osterwasser wasche, könne von der Sonne nicht verbrannt werden und keine Sommersprossen bekommen; auch läßt man das Federvieh davon trinken, weil es dann besser gedeiht. In Thüringen tränkt man die Pferde mit Osterwasser, damit sie von Krankheiten verschont bleiben. Den schweizerischen und schwäbischen Funkenfeuern endlich entsprechen die norddeutschen Osterfeuer. Solche Feuer brannten vor zwei Jahrzehnten noch zu Dassel, in der Gegend von War-

burg, zu Hageburg im Schaumburgischen, im hannoverschen Amte Uchte, in vielen Orten des Sauerlandes und im Münsterlande, und möglicherweise werden sie noch jetzt angezündet. Die Asche derselben heilt Viehkrankheiten; zu Steinfurt zerstößt man die Kohlen derselben zu Pulver, um sie mit Fett vermischt zu einer Salbe zu machen, die gut gegen das „wilde Feuer" (die Rose) ist.

Zu Dassel wird das Osterfeuer auf dem Bierberge angezündet, als Material dient dazu Bocksdorn (Kreuzdorn), wozu ich bemerke, daß der Name vielleicht auf Donar, dem der Bock heilig war, hinweist — eine Vermuthung, in der ich dadurch bestärkt werde, daß der Kreuzdorn zu den Hexenbäumen gehört. Brennt der Dornhaufen, so wird durch eine mit Stroh und Theer gefüllte Tonne eine Stange gesteckt, die Tonne wird in Brand gesetzt, und nun fassen zwei kräftige Burschen die Stange und laufen den Berg hinunter, bis sie durchgebrannt ist, wo die Tonne dann den Abhang hinabkollert. Ist sie unten angekommen, so entzündet man an ihr Fackeln aus getrockneten und weichgeklopften Birkenästen, die man so lange über dem Kopfe schwenkt, bis sie verlöschen.

Bei Warburg bildet das Volk einen Kreis um die Stelle, wo das Osterfeuer brennen soll, und zwar so, daß man dem Holzstoße, der errichtet wird, das Gesicht zukehrt. Einer verläßt dann die Reihe und geht mit einem Plumpsack außen um den Kreis herum, wobei er jedem einen Schlag versetzt und dazu sagt: „Kiek di nit üm, dat Fösken dat kümmt" (Sieh dich nicht um, das Füchschen kommt). Hat er die Runde gemacht, so übernimmt ein Anderer die Rolle. So vergeht der Nachmittag. Abends wird der Holzstoß angezündet. Jeder Bursch steckt seine Fackel, eine lange mit Stroh umwickelte und mit Pech bestrichene Stange an, sodaß der ganze Berg erleuchtet ist. Flammt das

Hauptfeuer, so singt man ein Auferstehungslied, das vielleicht an die Stelle eines Lobgesangs auf Donar getreten ist, an den das „Füchschen“ erinnern könnte.

Während bei dem Aberglauben, der sich an eine Anzahl von Tagen des deutschen Jahres knüpft, sich die Nachklänge aus dem germanischen Heidenthum, denen man bei ihnen begegnet, fast immer mit christlichen Vorstellungen mischen, ist die Fülle abergläubischer Meinungen, die sich früher allenthalben an den ersten Mai knüpfte und ihn noch heute in Mancher Augen bedeutungsvoll, unheimlich und zauberumsponnen erscheinen läßt, beinahe vollständig heidnischen Charakters, und zwar finden wir darin im Süden Erinnerungen an Perchta, auch an Wuotan; im Norden dagegen ist der „Walperntag“, jetzt der heiligen Walpurgis geweiht, mit dem gesammten Brauch, Glauben und Spuk, der sich auf ihn gehäuft hat, nichts Anderes als der Rest eines dem Donar gewidmeten Frühlingsfestes. Er ist darum hier wie dort reich an Zauber und Zukunftsdeutung theils guter, theils schlimmer Art.

Betrachten wir zunächst die norddeutsche Auffassung dieses Tages. In Holstein sagt man: Thau an diesem Morgen bewirkt ein reiches Butterjahr. In der Oberpfalz galt und gilt wohl noch jetzt hier und da dieser Thau als Mittel zu sympathetischen Kuren. In ihm sich unbekleidet wälzen, schützt in Niedersachsen vor Ungeziefer und gewissen Hautkrankheiten, und mit ihm sich waschen, vertreibt die Sommersprossen. In Westfalen pflegt man zu Walpurgis bei Sonnenaufgang einen Zweig von der Eberesche (die dem Donar heilig war und deßhalb später in den Ruf kam, ein Hexenbaum zu sein) zu schneiden, mit dem man darauf die Kühe aufs Kreuz schlägt, da sie hiervon milchreich werden. Linsen an diesem Tage gesäet, gedeihen besonders gut; ein Kranz von Epheu von einem Mädchen an ihm aufgesetzt, lockt Liebhaber und Freier herbei, ein Kranz von Gundermann

an ihm getragen, läßt seinen Träger die Hexen in der Kirche erkennen, indem sie sich von den andern Weibern der Gemeinde dadurch unterscheiden, daß sie Melkkübel auf dem Kopfe haben. Wenn es am Walpurgistage über dürren Bäumen donnert, so erwartet man in Westfalen ein fruchtbares Jahr. Regnet es am ersten Mai, so giebt es nach mecklenburgischer Bauernregel eine schlechte Ernte. In Schlesien weiß man, daß Kinder, die an diesem Tage geboren sind, ungeschickt und blöde werden, in Ostpreußen, daß Gänse, die an ihm auskommen, nicht gerathen.

Noch bedeutungsvoller als der Walpurgistag ist die ihm vorausgehende Nacht, in welcher alle finstern und zauberhaften Mächte losgebunden sind; denn in ihr feiert der Teufel mit den Zauberern und den Hexen (einst war es Donar mit seinen Verehrern) auf dem oder jenem Berge ein großes Fest, nach dessen Beendigung sich die bösen Männer und Weiber nach allen Richtungen hin zerstreuen, um den Menschen mit ihrer Kunst allerhand Schaden und Schabernack anzuthun. Um sich dagegen sicher zu stellen, hat man verschiedene Mittel, welche der Vorsichtige und Abergläubige nicht ungebraucht läßt. Das gewöhnlichste und einfachste ist, daß man am Abende vor dem Walperntage ein Kreuz oder einen Trudenfuß an die Thüren der Gehöfte malt. An einigen Orten nimmt man drei Häufchen Salz, streut sie dem Vieh stillschweigend zwischen die Hörner und geht dann rücklings aus dem Stalle fort. Gleichfalls ein gutes Mittel gegen den „bösen Blick“ und die Praktiken der Hexen ist, wenn man vor Anbruch der Walpurgisnacht Zweige von Erlen und Drachenblutbäumen über die Stallthüren hängt. Anderswo schützt man die Thiere dadurch vor den Unholdinnen, daß man ihnen am Abende des 30. April ein Gemenge von wildem Knoblauch, Dill, Mehl und Honig zu fressen giebt. Wieder anderwärts genügt es, wenn man eine Sense oder ein Beil vor die Schwelle des Stalles

legt, um die Hexen fern zu halten, und in manchen Dörfern thut es ein bloßer Besen. Die Saat aber wird dadurch vor Schaden bewahrt, daß man am Walpurgisabend mit Gewehren darüber schießt oder eine Weile die Kirchenglocken läutet.

Hexen waren dem Volksglauben und sind ihm an nicht wenigen Orten noch heutzutage Weiber, die sich dem Teufel verschrieben haben und mit seiner Hülfe allerlei Unfug treiben. Oft vererbte sich die Hexerei von der Mutter auf die Tochter. Gewöhnlich aber wurde sie — ich spreche dies alten Juristen und Theologen nach, die es von eingezognen und gefolterten Hexen hatten — jungen Mädchen, bisweilen schon kleinen Kindern, durch alte Frauen gelehrt. Vorher hatten die Betreffenden Gott, der Taufe und der Kirche zu entsagen und dem „Meisterlein" zu huldigen. Sie traten dazu auf einen Kreuzweg oder auf den ersten besten Düngerhaufen, legten die Hand auf einen abgeschälten Stab, den ihnen die Verführerin hinhielt, und sprachen:

„Ich greif' an diesen weißen Stock
Und verleugne unsern Herrgott
Und seine zehn Gebot".

Damit war der Bund für alle Ewigkeit geschlossen. Besiegelt aber wurde er auf dem großen jährlich einmal stattfindenden Hexenkonvente oder Hexensabbathe, der in Norddeutschland in der Walpurgisnacht und auf dem Blocksberge (worunter man nicht überall den Brocken verstand), im Süden aber auch zu anderen Zeiten und an andern Orten abgehalten wurde. In Schwaben feiern die Hexen ihre Feste vorzüglich auf dem Heuberge bei Rotenburg. In Tirol gelten als Hexentanzplätze u. A. die Marlinger Wiesen bei Meran, die Scharnitzer Klause und der Axelkopf bei Innsbruck.

Kam der Tag heran, so bereitete sich die norddeutsche Hexe mit gewissen Zaubermitteln auf die Fahrt zum Blocksberge vor: sie entkleidete sich und bestrich sich den Körper mit einer Salbe, die sie einschlafen ließ. Wir sehen sie dann auf einer Katze oder einem Bocke, einem Besen oder einer Ofengabel mit fliegenden Haaren zum Schornstein hinausfahren und durch die Luft reiten. Von allen Seiten kommen andere alte und junge Zauberschwestern, Teufel und Kobolde, gespenstige Thiere, Drachen, Kröten, Eulen, Fledermäuse, Menschen ohne Kopf und ähnliche Spukgestalten herzugeflogen, bis die Versammlung vollzählig ist. Dann erscheint in Gestalt eines Bockes mit Menschenantlitz der Fürst der Hölle und ermahnt von einer Felsenkanzel aus seine Gemeinde zur Treue gegen sich, wofür er ihr Reichthum, Ehre und langes Leben verheißt. Darauf werden ihm von den älteren Hexen und Zauberern die neu angeworbenen vorgestellt. Es erfolgt eine kurze Prüfung, und findet er die Novizen willig, den Glauben an Gott und Christus endgültig zu verleugnen, so haben sie ihm eine Formel nachzusprechen, in der sie Gott und der „dicken Frau“ — so heißt in der Sprache der Hölle die heilige Jungfrau — den Geboten und Sakramenten entsagen, dem Vater der Lüge und Sünde Treue und Gehorsam geloben und ihm versprechen, ihm so viel neue Diener als möglich zuzuführen.

Der Teufel beschenkt nun die Hexen mit einer Kleinigkeit, die ärmeren mit etwas Butter, Käse und Speck, die Reicheren wohl auch mit einer Rose, einem Ringe, einer Spange oder einem Halstuche. Er tauft sie mit „garstigem Wasser“, versieht sie mit dem Trudenzeichen und weist jeder einen Leibteufel zu, der ihr Liebhaber und zugleich ihr dienstbarer Geist ist. Die Hexen erhalten eine Bohne oder eine Nuß, an welche ihr Leibteufel gebunden ist. Derselbe führt bisweilen einen christlichen, gewöhnlich aber einen nicht im Kalender zu findenden Namen.

Er heißt manchmal Caspar, Kunz, Martin oder Hinz, häufiger aber Blaustrumpf, Weißfeder, Grünwedel, Federwisch, Spiegelglanz, Breitfuß, Hurlebusch, Kränzlein, Rautenstrauch, Dickbauch, Kapaun, Auerhahn oder Kuhhörnchen. Er ist immer um die Hexe und erscheint, sobald sie ruft, aber auch ungerufen, auf dem Felde, beim Spinnen, während des Kirchgangs, wo er aber selbstverständlich in der Kirchthür stehen bleibt; er macht seiner Gebieterin und Geliebten oft kleine Geschenke und treibt allerlei Kurzweil mit ihr. Die jungen Hexen werden in der Zauberkunst unterwiesen und zu allen bösen Streichen angeleitet. Sie bekommen Hexenpulver, und man zeigt ihnen die Bereitung der Hexensalbe. Sie lernen, wie man Gewitter und Hagelschlag zum Verderb der Saaten hervorbringt, wie man Kinder krank macht, wie man bewirkt, daß die Kühe statt der Milch Blut geben, wie man den Leuten Alpdrücken verursacht, oder sie den Veitstanz tanzen oder in epileptische Zuckungen und Krämpfe verfallen läßt. Die alten Hexen aber haben vor ihrem Herrn und Meister ein Verhör zu bestehen und anzugeben, was sie im Verlaufe des Jahres Böses gethan haben, worauf sie entweder als fleißig gelobt oder als träg gezüchtigt werden.

Inzwischen hat sich der Schauplatz mit Volk aus aller Herren Ländern, Männern und Weibern, Weltlichen und Geistlichen, Fürstinnen, Bettlerinnen, Bauernweibern, Verhüllten und Unverhüllten gefüllt. Allerlei Trachten, Altersstufen und Stände tummeln sich unter einander. Unanständige Lieder werden gesungen, unsaubere Späße gemacht. Dann beginnt die Anbetung des Teufels, indem die Anwesenden sich, ihrem Meister die Kehrseite zudrehend, bei den Händen fassen und einen großen Ring um ihn bilden, der sich dann hüpfend um ihn herumbewegt und sich schließlich wieder auflöst, um jenem dadurch seine Huldigung darzubringen, daß man den Actus vollzieht, zu welchem

Götz von Berlichingen, zur Uebergabe seiner Burg aufgefordert, den kaiserlichen Hauptmann einladen läßt. Wilde Tänze und ein reichliches Schmausen folgen. Dann giebt es eine Parodie des Abendmahls. Die höllische Hostie ist schwarz und zäh wie eine Schuhsohle, und der Trank, statt in einem Kelche in einer Kuhpfote gereicht, schmeckt wie Jauche. Zum Schlusse verbrennt sich der Teufel zu Asche, die dann an die Hexen vertheilt wird, auf daß sie damit Schaden stiften, und nachdem die Höllengeister sich mit den Hexen bei ausgelöschten Lichtern noch eine Weile vergnügt, geht die greuelvolle Gesellschaft auseinander. Die Hexen besteigen ihre Böcke und Ofengabeln wieder und fliegen nach allen Richtungen davon. Verspätet sich eine, kommt sie nicht vor der morgendlichen Betglocke heim, oder wird sie auf ihrer Luftfahrt von jemand, der nicht zur höllischen Gemeinde gehört, gesehen, so stürzt sie hinab und bricht den Hals.

Dergleichen thörichte Phantasien wurden in der guten alten Zeit so ziemlich von aller Welt geglaubt, von Bauern und Kleinbürgern nicht blos, sondern auch von Gelehrten und Obrigkeiten. Und was schlimmer war, diese gute alte Zeit bestrafte die Betreffenden, nachdem sie dieselben mit der Folter überführt hatte, mit dem Feuertode. Die Walpurgisnacht erinnert uns an eine der schrecklichsten Krankheiten, von welchen die Phantasie, der Verstand und das Rechtsgefühl der europäischen Menschheit je heimgesucht worden sind. Die Evangelisten waren nicht weniger bethört und nicht weniger unbarmherzig als die Katholiken dieser entsetzlichen Zeit, die sich über drei Jahrhunderte ausdehnte, in Deutschland kurz vor und kurz nach dem dreißigjährigen Kriege ihre grimmigsten Perioden hatte und in Spanien, in der Schweiz und in Polen bis in Tage hineinreichte, die einige von den älteren Lesern dieses Kapitels noch gesehen haben können.

Ein paar Zahlen mögen zeigen, daß hiermit nicht zu viel gesagt ist. Ich spreche dabei nur von Deutschland, obwohl es in andern Ländern, vorzüglich in Italien und Spanien, nicht milder zuging und allein in Sicilien binnen anderthalb Jahrhunderten gegen dreißigtausend der Zauberei Beschuldigte den Scheiterhaufen bestiegen, in Schottland in einem einzigen Jahre sechshundert solche Unglückliche den Feuertod erlitten und in der einen Stadt Genf im Jahre 1515 nicht weniger als fünfhundert angebliche Hexen hingerichtet wurden. Mit besonderer Wuth raste diese schreckliche Geisteskrankheit, wenn wir uns nach Deutschland zurückwenden, in einigen Theilen Frankens, in verschiedenen Gegenden Schwabens, in Schlesien und im braunschweiger Lande. Im Bisthum Bamberg wurden von 1627 bis 1630 bei einer Bevölkerung von etwa hunderttausend Seelen zweihundertfünfundachtzig, und im Bisthum Würzburg binnen drei Jahren hundertundsiebenundfünfzig Hexen „eingeäschert"; im Ganzen aber ließ der damals dort gebietende Unhold, Bischof Adolph, während seiner Regierung zweihundertundneunzehn des Umgangs mit dem Teufel Angeklagte verbrennen. Auch Bischof Johann von Trier zeigte großen Eifer; denn er sandte 1585 in seinem Gebiete so viele Weiber auf den Scheiterhaufen, daß deren an zwei Orten nicht mehr als je zwei am Leben blieben. In der kleinen Reichsstadt Nördlingen wurden von 1590 bis 1594 zweiunddreißig Zauberer und Hexen verbrannt. Noch gräßlicher wütheten die Hexenrichter in Schlesien. Im Fürstenthum Neisse sollen in dem zuletzt erwähnten kurzen Zeitraum gegen tausend Hexen verurtheilt worden sein, über zweihundert Brände liegen Urkunden vor, und unter den Hingerichteten finden wir Kinder von einem bis sechs Jahren. In Braunschweig wurden zwischen 1590 und 1600 so viele Hexen vom Scharfrichter in Asche verwandelt, daß der Anger, wo die

Scheiterhaufen gestanden, wie die Stätte eines großen Waldbrandes aussah.

Den furchtbaren Ruhm, das größte Autodafé in Deutschland gefeiert zu haben, hat die Stadt Quedlinburg, wo 1589 an einem einzigen Tage hundertunddreiunddreißig Hexen verbrannt wurden. Die nicht beneidenswerthe Ehre, das letzte Autodafé innerhalb der Grenzen des damaligen deutschen Reiches veranstaltet zu haben, gebührt — man sieht, unterm Krummstab war nicht immer gut wohnen — einem Erzbischof von Salzburg, der 1678 dem wüsten Aberglauben, von dem ich hier rede, ein Brandopfer von siebenundneunzig Menschen darbrachte. In Spanien starb 1781 die letzte Hexe den Feuertod, und im Kanton Glarus wurde 1783 Anna Göldlin wegen Zauberei enthauptet. Am längsten hielt sich dieser scheußliche Spuk in Polen, wo in einem Orte längs der preußischen Grenze noch im Jahre 1793 zwei Hexen den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem kurz vorher ein ganzes Dorf sich der Wasserprobe hatte unterziehen müssen — auch eine von den Segnungen, welche ein langes Jesuitenregiment für das Land im Gefolge gehabt hatte.

Die Hexenrichter sind wir los, der Hexenglaube aber lebt, wie wir noch im Sommer 1877 durch ein Beispiel in Hessen belehrt wurden, in einem guten Theile des Volkes fort, nur sind ihm die Nägel beschnitten, so daß er ein ziemlich harmloser Aberglaube geworden ist, der gewöhnlich nur üble Nachrede und Meidung des Umgangs mit den Verdächtigen, sowie Verweisung derselben aus Haus und Stall zur Folge hat. Indeß kommen nach den Zeitungen doch gelegentlich Fälle vor, wo der Wahn weiter geht und sich zu Mißhandlungen und Peinigungen der Betreffenden versteigt, und gar nicht selten sind die Fälle, wo eine Magd, die eine Hexe sein soll, aus dem Dienste gejagt, oder eine Familie, in welcher die Mutter oder Großmutter in

den Ruf gekommen ist, Vieh oder Menschen „etwas anthun" zu können, durch allerhand Unbill genöthigt wird, ihren Wohnort zu wechseln. Die Schule hat hier noch manche Aufgabe.

In Ostfriesland nennt man, wie Wuttke berichtet, die Hexen „dat roode Volk" oder „de lichte Lüe", die leichten Leute, weil sie auf Kuhrippen über das Land hinschweben. Es giebt dort ganze Familien, in welchen die Hexerei forterben soll, und in welche deßhalb Andere nicht gern hineinheirathen. Anderer norddeutscher Aberglaube in Betreff der Hexen ist, daß diese an einem Stücke Holz, einem Stricke oder Besenstiele bei sich zu Hause melken und dadurch den Kühen der Nachbarn die Milch entziehen, daß sie sich in Katzen und dreibeinige Hasen verwandeln, daß sie an Mauern hinauflaufen und in der Luft schweben können. In der Mark sowie in gewissen Theilen Mecklenburgs kann man den Hexenzug nach dem Blocksberge sehen, wenn man sich unter eine Erbegge setzt, deren Zähne nach oben stehen, oder wenn man eine Furche um das Dorf zieht, dann den Pflug in die Höhe richtet und daselbst bis zur Dunkelheit wartet, oder auch wenn man sich auf einen Kreuzweg stellt und sich ein ausgeschnittenes Stück Rasen auf den Kopf legt. Ebendaselbst erkennt man die Hexen in der Kirche, wenn man das erste Ei einer schwarzen Henne in der Tasche trägt. Im Harze muß es ein Gründonnerstagsei sein. Wenn die Hexen in der Mainacht nach dem Blocksberg fahren, ruhen sie an Weißdornhecken aus, deren Spitzen sie abbrechen und essen, behauptet man im Oberharze. Will man zu Grabow bei Königsberg i. N. herausfinden, wer eine Hexe ist, so muß man rückwärts nach einem Roggenfelde gehen, in derselben Weise weiterschreitend Kornraden pflücken, davon einen Kranz flechten und sich diesen unter die Mütze setzen.

In Westfalen sagt man: Wenn Jemand ausgeht, ohne

sich gewaschen zu haben, so hat er allen Grund, sich vor Hexen in Acht zu nehmen. Ein Mann in Büren, der es damit versehen, sah eine Menge pechschwarze Katzen mit glühenden Augen, die ganz entsetzlich heulten. Er sprang in einen Bach und wusch sich das Gesicht, da entflohen die Katzen mit wüstem Geschrei. In derselben Gegend verwandeln sich die Unholdinnen auch gern in Hasen, die aber größer als die natürlichen zu sein, auf drei Beinen oder aufrecht zu gehen, bisweilen sogar einen dreispitzigen Hut zu tragen und zu sprechen pflegen. So zielte einst der Jäger zu Oestinghausen nach einem ungewöhnlich großen Hasen, als Lampe sich plötzlich auf die Hinterbeine stellte und fragte: „Wo sin die annern Jeagers?" Wirft man ebendaselbst über einen verdächtigen Hasen Eisen oder Stahl, so platzt ihm die Stirnhaut, und ein splitternackter Mensch fährt aus dieser Oeffnung heraus. Man nennt das „die Hexe blank machen". Ein Jäger fragte dort einmal einen Knaben, der auf dem Felde arbeitete, ob er ihm nicht einen Hasen anzuzeigen wisse. Der Knabe versteht sich dazu, wenn ihm der Jäger ein gutes Butterbrod geben wolle. Dieser giebt ihm eins, und jener sagt ihm nun, in dem und dem Rauchfutterstücke liege ein Hase. Der Jäger findet dort wirklich einen und zwar einen sehr großen Burschen, aber als er auf ihn anlegt, ruft der Junge: „Bestemöhme, laupet!" (Großmutter lauft!) Natürlich hat sich der Jäger gehütet, loszudrücken, und so hat er sein Butterbrod vergebens angewendet.

In Holstein halten die Hexen ihre Zusammenkünfte auf dem Blumenberge bei Oldesloe und auf dem Rugenberge bei Heiligenhafen, in Schleswig auf der Kropper Heide zwischen Rendsburg und dem Dannewerke, auf dem Pisberge bei Schuby und auf dem Priserfelde. Auf der Insel Silt waren die Oewen-, der Stippstien- und der Klöwenhügel ihre Tanzplätze. Zugleich

aber besuchten sie am „Wolbersabend“, d, h. in der Walpurgisnacht, auf Hähnen, Ziegenböcken, alten Sauen, Eseln, bunten Hunden, die der Teufel ihnen schickte, zur „Ulenflucht“ (Eulenflugloch, einer Oeffnung im Hausgiebel) hinausreitend, das große Teufelsfest auf dem Blocksberge.

Von dem Feste auf dem Rugenberge wird nach Müllenhoff erzählt: Sobald die Hexen dort angelangt sind, bereiten sie sich eine Mahlzeit, entweder aus rohem Gänse- oder aus ungekochtem Rindfleisch, das sie mit Senf bestreichen. Dazu essen sie Grapenbrote und trinken Bier aus hölzernen oder zinnernen Schalen. Den Kessel bringt der Teufel aus dem Dorfe Lütjenbrode mit. Dann beginnt der Tanz, wobei jede Hexe ihren besonderen Teufel zum Tänzer hat. Ein altes Weib singt dazu und zwei Kessel werden geschlagen, auf den Bergen umher leuchten Feuer dazu. Wer in die Nähe kommt, wird mit in den Kreis gezogen und so lange herumgeschwenkt, bis er athemlos niedersinkt. Sobald es Tag wird, verschwindet Alles. Am andern Morgen findet man auf dem Berge Spuren von Federvieh, von Pferde- und Bocksfüßen, und in der Mitte liegt ein Häufchen Asche. Um die Hexen unter andern Frauen erkennen zu können, schlägt man verschiedene Wege ein. Man bewirft die Verdächtige mit einer Hand voll Salz, worauf sie sich, wenn der Verdacht begründet ist, umsehen muß. Man legt einen Besen verkehrt in den Weg, wenn eine solche in eine Thür treten will; dann kann sie, falls sie eine Hexe ist, nicht darüber schreiten. Man wälzt sich in der Johannisnacht auf einer Wiese nackt im Thau, so sieht man am nächsten Sonntag in der Kirche alle Frauen, die Hexenkünste treiben, Milchbütten auf dem Kopfe tragen. Endlich kann man wie in Mecklenburg und der Mark auch das Verfahren mit der Erbegge einschlagen, wie folgende Geschichte zeigt; nur muß man die Sache hier in der Johannisnacht vor-

nehmen und behutsam alles beobachten, was die Regel vorschreibt.

Ein paar junge Bauern beschlossen einmal die Hexen zu belauschen. Sie spannten jeder seine Pferde vor eine geerbte Egge und zogen damit auf der einen Seite des Dorfes hinaus, wo der eine sich rechts, der andere sich links wandte. Sie fuhren um das Dorf herum, bis sie auf der andern Seite wieder zusammenkamen. Den Kreis, der nun um das Dorf gezogen war, durften die Hexen nicht überschreiten. Doch hatten die Bauern einen schmalen Ausgang gelassen, wo sie die Eggen schräg zusammenstellten, sich darunter legten und die Hexen erwarteten. Als es Mitternacht wurde, flogen diese denn auch auf Besenstielen und Heuforken zu allen Schornsteinen hinaus. Sie kamen an jenen vorüber, und da erkannte der Eine seine eigne Frau. „Kumst Du ok, min olle Möhm?“ sagte er und war verrathen. Sofort stürzten die Hexen auf ihn los und drückten ihm die spitzen Eggenzinken in den Leib; denn er war so unbesonnen gewesen, diese nach innen zu kehren.

Gewisse Hexen in Schleswig konnten außer andern Dingen auch Wind machen. Eine solche wohnte zu Siseby an der Schlei, wo die Heringsfischer zu landen pflegten. Einst wollten diese nach Schleswig hinauf, es war aber Westwind, und so baten sie das Weib, ihn „zu drehen.“ Sie sagte es ihnen für ein Gericht Fische zu, und als sie dieß erhalten hatte, gab sie ihnen ein Tuch mit drei Knoten und gebot ihnen, den dritten derselben nicht eher zu öffnen, als bis sie am Lande wären. Die Fischer spannten ihre Segel auf, obgleich es noch Westwind war, und als der älteste von ihnen den ersten Knoten öffnete, kam alsbald eine schöne Brise aus Osten. Er öffnete den zweiten, da hatten sie Sturm und kamen mit der größten Schnelligkeit vor der Stadt an. Nun aber waren sie neugierig,

was es wohl geben würde, wenn sie den dritten aufknüpften. Kaum war das geschehen, so überfiel sie ein fürchterlicher Orkan aus Westen, so daß sie eilig ins Wasser springen mußten, um ihre Schiffe an's Land ziehen zu können.

Es war einmal eine Zeit, wo die Hexen in Nordschleswig ihr Unwesen überaus arg trieben. Damals war es für jede Hausfrau nothwendig, an der Scheibe des Butterfasses einen Stiel von Vogelbeerholz zu haben; denn sonst bekam sie von ihrer Milch niemals Butter. Nun ging einst ein Mann früh bei Zeiten von Jägerup nach Hadersleben. Als er bei Woiensgaard vorbeikam, hörte er, daß man da auf dem Hofe butterte, zugleich aber bemerkte er, daß eine ihm bekannte Frau an dem vorbeilaufenden Bache stand und mit einem Stocke fortwährend ins Wasser stieß. Später sah er sie an demselben Tage in der Stadt ein großes Stück Butter verkaufen. Als er Abends wieder bei Woiens vorbeiging, butterte man dort noch immer. Da begab sich der Mann hinein zu den Leuten und sagte ihnen, daß das unnütze Arbeit sei; denn die Butter sei schon in Hadersleben verkauft.

Ich schließe die Betrachtung der norddeutschen Walpurgisnacht mit einigen Bräuchen, die nicht für Hexenwerk, sondern als erlaubter Zauber angesehen werden. Wenn man im Altenburgischen in dieser Nacht von jeder der vier Ecken eines fremden Ackers stillschweigend eine Hand voll Klee mit nach Hause nimmt und sein Vieh damit füttert, so gedeiht dieses in dem Jahre ungewöhnlich gut. An manchen Orten nehmen die Mädchen am ersten Mai vor Sonnenaufgang ein Gefäß und einen Rosmarinzweig, gehen zu einer einsamen Quelle, beten, hängen den Zweig an einen benachbarten Busch und schöpfen knieend Wasser. Sobald die Sonne am Rande des Horizonts erscheint, spricht das Mädchen murmelnd neunmal die Worte:

„Ami, rebi, beli“ und zwar so rasch, daß sie mit ihrer Zauberformel fertig ist, bevor die Sonnenscheibe ganz über den Gesichtskreis heraufgetaucht ist. Dann blickt die Zaubernde in die Quelle, und diese läßt ihr das Spiegelbild ihres zukünftigen Bräutigams sehen. In andern Gegenden wird der Rosmarinzweig ins Wasser geworfen und rücklings darnach gegriffen, wo dann rasches Erfassen desselben baldige Hochzeit bedeutet. Damit der feurige Drache, der in dieser Nacht umherfliegt, dem Hause und Stalle nicht schade, steckt man vor deren Thüren im Brandenburgischen Ebereschenzweige. In Westfalen geht man am Walpernabend nicht zu Bett, damit einen der Alp nicht drücke. In Mecklenburg und Schlesien schafft man, wenn es dunkel werden will, Besen und Schieber vom Backofen weg, weil sonst die Hexen darauf von dannen reiten.

Gehen wir nun nach Süddeutschland, so scheint zunächst in Schwaben der Glaube an Hexen noch nach 1850 sehr verbreitet gewesen zu sein, und wir dürfen vielleicht annehmen, daß sich dieß in abgelegenen Gegenden seitdem nicht wesentlich geändert hat. Ich darf daher im Folgenden wohl im Präsens sprechen. Berüchtigt und gefürchtet sind hier die Weiber mancher Orte, z. B. die von Gomaringen und Pfrondorf bei Tübingen. Saulgau in Oberschwaben heißt in der ganzen Nachbarschaft wegen seiner vielen Hexen das „Hexenstädle“, das Wiesensteiger Thal wird das „Hexethäle“ genannt, und von Möringen auf den Fildern sagt man, es seien dort sechs Hexen mehr, als der ganze Ort Milchhäfen habe. Die Hexen reiten auf Katzen zu ihren nächtlichen Festen. Solche Thiere werden davon oft mager und krank. Schneidet man ihnen aber ein Stück vom Ohre oder Schwanze ab, so sind sie zu ferneren Ritten untauglich und erholen sich wieder. Wenn eine Hexe einen Schlafenden drücken oder „reiten“ will — was den Unholdinnen Vergnügen macht

— so verläßt ihre Seele des Nachts ihren Körper und schlüpft als Maus zum Munde hinaus. Der Leib liegt dann mit offenem Munde wie todt auf dem Rücken, und wollte man ihn umkehren und mit dem Gesicht aufs Kissen legen, so würde er todt bleiben, da die Seele nicht wieder hinein könnte. Die Hexen können ein Kind durch bloßes Anblicken krank machen und Milch aus einem Handtuche melken. Sie stehlen ungetaufte Kinder und bringen sie um, worauf sie ihnen die Hände abschneiden, um sie zu Zauberbrei zu zerkochen. Erkannt werden sie daran, daß sie am Sonnabend spinnen, daß sie mit den Augen blinzeln, oder daß ihnen die Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen sind. Sieht man ihnen in die Augen, so blickt das kleine Spiegelbild darin verkehrt heraus.

Schutzmittel gegen die Hexen sind in Schwaben folgende: Man malt mit Kreide drei Trudenfüße an die Stuben- und Stallthüren, man bringt dasselbe Zeichen an Krippen und Kornsäcken an, man nagelt einen Pferdefuß über die Stallthüre, man wirft etwas Salz in den Melkkübel und das Butterfaß. Auch Messer mit drei Kreuzen auf der Klinge sind Amulete gegen die Bosheit der Hexen. In den Ställen muß man das Spinnengewebe sitzen lassen, sonst beschädigen einen die „bösen Leute". Legt man „Neunfingerleskraut" unter sein Kopfkissen, trägt man Asche von Erlen- und Wachholderzweigen bei sich, so können einem die Unholdinnen nichts anhaben. Hat eine solche ein Stück Vieh beschädigt oder umgebracht, so kann man sie zur Strafe ziehen. Man stecke in das Herz des todten Thieres drei Nägel und drücke dieselben täglich etwas tiefer hinein. Dann muß die betreffende Person sterben, wenn sie nicht kommt und um Erbarmen bittet, und man die Nägel herauszieht. Ebenso stirbt sie an der Schwindsucht, wenn man ihre Fußtapfen ausschneidet und in den Rauch des Schornsteins hängt.

In Tirol wird nach Zingerle das Hexenhandwerk von alten Weibern gelehrt, und erst wenn die Schülerin sich in allen ihren Künsten dreimal sieben Jahre bewährt hat, erhält sie vom Teufel das „Siegel“, indem er ihr einen Bocksfuß auf das Kreuz einbrennt, womit die volle Zaubermacht und der „böse Blick“ verbunden ist, der alles, was er trifft, beschädigt, krank macht und verderben läßt. Die Hexen werden hier, wie anderwärts, an rothen Triefaugen, aber zugleich an verschiedenen andern untrüglichen Zeichen erkannt. Wenn im Innthale ein altes Weib weiße Schnecken sucht, ist es eine Wetterhexe, die Gewitter und Wirbelwinde machen kann. Die Hexen können die Bergwiesen vergilben und verdorren lassen, bei verschlossner Thür ein Stück Vieh aus dem Stall entführen, den Kühen die Milch nehmen, aus Nägeln, die im Stalle sind, melken, und das Buttern verhindern. Sie können sich wie in Norddeutschland in Katzen und Hasen verwandeln. Endlich stehlen sie sich in Gestalt von Schmetterlingen (vermuthlich ist die Gattung weißer Nachfalter gemeint, die man in Sachsen „Molkendieb“, in Westfalen „Molkentöversche“, d. h. Molkenzaubrerin nennt), durch offengelassene Fenster in die Stuben und Kammern, wo sie den Leuten des Nachts Alpdrücken verursachen und die Kinder würgen, bis sie blau werden.

Zum Glück giebt es auch hier eine reichliche Menge von Mitteln, mit denen man sich gegen ihr Treiben schützen kann. Wenn ein von ihnen verursachtes Ungewitter im Anzuge ist, so vertreibt man es durch Verbrennen von Kräutern, die am Tage Mariä Himmelfahrt geweiht worden sind. Schießt man gegen die heraufsteigende Wolke (wohl wie in Holstein mit einem Knopfe oder einer Kugel von Silber), so wird die Hexe getroffen. Die Ställe verwahrt man vor den bösen Weibern dadurch, daß man einen Benedictus-Pfennig oder ein kleines Rad, dessen

Speichen ein Kreuz bilden, daran befestigt, was man in den Gebirgsdörfern Truden, Aldein, Raditsch und Radein fast in jedem Gehöfte beobachten kann. Gekreuzte Eisenstangen vor den Fenstern halten in Passeier die Hexen fern. Will dort einer Frau beim Buttern die Milch nicht brechen, so nimmt man einen Bratspieß, macht ihn glühend und stößt damit ins Butterfaß; dann wird die Hexe, die das Mißlingen verursacht, gebrannt und ihr Zauber zerstört. Oft geschah es bei Stockach, daß Leute, die in einer Quatemberzeit nach dem abendlichen Gebetläuten noch vor die Thür gingen, von Hexen geholt, auf einen hohen Berg getragen und dort in Stücke zerrissen wurden. In Meran, wo dieß auch befürchtet wird, schützt sich der, welcher nach dem Läuten noch ausgehen muß, vor aller Gefahr dadurch, daß er in den Wagengeleisen hinschreitet. Wer in Absam und Zirl von der „Trude", d. h. von der Hexe als Alp, gedrückt wird, schafft sie sich vom Leibe, wenn er das nächste Mal sich eine Hechel so auf die Brust legt, daß die Stacheln aufwärts stehen.

Wie Vernaleken in seinen 1858 erschienenen „Alpensagen" berichtet, hielt man zu Rickenbach im Kanton Zürich die Frau des Fösterli Heiri für eine Hexe. Wenn man ihr frischgemolkne Milch gab, ohne Salz beizumischen, so wurde die Kuh, von der die Milch kam, wie man meinte, krank und lieferte nur noch rothe Milch. In einer gewissen Nacht soll diese Frau an den Wänden herumgekrochen sein. Ferner glaubte man, sie verzaubere das Vieh. Sie hatte in ihrem Benehmen viel Sonderbares: nie ging sie mit Anderen zur Arbeit, und stets hatte sie viele Taschentücher um den Kopf gebunden. Trug sie deren besonders viele, so erwartete man, daß das Wetter schön bleibe, trug sie wenige oder keine, so fürchtete man Regen. Auch die Weidelmadeleni am Uetliberge bei Zürich ist eine Hexe gewesen, welche den Kühen ihrer Nachbarn die Milch ausgesogen hat.

Früher war das Dörfchen Wasterkingen auf dem Rafzerfelde im Kanton Zürich als Hexenort verschrien. Daher der Reim:

„Wasterkingen, Wasterkingen,
Ist ein schöner Flecken,
's sind viel alte Weiber drin,
Die reiten auf den Stecken.“

Begeben sich die Hexen in Glarus zu ihren Tänzern, die vom dortigen Volke „Wuotisen“ (ein deutlicher Hinweis auf Wuotan) genannt werden, so bleibt ihr Körper im Bette zurück, die Seele aber fliegt in Gestalt einer Hummel aus. Noch jetzt werden hier Stellen bezeichnet, wo die Hexen sich des Nachts versammeln sollen. Solche Plätze sind im Bodenwald bei Mollis, ferner oben am Firabend auf der Mutten bei Matt und am Hexeneck, dem Scheidepunkte zwischen Glarus und Graubünden auf dem Panixerpaß.

In Wallis findet sich nach Vernaleken folgender hierher gehörige Aberglaube: Sobald eine Kuh rothe Milch giebt oder die Milch verliert, eine Ziege des Nachts jämmerlich schreit, ein Schwein seine Borsten sträubt, heißt es im Lötschenthal: „Die Chue ischt in d'Wind'n chon; beschi Lit heind mer z Feh verderbt“ (die Kuh ist in den Wind gegangen, böse Leute haben mir das Vieh verdorben). Da muß zuerst der Pfarrer mit dem Beschwörungsritual, der Stola und dem Weihkessel herbei, um zunächst die rothe Milch zu segnen, die man hierauf der Kuh wieder eingiebt, und dann den bösen Geist zu bannen, der ihr beigebracht worden ist. Die Sennin aber betet das Evangelium Johannis, zündet geweihte Wachskerzen an und bereitet eine Mixtur aus Kapuzinerpulver, geweihtem Salz, Brot und Ignaziwasser, womit der Dämon dem Viehe endgiltig ausgetrieben wird. Der Stall muß dabei mit gesegneten Palmen ausgeräuchert sein.

Aus der Nordschweiz berichtet der zuletzt genannte Sammler u. A. nachstehende Volksmeinungen: Wenn man die Hand einer sterbenden Hexe berührt, so muß man nach deren Tode sogleich in ihre Fußtapfen treten. Will man wissen, ob jemand behext ist, so braucht man ihn nur an der Stirn zu lecken; schmeckt es salzig, so bejaht das die Frage. Dann nehme man Kehricht aus drei Winkeln einer Kirche, Abgeschabtes von drei Tischecken und dreimal dreierlei Holz und räuchere damit den Behexten. Schützen aber kann man sich vor aller Hexerei durch die Reste eines verfaulten Sarges, die man über den Stallthüren und an allen zu den dortigen Thieren führenden Oeffnungen anbringt. Das muß aber sehr sorgfältig und genau durchgeführt werden; denn die dickste Hexe kann ohne Mühe durch Astlöcher, Ritzen und Spalten hindurch. Wird ein Thier vom „heimlichen Feuer" oder „Hexenteufelsschuß" (Milzbrand) gequält, so muß um Mitternacht ein Mann auf die Schwelle der Stallthür treten, die Mütze abziehen, mit derselben ein Kreuz durch die Luft machen und dann ausrufen: „Herr Teufel, nimm's, (nämlich das Uebel) dem Satan bring's!" Ist ein Rind behext, was man daran merkt, daß es entweder wüthet oder lahm ist oder nicht fressen will, so male man an die Thür seines Stalles außen und innen einen Trudenfuß, mache auf dem Herde Feuer an und schlage das Thier mit einem Stock, an welchem sich Dornen befinden, (dem oberwähnten Bocks- oder Kreuzdorn) so wird „die Hexe gezeichnet und muß zu Grunde gehen".

In den Alpenausläufern südlich von der Donau, vorzüglich in Niederösterreich, kennt der Volksglaube nach Vernaleken nicht blos eine Walpurgisnacht, sondern deren neun, welche alle dem Namenstage der heiligen Walpurga unmittelbar eine nach der andern vorhergehen, und diese Heilige ist ganz entschieden eine Vertreterin der Göttin Perchta oder Perahta, die von uns als

Erdmutter, als Spenderin des Erntesegens, als Patronin des Flachsbaus und der Spinnerinnen und als Bewahrerin der ungebornen und früh verstorbenen Menschenseelen charakterisirt und als identisch mit der norddeutschen Frigg oder Frau Holle erkannt worden ist.

Wie jene neun Nächte, so sind dieser von der Kirche umgetauften Göttin auch mehrere Tage geweiht, und zwar fallen dieselben in die Ernte. Läßt man jene Nächte hindurch ein Schiebfensterchen offen, so findet man am Morgen nach der neunten, also am 1. Mai, ein Goldstück, welches von der heiligen Walpurga hingelegt worden ist. Während jener neun Nächte wird diese unaufhörlich von jemand verfolgt (wobei wir uns erinnern wollen, daß in norddeutschen Sagen der wilde Jäger oder ein Ritter ebenfalls eine gespenstische Frauengestalt verfolgt), daher flüchtet sie fortwährend von Dorf zu Dorf und sucht einen Winkel, wo sie sich verbergen kann. Gewöhnlich flieht sie in die geöffneten Fenster und verbirgt sich hier unter dem Fensterkreuz, wo sie dann zum Danke jenes Goldstück zurückläßt. Manche wollen sie gesehen haben.

So ging einst ein Bauer in der Walpurgisnacht spät über die „tiefe Wiese“ auf das Dorf Mank zu. Kaum war er in die Mitte der Wiese gelangt, so sah er eine weiße Frau mit feurigen Schuhen und langen wallenden Haaren an sich vorübereilen, die eine Krone auf dem Haupte und in der einen Hand einen Spiegel, in der andern eine Spindel trug. Eine Strecke hinter ihr jagten Reiter auf weißen Pferden daher. Diese Erscheinung war die heilige Walpurga mit ihren Verfolgern.

Auch in den Tagen der Ernte, wenn die Garben in Haufen auf den Feldern stehen, sieht man die Heilige oder die Göttin quer über die Aecker, Wiesen und Gärten eilen. Einmal traf ein Bauer, welcher, Regenwetter fürchtend, sein Getreide des

Nachts einfuhr, sie auf ihrer Flucht. Flehentlich bat sie ihn, ihr zu erlauben, daß sie sich in seinem Wagen verberge, da ihre Feinde ihr auf dem Fuße folgten. Der Bauer gab ihrer Bitte nach und band sie in eine Garbe ein. Kaum hatte er dies gethan und die Garben wieder geordnet, so flogen die Verfolger wie Nebelbilder, aber hörbar, am Wagen vorüber. Der Bauer machte mit seiner Peitsche ein Kreuz und dankte Gott, daß die Gefahr vorbei war. Walpurga stieg nun wieder aus der Garbe heraus, dankte ihrem Retter und sagte ihm, er solle auf diese Garbe wohl Acht haben und sie sich recht genau ansehen. Der Bauer aber hörte ihr nicht aufmerksam zu und fuhr alle seine Garben, ohne sie genau zu besehen, in die Scheune. Als er jedoch am Morgen wieder in letztere ging, erstaunte er nicht wenig, daß jene Garbe schöne, glänzend gelbe Körner in den Aehren hatte. Er versuchte sie auszudreschen, und siehe da, als dieß gelungen, lagen statt einfacher Getreidekörner goldene vor ihm.

Betet jemand in jeder der neun Nächte um Mitternacht ein Vaterunser für die heilige Walpurga, so wird ihm in der letzten polternd ein Goldklumpen durchs Fenster in die Stube geworfen.

Erscheint die Göttin in dem Bisherigen stark christianisirt, so tritt ihr heidnischer Charakter in andern Vorstellungen des Volkes deutlich hervor. Walpurga steht hier in Beziehung zu den Hexen, und sie bekundet sich als eine Macht, die wie Perchta und Frau Holle mit der Ehe zu thun hat.

Die Hexen sollen sich von ihr in den Walpurgisnächten verschiedene Dinge erbitten können. Die Gegenstände, die sie verlangen und erhalten, sind gewöhnlich Walpurgisspiegel, Walpurgisfäden und Walpurgiskräuter sowie Blumen. Die Spiegel sind klein und dreieckig und haben die Eigenschaft, daß man in ihnen alles Zukünftige sehen kann. Die Fäden kommen von der Spindel, die das Attribut der Walpurga ist, und erhält man

einen solchen Faden, der ungewöhnlich fein ist, so ist man sicher, in keiner Gefahr umzukommen. Die Kräuter und Blumen dienen den Hexen zum Brauen von Zaubertränken. Die Kräuter werden oft mit Sand auf eine Pflugschar gelegt, worauf man diese über ein Feuer stellt. Sobald das Gemenge anfängt, übel zu riechen, muß derjenige erscheinen, an den man denkt. Die Blumen thut man zuweilen in ein Tüchlein, das man sich um den Hals hängt, indem das besonders die Mädchen schön werden läßt.

Die Göttin war in der heidnischen Zeit dem Volke in der Zeit des ersten Ergrünens der Natur näher wie sonst, und wie man sich von ihr in diesen Tagen mit Erfolg Gaben erbitten konnte, so konnte man sich auch in Sachen der Liebe und Ehe leichter als gewöhnlich Auskunft verschaffen. Darauf weist ein niederösterreichisches Orakel hin, welches das „Fadenziehen“ genannt wird und uns zugleich die alte Göttin wieder als himmlische Spinnerin zeigt. In der Walpurgisnacht setzen sich die Dirnen, welche ihren zukünftigen Mann kennen zu lernen wünschen, in einen Kreis zusammen und nehmen jede einen reinen feinen Gespinnstfaden zur Hand, der drei Tage hinter einem Marienbilde gehangen haben muß. Dieser Faden wird herumgegeben und zusammengeknüpft. In der Mitternachtsstunde aber wird er für jede Person im Kreise herumgedreht, wozu man mit geschlossenen Augen spricht:

„Foaden, i ziach di,
Walpurga, i bitt' di,
Zag (zeig) von main Mann
Alle Seiten an.“

Dann fühlt man an dem Faden die Gemüthsart und die Eigenschaften seines Zukünftigen, je nachdem der Faden weich oder hart, glatt, fest, spröde oder biegsam ist.

Wir gehen nun wieder weiter in der Betrachtung des Volkskalenders und stoßen auf Himmelfahrt. Dieser Tag fällt als heiliger Donnerstag entschieden in das Reich altheidnischer Nachklänge. Er ist, ohne daß das Volk davon weiß, ein Festtag des Donarkultus. In Hessen haben Kräuter, an diesem Tage gepflückt, besondere Heilkräfte. In der Provinz Preußen sollen an ihm Nadel und Fingerhut ruhen, weil sonst der Blitz ins Haus schlägt. In Westfalen und der Neumark ist Himmelfahrt von Bedeutung für die Volksapotheke. Dort sucht man Kräuter, besonders Sanikel, welche für krankes Vieh gut sind; hier muß man vor Sonnenaufgang buttern, denn die hierbei gewonnene Butter hat Heilkräfte, nur darf sie nicht gesalzen werden. In verschiedenen norddeutschen Gegenden steckt man, während das Fest eingeläutet wird, Kürbisse, die dann besonders gut fortkommen. Schwäbische Sitten und Vorstellungen in Betreff des Himmelfahrtstages sind u. A. folgende. Allenthalben in Schwaben pflückt man vor Aufgang der Sonne die sogenannten Himmelfahrtsblümchen, die man auch Mausöhrle oder Maushörnle und im Schwarzwald Schäppelein nennt, während die Botanik sie mit den Worten gnaphalium dioïcum bezeichnet. Dieselben werden in Kränze zusammengebunden, die man das ganze Jahr hindurch in den Stuben und Ställen hängen läßt, indem diese röthlichweißen Blümchen Menschen und Vieh vor dem Wetterschlag schützen sollen. Einige behaupten, daß man sich mit ihnen auch unsichtbar machen könne. Im Schwarzwald meint man, daß es am Himmelfahrtstage jedesmal ein Gewitter geben müsse. Die aufgehende Sonne macht wie am Ostermorgen drei Freudensprünge. Der Neckar verlangt bei Mittelstadt ein Opfer, das nach den Einen in einem Haufen „Klemmer", d. h. große Ameisen, einem Schafe und einem Menschen, nach den Andern in einem Menschen, einem Schafe,

einem Laibe Brot und einem Bienenkorbe bestehen muß. Aehnliche Geschenke soll die Enz bei Vaihingen und Bietigheim an diesem Tage fordern, weßhalb sich an ihm niemand zu baden wagt. In Schorndorf macht man an ihm aus einem Block Tannenholz einen Melkstuhl, der die Hexen in der Gemeinde herausfinden läßt. Sieht man am Christtage in der Kirche durch die drei Löcher, in welche die Beine dieses Schemels gesteckt werden, so scheinen alle Hexen verkehrt zu sitzen. Am Tage nach Himmelfahrt endlich wird in Weingarten bei Altdorf der „Blutritt“ abgehalten, eine Prozession, bei welcher ein Tropfen „vom heiligen Blut“ durch die Felder getragen und das Korn gesegnet wird, so daß kein Wetter ihm schaden kann. Die meisten Theilnehmer am Zuge erscheinen zu Pferde, und der Pater Custos, der ehedem das heilige Blut trug, ritt stets einen Schimmel und war weiß gekleidet.

Das Pfingstfest ist in Norddeutschland vorwiegend ein Fest der Hirten und der mit dem Vieh beschäftigten ländlichen Dienstboten. Weit verbreitet ist hier die Sitte, das Haus mit „Maien“, grünen Birkenbüschen, zu schmücken. Hier und da finden Aufzüge von Knechten und Mägden statt, in Westfalen zieht an einigen Orten die Kinderwelt umher, indem sie einen Knaben vor sich hertreibt, welcher, in grüne Reiser eingeflochten und mit einer Blumenkrone auf dem Kopfe, einst wahrscheinlich den Frühling oder Sommer vorstellte. Wer hier seine Kühe zuletzt austreibt, bekommt den Namen „Pfingstfuchs“ oder „Pfingsthammel.“ An manchen Orten giebt es ein Kranzstechen oder ein Wettrennen, bei dem derjenige, welcher zuerst am Ziele anlangt, in Laub eingekleidet zurückgeführt wird. Aehnliche Gebräuche herrschen in den Dörfern Schwabens. Am Pfingstmontag vermummen die Hirten im Schwarzwalde einen ihrer Kameraden in gelbblühendes Pfriemkraut, bedecken ihm

das Gesicht mit einer Larve von Baumrinde und setzen ihm eine spitze Mütze von Laubgeflecht auf. Dann behängen sie ihn vorn und hinten mit Kuhschellen, und hierauf wird er von zwei Begleitern, von denen der eine einen Korb, der andere einen Topf in der Hand hat, von Haus zu Haus geführt, wobei der Vermummte spricht: „I bin der Pfingstlümmel; drum gebet mir au ebbes in mein Geldbeutel. Kleine Thaler haun i gnuag, aber keine grauße.“ Darauf giebt ihm die Hausfrau ein Ei oder einen Löffel voll Schmalz, wovon die Hirten sich nach dem Umzuge einen großen Eierkuchen backen. Dieselbe Sitte kommt auch in andern Gegenden vor, ist aber hier gewöhnlich mit einem Aufzuge zu Pferde verbunden, bei dem allerlei possirliche Verkleidungen eine Rolle spielen und verschiedene Reime gesprochen werden.

Vom 11. Juni sagt ein alter Reim:

„Regnet's am Sanct Barnabas,
Schwimmen die Trauben bis in's Faß,
Sanct Barnabas nimmer die Sichel vergaß,
Hat den längsten Tag und das längste Gras.“

Wenn es am Veitstage (15. Juni) regnet, so geräth die spät gesäete Gerste nicht; ist aber schön Wetter, so giebt sie eine reichliche Ernte. An diesem Tage soll man auch Kröten fangen, sie mit einem Hölzchen durch den Kopf spießen und sie so lange an die Luft hängen, bis sie ganz dürr sind. Legt man sie dann in ein leinenes Tuch gebunden einem Kranken auf die Brust, so ziehen sie alles Gift, welches in ihm steckt, aus ihm heraus. Doch muß man mehrere nehmen und das Verfahren wiederholen; schwillt keine von den Kröten mehr auf, so ist das Gift heraus.

Nächst den Zwölften und der Walpurgisnacht spielt im

Aberglauben und namentlich unter den Aeußerungen, die man als Tagewählerei bezeichnet, der Johannistag die bedeutsamste Rolle. Wie die Weihnachtszeit, so ist auch die der Jahresmitte erfüllt von dunklen Erinnerungen an ein altheidnisches Sonnenfest. Ist es dort die winterliche Sonnenwende, die man unbewußt feiert, so ist es hier die sommerliche.

Schließen wir von den Resten, welche sich von dem Sonnenwendfest in den Tagen erhalten haben, wo Wuotan noch den deutschen Himmel regierte, auf jenes zurück, so wird sich uns diese heilige Zeit ungefähr folgendermaßen charakterisiren.

In der kürzesten Nacht wie an dem auf sie folgenden längsten Tage des Sommers wurden die Götter ähnlich wie während des Julfestes als der Erde und den Menschen besonders nahe gedacht. Die Welt war voll von übernatürlichen Mächten und Kräften, voll des Außerordentlichen, Segensreichen, Unheimlichen. In Wald und Feld, in den Quellen und Flüssen brütete es geheimnißvoll, regte es sich, webte und waltete es. Gespenstige Wesen ließen sich sehen und hören, und man lauschte mit verhaltnem Athem auf Weiteres. Das Wasser gewann heilende Kraft, die Walderde ließ Zauberkräuter und Pflanzen der Volksmedizin hervorsprießen, Blumen und Wurzeln, deren Besitz übermenschliche Kraft verlieh, wurden gesucht und von Kundigen oder Glückskindern gefunden. Man schnitt die Wünschelruthe, vergrabene Schätze „blühten", d. h. sie zeigten sich an, indem sie sich hoben und wie Flammen glühten, und die Gabe, in die Zukunft zu schauen, ward jedem zu Theil, der auf die vom Herkommen angerathene Weise nach ihr strebte. Allenthalben mußte in der heiligen Nacht Stille herrschen, das Haus wohl verschlossen gehalten werden, die Rune Donars die Thür vor der Tücke umherschweifender Wald- und Feldgeister schützen und jedermann sich vor gefährlichem Baden hüten;

denn der Sonnenwendtag wollte sein Opfer haben. Derselbe hatte seine Festgerichte und seine verbotnen Speisen. Er wurde zum Schlusse mit dem Anzünden von Feuern geehrt, die man blumenbekränzt umtanzte, über die man, um sich zu weihen und zu reinigen, hinwegsprang, und mit deren Kohlen später der Acker gedüngt wurde. Ein Gelage, bei dem man den ersten Trunk den Göttern darbrachte, beendigte diese Feier.

Fern von den großen Städten, im Gebirge, in Waldgegenden, wohin die alte Sitte und der alte Glaube sich auch in andern Beziehungen vor der Aufklärung zu flüchten, und wo sie dann lange Zeit geborgen zu sein pflegen, lebt noch eine Fülle von mehr oder minder farbigen und deutlichen Erinnerungen an das Wesen und die Gestalt der Sonnenwendfeier unter den heidnischen Germanen. In Schleswig-Holstein, in Ostpreußen und in der Lausitz ziehen in der Johannisnacht Geister und andere unheimliche Gäste herum, gegen die man sich nach alter Sitte zu schützen sucht. Im schwäbischen Ober- und Unterlande wurde früher die ganze Nacht hindurch, vom Verschwinden der Sonne bis zur Morgendämmerung, mit allen Glocken geläutet, weil das den bösen Geistern ihre Macht nahm und die Hexen „unfahrbar" machte. Am Bodensee sagt man, am Johannistage müsse Sanct Johannes einen Schwimmer und einen Klimmer haben, weßhalb man an diesem Tage nicht badet und nicht auf Bäume steigt. Der Neckar verlangt an diesem Tage drei Menschenopfer, eins bei Berg, eins bei Cannstadt und eins bei Heilbronn, Einige sagen, auch noch ein viertes, bei Heidelberg. In Schlesien und der Lausitz durfte man noch vor wenigen Jahren am Vorabende des Johannistages, sobald die Sonne untergegangen war, keine Milch verkaufen. Im Mecklenburgischen lassen abergläubische Leute noch jetzt in dieser Zeit keine Wäsche im Freien liegen oder hängen, weil der,

welcher sie dann trüge, „den Krebsschaden bekommen würde.“ Am Johannistage darf man in der nördlichen Schweiz nichts Grünes vom Boden aufheben, auch an keiner Blume riechen; denn wer dieß thut, bekommt den „Leichwurm“, der dann dreimal vierundzwanzig Stunden im Körper herumzieht.

Aehnliches wiederholt sich fast in allen deutschen Landstrichen. Doch sind die in der Johanniszeit waltenden geheimnißvollen Kräfte nicht ohne Ausnahme bedenklicher oder gefährlicher Art. Sie lassen sich zum Theil auch zum Nutzen für die Menschen verwenden. In Tirol „sonnen“ sich vergrabne Schätze, und in der Mark tanzen blaue Flämmchen über ihnen, so daß sie gehoben werden können. Am Bodensee findet man auf allen Wiesen, wo man an diesem Tage die Erde aufwühlt, Kohlen. Die muß man heimtragen und auf den Getreideboden legen, dann schützen sie das Korn vor Wurmfraß und das Haus vor Blitzschlag. In manchen norddeutschen Gegenden liegen diese Kohlen unter Klettenwurzeln und Beifußpflanzen, und sie sind hier gegen allerlei Krankheiten gut. Wenn man zu Derendingen in Schwaben sowie in dessen Nachbarschaft am Johannistage die Weinstöcke schüttelt, so bekommt der Wein ein „Bodengefährt,“ d. h. einen angenehmen Geruch und Nachgeschmack, Blume, Bouquet. Ein einziges Bad in den Mineralquellen von Laimnau bei Tettnang am Johannisabend genommen, wirkt neunmal so viel als ein solches, das man zu einer andern Zeit nimmt. In der nördlichen Schweiz herrschen an manchen Orten folgende Meinungen: Eine Frauensperson, die an der Gicht leidet, muß am Abend vor Johanni einen schwarzen Johannisbeerstock ausgraben, sich in der darauf folgenden Nacht nackt ausziehen, mit dem Strauche in den Garten gehen, ein Loch in die Erde machen und jenen hineinpflanzen, wozu die Worte zu sprechen sind: „Ina walt Gott, na walt Gott, a helf Gott!“

Wer aber einen offnen Schaden hat, der schneide am Johannistage vor Sonnenaufgang und ohne daß es jemand sieht, ein Stück von einer Esche ab und trage es in der rechten Tasche mit sich herum, er wird dann unfehlbar genesen. In Norddeutschland sowie in der Nordschweiz eignet sich die Nacht vor Johanni vorzüglich zum Schneiden der Wünschelruthen, über die ich in einem späteren Kapitel ausführlich berichten werde.

Andere wunderbare Dinge von der Johanniszeit wissen Jägerburschen von altem Schrot und Korn, kluge Schäfer und vor Allem die Kräuterweiber der Apotheken zu melden. In ihr werden die immer treffenden Freikugeln gegossen, wozu an einigen Orten Johanniswürmchen und Johanniskäfer nothwendige Erfordernisse bilden. Das Johanniskraut hat an diesem Tage rothe Tropfen, die man findet, wenn man die Pflanze behutsam mit der Wurzel ausgräbt. Im Brandenburgischen wird behauptet, wenn man mit dieser Flüssigkeit das Innere eines Flintenlaufes bestreiche, so treffe man mit jedem Schusse aus diesem Gewehre. Ebendaselbst heißt es: wer in der Johannisnacht in der Geisterstunde Rainfarren (Tanacetum) sammelt und bei sich trägt, macht sich damit unsichtbar. Ueber den damit verwandten Farnsamen, der nur in der Mittsommernacht zwischen zwölf und ein Uhr reift und die wunderbarsten Eigenschaften besitzt, werde ich ebenfalls später Einiges mittheilen. Gottesgnadenkraut, Johannishand, Teufelsabbiß, Fünffingerkraut, Hollunderblüthe, Herrgottsäpfel, Liebstöckel, Mannstreue, Eisenkraut, Mistelzweige sind, an diesem Tage gesammelt, besonders gute Schutzmittel gegen Erkrankung durch Zauber. Ferner gräbt man in dieser Zeit die Wurzel der Wegwart oder der wilden Cichorie aus, die ebenso viele übernatürliche Kräfte hat als der Farnsamen. Es muß aber die sehr selten auftretende männliche Pflanze sein, die man an ihrer weißen Blume erkennt.

Wer im westfälischen Volmethale wissen will, ob er ein Mädchen, das er gern möchte, bekommen wird, pflanzt am Mittsommertage zwei Stauden Johanniskraut; wachsen diese darauf mit den Kronen gegen einander, so ist sie ihm bestimmt, weichen sie damit auseinander, so bekommt er sie nicht. Aehnlich erforschen dieß Andere, indem sie jeder von den beiden Pflanzen den Namen dessen oder derjenigen geben, über den oder die sie Auskunft haben wollen. In der Pflege Reichenfels im sächsischen Voigtlande pflücken die ledigen Mädchen am Johannistage in der Mittagsstunde zwischen 11 und 12 Uhr neunerlei Blumen, unter denen Winde, Storchschnabel und Feldraute nicht fehlen dürfen, flechten daraus einen Kranz und binden ihn mit einem in derselben Stunde gesponnenen Faden. Ist der Kranz fertig, so wirft ihn die Binderin rückwärts an einen Baum, und so oft er herunterfällt, bevor er an einem Zweige hängen bleibt, so viele Jahre bleibt das Mädchen noch unverheirathet.

Spuren alter Festgerichte sind folgende: An verschiedenen Orten Tirols, namentlich im Unterinnthale bäckt man am Sonnenwendabend dreierlei, siebenerlei oder neunerlei Kuchen, in welche bestimmte Kräuter, wie Salbei, Brennnessel, vorzüglich aber Hollunderblüthen kommen müssen. Im Lechrain dürfen „Hollunderküchel", das sind in Schmalz und Mehl gebackene Hollunderdolden mit den Stielen und Stengeln, in keinem Hause fehlen. Zu Ebingen in Würtemberg pflegte man noch vor wenigen Jahren am Tage Johannis des Täufers auf einem öffentlichen Platze, der „die Burg" heißt, ein Feuer anzuzünden und Erbsen daran zu kochen, welche dann den Kindern zu essen gegeben wurden. Jetzt kocht man sie in den Häusern, und zwar nur mit Wasser und so, daß sie ganz bleiben und trocken aus der Hand verzehrt werden können.

Das soll „für Allerlei gut sein“, weil, so dürfen wir hinzufügen, die Erbsen in Beziehung zu Donar standen.

Die alten Sonnenwendfeuer wurden in Norddeutschland an vielen Orten gewissenhaft angezündet. So viel mir bekannt, sind sie hier jetzt allenthalben außer Gebrauch gekommen, zuletzt wohl in der Lausitz. Die Kinder im Meißnischen tanzen am Johannistage noch hier und da um eine Blumenpyramide. Im Harz wurde noch vor nicht langer Zeit an diesem Tage an einigen Orten eine mit Blumen, Bändern und Tüchern geschmückte Tanne aufgepflanzt und von den Burschen und Dirnen umtanzt. Die Kinder steckten eine Blumenkrone auf eine Stange und drehten sich im Ringelreigen um dieselbe, wozu sie: „Jag' mir 'mal das Hirschlein aus der Weide“ sangen. Im Dolmethale kehren die am Johannistage auf die Weide gezogenen Mädchen am Abend mit dem „Rosenbaume“, einer mit Kränzen behangenen Tanne zurück. Auf halbem Wege empfangen sie die Bursche des Dorfes mit Musik.

Anders in Süddeutschland, wo sich ein großer Theil der Festlichkeit des Sonnenwendfeuers der Urzeit sammt den dazu gehörigen Bräuchen an vielen Orten bis vor wenigen Jahrzehnten und in einigen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Zu Kirchberg in Steiermark zieht man am Johannistage auf die benachbarten Berge und macht dort große Feuer an, welche „Firner“ heißen. Auch im Vintschgau werden an ihm in einer Anzahl von Orten solche Feuer angezündet, und, wie in Schwaben am Funkensonntage, brennende Scheiben, das Bild der Sonne, in die Luft geschleudert. In Pflach heißen diese Feuer „Mückenfeuer“. Im Unterinnthale wird am Abend des Johannistages „Martin Luther“ verbrannt, indem Bursche zusammenkommen, eine Puppe von Stroh und Lumpen machen und dieselbe, welche ursprünglich den Winter bedeutet haben wird, ins Feuer werfen.

Auch im würtembergischen Lande ist diese Sitte weit verbreitet. Am Tage Johannis des Täufers brennen noch an vielen Orten Oberschwabens auf leeren Feldern oder freien Plätzen die einst allgemein üblichen Feuer. Knaben und Mädchen reichen sich die Hände und springen miteinander darüber, indem sie rufen: „Sanct Johann, mach's Werg (den Hanf) drei Ellen lang!“ Früher hatte dieses Springen vermuthlich die Bedeutung einer Reinigung und eines Schutzmittels gegen allerlei Uebel; in dem Sanct Johann aber verbirgt sich eine alte Gottheit, wahrscheinlich Perchta, die Patronin der Flachs- und Hanfsaaten. Man sagt auch, die Springer erwürben sich die Gabe, verborgene Schätze zu sehen. Diese Feuer sind dort namentlich in der Gegend von Rieblingen üblich, und in Krauchenwies wiederholen sie sich eine ganze Woche hindurch. In manchen Dörfern am Bodensee macht man Abends vor dem Orte ein Johannisfeuer; dann „jucken“, d. h. hüpfen, die erwachsenen Burschen mit ihren Mädchen darüber, wobei sie sich an den Händen fassen. Das dauert oft mehrere Stunden, indem die Paare beständig auf einem kleinen Umwege zu dem Haufen der Springenden zurückkehren und hier warten, bis die Reihe wieder an sie kommt. Wer sich bei dem „Jucken“ verbrennt, muß ein Pfand geben und zwar ein Stück von seinem Anzuge. Man fängt dabei mit dem obersten Stück, Hut, Mütze oder Brusttuch an. Verbrennt der Betreffende sich zum zweiten Male, so muß er ein zweites Stück hergeben, und das wird bisweilen fortgesetzt, bis er nur noch das Hemd anhat. Zur Auslösung der Pfänder werden ein Paar Flaschen Wein bezahlt, die man nach Erlöschen des Feuers im Wirthshause mit einander vertrinkt. Auf dem Frauenberge bei Blaubeuren feiert man den Johannistag ebenfalls mit Freudenfeuern, wobei man aus Stroh geflochtene Räder anzündet und ins Thal hinabrollen läßt.

Dieselbe Sitte herrschte ehemals auf Hohenstaufen, Hohenrechberg und Staufeneck, und noch heute brennen in der Nachbarschaft von Ellwangen Johannisfeuer. In Neckarsulm ziehen Bursche am 24. Juni von Haus zu Haus und fordern Holz zum Johannisfeuer, indem sie singen:

„Ist eine gute Frau im Haus,
Schmeißt ein Büschele Holz heraus,
Oder man läßt den Marder in's Hühnerhaus."

In der Gmünder Gegend heißen diese Feuer „Himmelsfeuer", bei Ehingen an der Donau „Zündelfeuer", beim Federsee „Sinkenfeuer". Zu Friedingen an der Donau mußte jeder, welcher in der Johannisnacht über das hier gewöhnlich auf einem Kreuzwege angezündete Feuer springen wollte, etwas Holz mitbringen. Daher sang man schon beim Anfang der Festlichkeit in den Straßen:

„Komm' Niemand zum Johannisfeuer
Ohne Brandsteuer,
Oder Hut und Käpple in's Feuer",

eine Drohung, die später wirklich ausgeführt wurde, indem man Hut oder Mütze des Vergeßlichen oder Geizigen in die Flamme warf.

Sehr alterthümlich, wenn auch wie die Mehrzahl dieser alten Gebräuche zur Posse ausgeartet, war die Johannisfeier in Rotenburg a. N. Sie wurde hier bis zum Jahre 1807 oder 1808 abgehalten, wo der Oberamtmann März dem „Unfug" mit Stockprügeln ein Ende machte. Schon um die Mittagszeit gingen hier Haufen von Buben in der Stadt herum, vertheilten sich in die verschiedenen Gassen und zogen vor die einzelnen Häuser. Drei von jedem Trupp, von denen einer einen Degen, der zweite eine papierne Fahne und der dritte einen

Teller trug, begaben sich auf die Hausflur, wo der mit dem Degen begann:

„Sanct Johann bin ich genannt,
Ich trag' den Degen in meiner Hand,
Wer um den Degen streit't,
Der macht die allerbeste Beut'."

Dann folgte der Fahnenträger mit den Worten:

„Sanct Johannes Sakrata
Muß den Martin Luther braten,
Muß ihn mit Cibeben spicken,
Muß ihn dem Teufel zum Fraße schicken."

Endlich kam der Dritte mit dem Teller und sprach:

„Wie! gebt uns auch einen Thaler, drei oder vier,
Können wir trinken Wein und Bier."

War die Runde gemacht und der Abend gekommen, so wurden auf einem freien Platze innerhalb der Stadt oder vor dem Thore Anstalten getroffen, um „den Engelmann zu köpfen." Man trieb einen kurzen, dicken Pfahl in den Erdboden und umwickelte ihn mit Stroh in der Weise, daß eine Art menschlicher Figur daraus entstand. Den Kopf lieferte der Töpfer. Jeder der Buben brachte eine Handvoll Blumen mit, die man um den „Engelmann" herumsteckte, so daß er ganz damit bedeckt war. Unten um die Strohpuppe wurden Holzstücke, „Johannisscheiter," aufgeschichtet. Eine Menge junger Bursche sah dann zu und wartete auf das Zeichen zum Angriffe. Endlich wurde der Holzstoß angezündet, und wenn dann auch der Strohmann Feuer fing und allmählich verbrannte, hieb Alles auf gegebenes Kommando auf ihn ein, und jeder wollte der Tapferste sein.

War der „Engelmann" schließlich zerhackt und verbrannt, so sprang man über die Reste des Feuers, bis sie verloschen. Das Eingesammelte diente zum Ankauf von Wein, Bier und Eßwaaren. Abends wurden vor dem Hause eines der Burschen Tische und Stühle aufgestellt und das Gekaufte aufgetragen. Eltern, Nachbarn kamen zum Gelage. Der Eine brachte als Beitrag einen Krug Bauzemer, Neckarhalder oder Matisberger, und wenn der leer war, wurde er von einem Andern wieder gefüllt. So wurde das Fest ein gemeinsames. Innungen und Zünfte, Vetternschaften und Freundeskreise zechten zusammen, Wirthe hielten ihre Stammgäste frei, die Armen bekamen an Tischen unter freiem Himmel Brot und Wein auf öffentliche Kosten. Alles war Wohlgefallen, Friede und Behagen. Wenn manche Nachbarn sich verfeindet und das ganze Jahr über geschmollt und einander nicht gegrüßt hatten, so mußten sie sich an diesem Tage mit einander versöhnen und mit einander schmausen und zechen. Man nannte das den „Johannissegen" oder „Johannistrunk". Diese Sitte schließt ohne Zweifel dunkle Nachklänge aus der Heidenzeit ein. Die Anspielung auf Luther in dem Reimspruch sammelnder Burschen wird der dumme Spaß eines Pfaffen, Mönchs oder Schulmeisters aus der Reformationszeit sein und an Stelle eines andern Satzes stehen, der sich auf eine andere gehaßte Persönlichkeit, einen feindlichen Gott oder Riesen, eine Naturmacht oder sonst etwas der Art bezog. Der verbrannte und zerhauene „Engelmann", unter dem man den Täufer Johannes verstand, war ursprünglich jene Gottheit oder Naturmacht. Der Johannistrunk aber, dem ähnliche Schmausereien und Gelage in Heilbronn, Ueberlingen am See und Tettnang an die Seite zu stellen sind, ist augenscheinlich eine Erinnerung an den Opferschmaus, der das heidnische Sonnenwendfest beschloß.

Die Johannisfeuer sind übrigens nicht blos in Deutschland

üblich, sondern auch unter slavischen Stämmen, in Norwegen bis nach Tromsöe und Hammerfest hinauf, in der Bretagne, in Irland und auf der ganzen pyrenäische Halbinsel mit Einschluß von Portugal. In Poitou springt man dreimal über das Johannisfeuer, indem man dabei einen Nußzweig in der Hand hält. Zu Jumièges in der Normandie kennt man eine eigenthümliche, auch an deutsche Sitte erinnernde Feier. Hier holt sich alle Jahr am Abend vor dem Johannisfeste die Gesellschaft des „Grünen Wolfes“ (Loup Vert) im Weiler Conihout ihren neuen Vorsteher. Nur von dort nämlich gestattet das Herkommen ihn zu nehmen. Der alte Vorsteher hat bei dieser Feierlichkeit noch die Führung. Er bekleidet sich mit einem weiten grünen Mantel und setzt einen hohen kegelförmigen grünen Hut ohne Krempe auf. So angethan stellt er sich an die Spitze der Genossen, mit denen er nach einem Orte zieht, der Chouquet heißt. Vor der Gesellschaft, welche einen Lobgesang auf den heiligen Johannes anstimmt, wozu Petarden und Pistolenschüsse abgefeuert werden, wird ein Kreuz und eine Wallfahrtsfahne hergetragen. In Chouquet übernimmt der Pfarrer mit den Kirchensängern und Chorknaben die Führung der Prozession nach der Parochialkirche. Nachdem hier Gottesdienst gehalten worden, zieht man in das Haus des „Grünen Wolfs“ zurück, wo es einen kleinen Schmauß giebt. Dann wird vor der Thür getanzt, bis die Dunkelheit anbricht und man einen inzwischen aufgeschichteten Scheiterhaufen anzündet, was auf ein mit einer Glocke gegebenes Zeichen durch einen jungen Mann und ein Mädchen geschieht, welche mit Blumen geschmückt sind. Sobald die Flamme emporlodert, singt die Versammlung erst das Tedeum, dann aber stimmt ein Bauer ein Lied in normännischem Patois an, welches eine Parodie auf das „ut queant laxis“ ist. Während dieser Zeit laufen der Wolf und seine Genossen, in

dem sie sich bei den Händen gefaßt haben, um das Feuer hinter dem her, den sie für das nächste Jahr zum „Grünen Wolf" gewählt haben. Nur der erste und der letzte dieser seltsamen Jäger hat die eine Hand frei, aber trotzdem müssen sie den zukünftigen Wolf einfangen, der, indem er ihnen zu entwischen trachtet, die Mitglieder der Bruderschaft mit einer großen Ruthe schlägt, mit welcher er bewaffnet ist. Hat man ihn endlich gefangen, so trägt man ihn nach dem Feuer und thut, als wollte man ihn hineinwerfen. Dann begiebt man sich wieder zum Wolfe und genießt hier ein zweites Mahl, bei dem einer von den Genossen zu wachen hat, daß es ernst und wohlanständig zugeht. Kommt ein Verstoß gegen die Würde der Feier vor, so schellt jener mit der Glocke, und der Sünder muß mit lauter Stimme ein Vaterunser herbeten. Mit dem Dessert aber macht die Feierlichkeit der Gesellschaft ausgelassener Lustigkeit, der Zwang völliger Ungebundenheit Platz, und auf die frommen Gesänge folgen Trinklieder, Possen und Späße. Am Johannistage selbst wiederholt sich diese Lustigkeit unter allerhand Zeremonien. Eine davon besteht darin, daß man ein ungeheures geweihtes Brot in der Form einer Stufenpyramide umherträgt, welches mit einer Laubhülle, an welcher Bänder flattern, überdeckt ist.

Nach der Ansicht französischer Gelehrten wäre der „Loup Vert" Wuotan als Frühlingsbringer, das Grün wiese auf den Frühling hin, der Wolf bezöge sich darauf, daß der Gott als von zwei Wölfen begleitet gedacht wurde. Nur verwandle sich die Göttin des Winters (die Holle) gejagt und zuletzt verbrannt, in den grünen Wolf des folgenden Jahres. Solche Mißverständnisse aber kämen bei Bräuchen, welche viele Jahrhunderte fortgelebt hätten, leicht und oft vor.

Ich lasse diese Deutung dahin gestellt. Gewiß ist nur, daß die ganze Feier des Johannistages allenthalben mehr oder min-

der deutlich auf einen alten Götterkultus zurückweist, der freilich oft zum Spiel und zur Posse geworden und durch falsche Deutung der Ueberlieferung allmählich in allerlei Wunderlichkeiten ausgeartet ist. Man wird wohl nicht irren, wenn man einen Theil der hier mitgetheilten Gebräuche als aus der Verehrung des Fro, des Gottes der Fruchtbarkeit und der Ehe, hervorgegangen betrachtet. Auch der Frigg oder Bertha muß einst dabei gedacht worden sein, und ebenso weisen gewisse Zauberbräuche und abergläubische Meinungen bezüglich der Johannisnacht, z. B. die in Betreff des Johannisblutes und des Farnsamens, auf Donar und Wuotan hin.

Sehen wir uns die weiter folgende Zeit des Jahres im Spiegel des Aberglaubens an, so begegnen wir zunächst dem Peter- und Paulstage (29. Juli), an welchem man nach alter schwäbischer Regel nicht nähen darf, weil man für solchen Frevel vom Blitze getroffen wird, an welchem ferner im Schwarzwald unser Herrgott drei Menschenleben verlangt, und an dem endlich die Jaxt bei Schönthal und die Enz bei Neuenbürg ein Opfer haben muß. Am Tage der sieben Brüder oder Siebenschläfer (10. Juli) muß man zeitig aufstehen, sonst verschläft man das ganze Jahr seine Arbeit. Regnet es an ihm, so muß es nach sächsischem und schlesischem Volksglauben in den folgenden sieben Wochen jeden Tag wenigstens eine Weile regnen. Am Magdalenentage (22. Juli) fordert die Donau bei Ehingen und die Argen bei Wangen ein Menschenopfer. Der Jakobstag (25. Juli) eignet sich in Schwaben zur Erforschung der Zukunft. Wenn zu Jakobi das Fest des Schutzheiligen der Kirche auf dem Hohenberge bei Ellwangen gefeiert wird, so sieht man genau zu, wie hoch das Wasser in dem an der Kirchhofsmauer befindlichen tiefen Brunnen steht. Ist es sehr tief unten, so kommt Mißwachs und Theuerung, ist es da-

gegen hoch und der Brunnen voll, so daß man fast mit der Hand schöpfen kann, so giebt es eine gute Ernte und Alles wird wohlfeil. In Thüringen hält man Jakobi für einen Unglückstag, so daß an ihm niemand gern auf einen Baum steigt, da er dann in großer Gefahr schweben würde, den Hals zu brechen. In Kärnthen gelten die Hundstage für bedenklich in Betreff von Trauungen; denn man meint, daß den in dieser Periode gefeierten Hochzeiten Ehen voll Streit und Verdruß folgen. Am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August) werden in den katholischen Kirchen Schwabens Kornähren und Kräuter geweiht, die das Haus vor Zauberei und Wetterschlag schützen. In Tirol betrachtet man die „Dreißigen", d. h. die Zeit vom 16. August bis zum 8. September, die besonders dem Mariendienste geweiht sind, für besonders gut geeignet zu allerlei Zauberwerk. Namentlich werden Sympathiekuren vorgenommen und Heilkräuter gesammelt und zum Weihen gegeben.

Der Michaelistag (29. September) ist zunächst wieder ein prophetischer. In der Neumark kann man an ihm sehen, was es im Jahre für Wetter geben wird. In Westfalen beziehen sich folgende Bauernregeln auf ihn: Nord und Ost bedeuten starken Frost. Regnet's ohne Gewitter, so kommt ein gelinder Winter. — So viel Fröste vor Michaelis fallen, so viel kommen nach dem ersten Mai des nächsten Jahres. — Wenn die Vögel vor Michaelis nicht ziehen, so giebt es vor Weihnachten keinen harten Frost. — Wintersaat um Michaelis ausgestreut den Bauer mit reicher Ernte erfreut. — Wenn Michael de Wind stieg, sau wet de Roggen düer. — Wenn Michael das Wetter ist gut, steckt der Schäfer 'ne goldne Feder an'n Hut. Ferner müssen an diesem Tage die Eicheln zu Orakeln dienen. In Westfalen sagt man: Wenn Michael viel Eicheln bringt, Weihnachten die Felder mit Schnee dann düngt. In Schlesien aber

heißt es: Sind die Eicheln am Michaelstage inwendig schön und frisch, so werden im künftigen Sommer die Früchte gut gerathen, sind sie naß und faul, so kommt ein feuchter, sind sie mager und dürr, so kommt ein heißer Sommer; findet man darin eine Mücke, so wird es ein mittelmäßiges Jahr; eine darin befindliche Made bedeutet Mißwachs und theuere Zeit, eine Fliege Krieg, eine Spinne Pest oder sonst ein Uebel. In Ostfriesland darf am Michaelstage nicht gesäet, im Brandenburgischen überhaupt nicht auf dem Felde gearbeitet, auch nicht gesponnen werden. Wahrscheinlich ragt hier eine dunkle Erinnerung an die Herbstfeier im Wuotanskultus in die Gegenwart herein, da von der Wuotansmythe Vielerlei in den Charakter übergeflossen ist, den der Erzengel Michael im Mittelalter hatte.

Auch am Gallustage (16. Oktober) darf nicht gesäet werden. Simonis und Judä (28. Oktober) ist in Kärnthen ein gefährlicher Tag, da darf sich kein Rad um die Achse drehen, wenn es nicht ein schweres Unglück geben soll. Der Martinstag (11. November) vereinigt in sich Reste der Erinnerungen an die zu Anfang dieses Kapitels erwähnten Heidenfeste des Spätherbstes. Allenthalben in Deutschland wird an ihm die Martinsgans gegessen. In Sachsen bäckt man an ihm die Martinshörnchen, die vielleicht einst als die Hörner der Böcke Donars eine Rolle spielten. Wie in Sachsen einige Wochen vor Weihnachten der Knecht Ruprecht, so zog in schwäbischen Dörfern, z. B. in Herbrechtingen und Königsbronn, früher am Martinstage der „Pelzmärte" vermummt und mit Kohle geschwärzt umher, klingelte mit einer Kuhschelle und theilte an die Kinder bald Ruthenhiebe, bald Aepfel und Nüsse aus. Zu Olpe in Westfalen beschenkt jeder Hausmann zu Martini seine Kinder mit etwas und sagt, das habe ihnen der heilige Martinus mitgebracht. Dieser Heilige reitet nach der Vorstellung des

Volkes einen Schimmel und ist — in Schlesien sagt man geradezu: „Zu Martini kommt der Winter auf einem Schimmel geritten" — nichts Anderes als ein Nachhall der Heidenzeit, in welcher man den schneebringenden Himmel des Spätherbstes personifizirte, nichts Anderes als der Himmelsgott als Schneebringer. Aehnlich wie in gewissen westfälischen Orten der heilige Martinus an seinem Tage, beschenkt in andern der heilige Nikolaus an dem seinigen (6. Dezember) die Kinder, und wie jener reitet auch dieser ein weißes Pferd. Der Tag des heiligen Hugo (17. November) bringt in Norddeutschland den Jägern Glück; ist am Sanct Katharinentage (25. November) Sonnenschein, so bedeutet das Aufhören der langen Herbstregen.

Zwei andere Tage im Kalender des deutschen Volksglaubens: der Andreastag (30. November) und der Thomastag (21. Dezember) eignen sich endlich vorzüglich zu Zauberwerk, womit die Zukunft erforscht werden soll, und zwar gilt jener wie dieser wohl allenthalben in der deutschen Frauenwelt als ein solcher, an dem man mit gutem Erfolg versuchen kann, hinter den Vorhang zu kommen, der den zukünftigen Geliebten und Bräutigam verbirgt. Am Andreasabend versammeln sich zu Calw in Schwaben die Mädchen und schließen einen Kreis, in dessen Mitte ein Gänserich gestellt wird, dem man die Augen verbunden hat. Zu welchem Mädchen der Vogel sich wendet, das wird im nächsten Jahre Braut. Ebendaselbst erbitten sich heirathslustige und neugierige Jungfrauen von einer Wittwe einen Apfel, essen die Hälfte davon um die Mitternachtsstunde vor dem Andreastage und legen sich die andere Hälfte unters Kopfkissen; dann träumen sie unfehlbar von dem Zukünftigen. Schaut in Friedingen ein Mädchen in der Andreasnacht Punkt zwölf Uhr in den Brunnen, so erblickt sie darin ihren künftigen Ehemann, zugleich aber auch den Teufel. Ebendaselbst wird in

dieser Nacht das Weiße eines Eies unter Gebeten oder Sprüchen in ein Glas mit Wasser geschüttet, worauf sich in letzterem deutlich Seile, Hobel, Hämmer, Scheere u. d. bilden, woraus die Mädchen entnehmen, daß der Zukünftige ein Seiler, Tischler, Schuster oder Schneider sein wird. Man schreibt die Sache aber dem Teufel zu und hält den Andreasabend überhaupt für einen „verworfenen". Zu Wurmlingen behauptet man: Wenn eine ledige Person in der Andreasnacht zwischen elf und zwölf Uhr ein brennendes Licht auf den Tisch stellt, sich nackt auszieht und dann mit einem neuen Besen die Stube ausfegt, während sie die Thür geöffnet hat, dieser den Rücken zukehrt und beständig nach dem Tische der Stube hinblickt, so wird sie alsbald an letzterem das Bild ihres künftigen Ehemanns sitzen sehen.

Wenn ein Mädchen in der Andreasnacht einen Schlüssel nimmt und durch den Bart desselben, der aber die Form des Kreuzes zeigen muß, Blei in eine mit Wasser gefüllte Schüssel gießt, so bilden sich die Werkzeuge des Berufs ihres zukünftigen Mannes daraus. Ledige Weibspersonen, die gern wüßten, was für einen Mann sie bekommen werden, müssen vor dem Einschlafen die Reime sprechen:

„Andreasabend ist heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menschenkind,
Die zwischen Himmel und Erde sind,
Bis auf den einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann."

Dann erscheint ihnen der Zukünftige im Traume. Wollen sie erfahren, in welcher Gegend derselbe wohnt, so gehen sie in der Andreasnacht zwischen elf und zwölf Uhr ganz still in den Garten, schütteln den Zaun (es muß aber ein Erbzaun sein), und sagen:

„Erbzaun, ich schüttle dich,
Ich rüttle dich.
Wo mein Liebchen wohnt, da reg' es sich;
Kann er sich nicht selber melden,
So laß nur ein Hündchen bellen."

Dann bellt in der Gegend, wo das „Liebchen" wohnt, ein Hund. Auch andere Orakel antworten in dieser Nacht. So macht man z. B. in Thüringen am Abend vor Schlafengehen auf dem Tische ein spitzes Häufchen von Mehl, und ist dieß am Morgen zusammengefallen, so weiß man, daß man das kommende Jahr nicht überleben wird. Ebendaselbst und in Sachsen verschafft man sich Kunde über das Wetter und die Ernte des nächsten Jahres, indem man am Andreasabend ein Glas nimmt, es gestrichen voll Wasser gießt und es auf einen Tisch stellt, an den niemand kommen kann. Läuft es, ohne berührt worden zu sein, über, so bedeutet es ein mäßig feuchtes und fruchtbares Jahr, bleibt es, wie es war, so wird im nächsten Jahr Dürre herrschen und die Ernte schlecht ausfallen.

Es scheint, daß allmählich ein Theil der Bedeutung des altdeutschen Gottes Fro, der, wie wir sahen, den Ehen vorstand und den Feldern Fruchtbarkeit verlieh, auf den heiligen Andreas übergegangen ist, vielleicht weil der Tag des letzteren in die Zeit fiel, wo man jenem nach vollendeter Ernte durch Feste für seine Gaben dankte. Nur in Tirol herrscht der Glaube, daß die, welche am Andreastage sterben, in den Himmel kommen. Vermuthlich verwandt damit ist die Meinung, daß Kinder, die am ersten Adventtage geboren sind Gespenster sehen.

Wieder auf Perchta zurückzuführen ist der niederösterreichische Aberglaube, der sich auf die Nacht vor dem Tage der heiligen Lucia (13. Dezember) bezieht, und über welchen Vernaleken folgende

Mittheilungen macht: Jeder Mensch ist in der Luciennacht in Gefahr, durch Zaubersprüche und Hexenflüche geschädigt zu werden; denn kein geweihter Gegenstand hilft dagegen. Deßhalb fürchten sich die Landleute in dieser Gegend ganz ungemein, zumal wenn es draußen stürmt und wettert. Ist es Abend geworden, so stehen die Räder in den Spinnstuben still, weil man durch Weiterspinnen die Hexen erbittert und weil die heilige Lucia, deren Name dasselbe wie der Name Perchta oder Perahta, nämlich die Leuchtende, die Prächtige, bedeutet, ihr Recht durch Enthaltung von der Arbeit geehrt wissen will. Sollte eine Dirne wagen, bis spät in die Nacht ihre Spindel zu drehen, so findet sie sicher am nächsten Morgen alle ihre Fäden zerrissen und durcheinander gewirrt. Die Hausfrau versammelt ihre Kinder und Mägde zum Abendgebet, das heute länger als gewöhnlich dauert, da um besondern Schutz für die Nacht gebetet wird. Dann nimmt jene „Judenkohle", d. h. Kohle von dem am Ostersamstag verbrannten geweihten Holze, Weihrauch und Zweige von Schlehdorn, legt alles in eine eiserne Räucherpfanne, zündet es an und geht betend und gefolgt von dem gesammten Gesinde durch alle Stuben, Kammern und Stallräume ihres Gehöfts. Bei diesem Zuge spricht jeder Theilnehmer nach einem Vaterunser folgenden Spruch:

„Voáre Drudendruga, Hexnhoaxen,
Daifelsbroazen, Zauwrafoaxen
B'schitz mich d' halche Luzie,
Bis ich muaring fruh oafsteh."

D. h.:

Vor'm Trudendrücken (Alpdrücken), Hexenfüßen,
Teufelspfoten, Zaubermachwerk
Beschütze mich die heilige Luzie,
Bis ich morgen früh aufsteh.

Jeder muß auf seiner Hut sein, bei dieser Prozession nicht etwas fallen zu lassen oder gar zu verlieren; denn sonst würde er an dem, was seinen Händen entglitten, immer Mangel leiden. Nachdem vom Kuhstalle angefangen bis zur Wohnstube Alles gehörig „ausgeraucht“ ist, wird abermals gebetet, und dann erst geht man schlafen. Ehe man aber ins Bett steigt, macht man mit dem linken Fuße ein Kreuz in die Luft, so daß sich die Hexen dem Lager nicht nähern können.

Damit wären die Ceremonien der Luciennacht beendigt, wenn derselben nicht noch besondere Kräfte innewohnten, welche die Dirnen zu benutzen wissen, um ihr Schicksal zu erfahren und namentlich ihren zukünftigen Mann kennen zu lernen. Das Gebot der Hausfrau übertretend, welche sie ins Bett verwiesen hat, schleichen sie sich, in eine warme Jacke gehüllt, um Mitternacht mit einem Schnitzer an einen Bach, wo Weidenbäume stehen. Schnell wird die Rinde eines solchen an der Sonnenseite von unten nach oben halb weggeschnitten, auf die innere Seite des Schnittes das „Lucienkreuz“ — eine runenartige Figur, die aus einem Kreuze besteht, mit dem am rechten Ende des Querstrichs eine darunter stehende 4 verbunden ist — gemacht und Wasser aus dem Bache darauf gegossen. Hierauf wird der obere Theil des Schnittes, die abklappende Rinde, umgelegt und befestigt. Das Mädchen eilt dann so schnell als sie gekommen, wieder heim. Alles muß zwischen zwölf und ein Uhr abgethan sein. Verspätet sich die Dirne, so findet man sie des andern Morgens todt unter dem Baume. Erst zu Neujahr wird der Schnitt wieder geöffnet, wo man aus den räthselhaften Zeichen, die inzwischen zu dem Lucienkreuze hinzugekommen sind, sich die Zukunft zu deuten weiß.

Auch die Burschen haben in dieser Nacht etwas vor: sie versuchen den „Lucienschein“ zu sehen, der ein sanftes zittern-

des Licht sein soll, welches, nur gewissen Leuten sichtbar, sich langsam über die Dächer der Häuser hinbewegt und dabei verschiedene Gestalten annimmt, die prophetische Bedeutung haben. Um dieses Phänomen zu sehen, legen sich die Burschen, nachdem es elf Uhr geschlagen, an einen versteckten Ort, meist auf den Heuboden, und erwarten mit Ungeduld die Annäherung der zwölften Stunde, wo die Erscheinung sich zeigen soll. Schläft einer während des Wartens ein, so verdrießt das die heilige Lucie so sehr, daß sie sich an ihm thatsächlich rächt, ihn mit Krankheit bestraft und ihm sonst allerlei Unglück widerfahren läßt. —

Von diesem weissagenden Lichte ließ Vernaleken sich von einem Bauer aus Mank Folgendes erzählen:

„Es hatte schon lange zwölf Uhr geschlagen, und bald wäre ich eingeschlafen, als ein milde leuchtender Schein langsam über dem Hause meines jetzigen Schwiegervaters emportauchte, um sich erst in einen Kranz, dann in einen Todtenkopf zu verwandeln. Mehr konnte ich nicht sehen, ich war besinnungslos und taumelte gegen die Bodenthür, um meine Schlafstätte aufzusuchen; doch fiel ich aus dem Heufenster hinab in einen großen Schneehaufen. Der Schnee brachte mich wieder zur Besinnung, sodaß ich bald mein Kämmerlein finden konnte. Bald darauf verheirathete ich mich mit meinem jetzigen Weibe, mußte aber meine Schwiegermutter verlieren. Seit dieser Begebenheit habe ich das Lucienlicht nicht wieder gesehen.“

Nun außer Reihe und Glied noch einige Nachträge zu diesem Kalender unseres Volksglaubens. Die Tage von gerader Datumszahl sind in Pommern Glückstage, die von ungerader das Gegentheil. Schaltjahre gelten in Hessen als nicht empfehlenswerth für den Beginn wichtiger Unternehmungen. Wer

am Rhein am 29. Februar geboren wird, sieht Geister. Eisenkraut, am Peter- und Paulstage mit einem goldnen Griffel ausgegraben, bringt dem, der es bei sich trägt, Liebe der Frauen, Huld bei vornehmen Leuten und Sicherheit vor den Ränken und Nachstellungen seiner Feinde. An Petri Kettenfeier (1. August) schneidet man Mohnköpfe, dagegen verbietet eine Bauernregel, am Bartholomäustage das Kraut zu blatten, da der Heilige an diesem Tage die Krautköpfe ansetzen läßt. Am Thomastage soll man nicht schlachten, am Martinstage nicht mähen, am Neujahrstage die Hühner nicht rufen.

Naturbeobachtung und Mythisches aus Heidenthum und Christenthum mengen sich in den Vorausbestimmungen des Wetters, soweit dieselben mit der Tagewählerei verwandt sind. Einige von den „Merktagen" der künftigen Witterung, die Zwölften und der Michaelstag z. B., sind schon genannt. Andere sind Urban, Medardus, Ostern, Allerheiligen, vor Allem aber die Marientage; denn Maria, die Himmelskönigin, ist Beherrscherin der Wolken und des Wetters wie Fria, an deren Stelle sie auch in vielen anderen Beziehungen getreten ist. Wie Maria über die Berge zieht, heißt es in Schlesien, so kommt sie wieder, und am 5. August, dem Tage, mit welchem die katholische Kirche das Fest Mariaschnee-Feier verbunden hat, wird nach der Meinung der dortigen Bauern der Schnee des kommenden Winters zubereitet. Wohl überall in Deutschland glaubt man, daß Freitags sich das Wetter ändere, und daß das Wetter des Sonntags sich nach dem des voraufgegangnen Freitags richte. Wieder mehr lokaler Natur ist die Ansicht, daß Sonnabends stets, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Sonne scheinen müsse, damit „die liebe Frau" (Maria) ihre Windeln trocknen könne. Regnet es am Margarethentage, (13. Juli) so mißrathen die Nüsse, regnet es an Urban, (24. Mai) so giebt es ein gutes

Bayerische Staats-Bibliothek München

Weinjahr; Regen am Ulrichstage (4. Juli) macht die Birnen wurmstichig. Schnee am Ostertage gefallen, heilt in Schlesien böse Augen, Flechten und Ansprung der Kinder. Bekannt sind die Tage Pancratius und Servatius, der 12. und der 13. Mai, als die „Weinmörder".

Ferner ist hier noch des allgemein verbreiteten Aberglaubens kurz zu gedenken, nach welchem die Phasen des Mondes Einfluß auf den Witterungswechsel und auf die Welt unter dem Monde überhaupt haben soll. Ich werde in einem der folgenden Kapitel ausführlich darüber berichten und erwähne hier nur, daß nach Ansicht der Bauern und Seeleute sich mit dem ersten Viertel das Wetter ändert, daß der zunehmende Mond eine günstige, der abnehmende meist eine ungünstige Zeit für alle Unternehmungen des Alltagslebens mit Einschluß der Hochzeiten und des Dienst- und Wohnungswechsels giebt, daß man im Vollmonde Kinder entwöhnen und Kälber absetzen soll, damit sie gedeihen, und daß eine alte Bauernregel sagt:

„Vom vollen bis zum neuen Schein
Sä' Nachmittags, so wird's fein rein.
Vom alten bis zum neuen Licht
Sä' Vormittags, so wird's nicht brandicht."

Eine eigenthümliche Erscheinung ist, daß sich in der Tagewählerei des Volkes auch die Anerkennung der Möglichkeit, das Schicksal der Neugeborenen zu deuten, erhalten hat. Dieselbe hat aber nichts mit dem deutschen Heidenthum zu thun, sondern ist durch die Römer und die Juden aus dem Morgenlande zu uns gekommen. Besonders bei Geburten und sodann bei Hochzeiten wird noch vielfach die Stellung der Planeten im Thierkreise, wie sie der Kalender angiebt, beachtet, und die unsinnigsten astrologischen Schicksalsbücher, die sogenannten „Planeten" spielen

auf unsern Jahrmärkten neben den Traum- und Punktirbüchlein die Rolle einer vielbegehrten Waare fliegender Buchhändler. In einem derselben, das von Grässe mitgetheilt wird, heißt es z. B. vom Skorpion:

„Wird ein Kind geboren im Skorpion, so wird es ein gerader Mensch, behenden Leibes und guter Farbe, furchtsam, still, ungeschaffen, (?) geizig, untreu; er wird nicht leutselig, und so er bekannt wird, so wird er lieb gehabt von den Weibern; ist neidisch und stark im Zorn, also daß er den Zorn nicht bald läßt fahren, so er dazu bewegt wird. Er wird auch auf dem Meere und an den großen Wassern reisen und hantieren. Und im Skorpion hat er Glück zum Kaufen und Verkaufen. Er überlebt Vater und Mutter, seine Kinder werden vernünftige Leute, so wird er auch der beste unter seinen Brüdern. Und seine Krankheiten werden sein starke Fieber und die Harnwinde, und Solches wird ihm allermeist im Widder, so die Sonne darinnen ist, angezeigt. So er im Stier ein Weib nimmt, so wird es ihm glücklich ergehen. Im Zwilling wird ihm der Tod getraut, (?) und im Krebs hat er Glück und Gunst. Im Leben gewinnt er Reichthum, und in der Jungfrau hat er Glück in Allem, was er anfängt, und in der Wage hat er Widerwärtigkeit von falschem Zeugniß, das über ihn geschieht. So er vierzig Jahre erlebt, so lebt er bis in die zweiundsiebzig Jahre; wird im Dienste Gottes sterben und begraben werden; hat Glück in allen Farben, ausgenommen in Schwarz."

Kinder, die im Zeichen des Krebses geboren werden, sind unglücklich und kommen in der Welt nicht gut fort, und alle Kalendertage, welche das Zeichen des Krebses oder des Skorpions, der „rauhen Dinger" haben, sind unheilvolle. In Ostpreußen läßt sich in manchen Gegenden nicht leicht jemand an einem solchen Tage trauen, und selbst das Vieh treibt man an

ihnen nicht gern zum ersten Mal im Jahre auf die Weide. Im Lauenburgischen pflanzt und säet man an ihnen nichts, weil die Saat oder die Pflanze sonst von Würmern zerfressen wird. Auch im Steinbock wird von den mecklenburger Bauern nichts gepflanzt, wohl aber im Zeichen der Fische. In der Mark darf in der Zeit des Widders, des Steinbocks und des Stieres keine Ferse angebunden werden. In Ostpreußen glaubt man, daß ein im Wassermann geborenes Kind stets in Gefahr schwebt, zu ertrinken. Im Stier geboren, macht es gute Fortschritte, im Löwen geboren, ist es unbeugsam. In Kärnthen entwöhnt man an den Tagen, die im Kalender das Zeichen der Wage haben, die Kälber, „weil sie dann am schwersten wiegen", und fährt die jungen Pferde und Ochsen ein, „weil sie dann am besten lernen."

Ich komme zum Schlusse. Mit allen heiligen Tagen und Zeiten des Jahres verbindet sich im Volksglauben die Idee der Heilung, der Wahrsagung und des Zaubers. Diese Vorstellung verknüpfte sich ursprünglich mit den heidnischen Festzeiten und ging von diesen auf die christlichen Festtage über. So verschmolzen jene und ihr Inhalt mit diesen, wie die alten Götter mit manchen ihrer Eigenschaften und Attributen in den Heiligen fortlebten. Die Kirche stellte jene als Dämonen dar, sie eiferte gegen die Sonnenwend- und Nothfeuer, gegen die heidnischen Gesänge, Tänze und Zaubersprüche, gegen die bisherigen Opferschmäuse; aber bannen konnte sie diese Bräuche nicht, und so nahm sie große Theile des alten Kultus ausdrücklich mit geringen Veränderungen in den ihrigen auf, wie denn Gregor der Große verordnete, daß man — es handelte sich um die Bekehrung der Angelsachsen — die Feste der Heiden allmählich in christliche umgestalten und in einigen Stücken nachahmen müsse. Anderes blieb neben dem Christenthume

bestehen, lange Zeit selbst mit dem alten Namen; nur wurde es im Verborgenen geübt und vom Tage in die Nacht verlegt, weßhalb die Nächte in den Regeln, Meinungen und Bräuchen der Volksmedizin, der Rockenphilosophie und der Bauerntheologie eine so wichtige Rolle spielen. Der Aberglaube ist also nichts als ein neben dem Christenthum und der modernen Kultur hergehender und zum Theil bewußt oder unbewußt mit ihr verschmolzener Gegenglaube, ein Nachhall des urzeitlichen Lebens in der Gegenwart.

III.

Deutscher Glaube und Brauch bei Aussaat und Ernte.

Versetzen wir uns in die Zeit, wo in den deutschen Landen die Ernte in Feld, Garten und Weinberg vollendet ist, um dem Glauben und der Sitte, die sich im Volke von der Urzeit bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben, weiter nachzugehen. Die Ernte ist, so weit sie Arbeit war, abgethan, so weit sie Gewinn war, eingebracht. Langsamen Schrittes stieg sie von Süden nach Norden und hier wieder von der Ebene nach dem Gebirge herauf, in Thüringen von der Goldnen Aue bis nach Oberhof, wo im Winter der Schnee zwölf Fuß hoch liegt, im Lande der alten Sachsen von dem fetten Weizen- und Zuckerrübenlande um Braunschweig und Magdeburg bis nach den kargen Haferfeldern bei Schierke und Elend.

Auf den Aeckern schnitten Sense und Sichel den weißen Roggen, dann den röthlichen Weizen und die borstige Gerste, die älteste Getreideart auf deutschem Boden, nach welcher einst Fro, der Erntegott, den goldborstigen Eber zum Attribut bekam. Wir sahen die Schwaden fallen, die Garbenbinderinnen ihre

Mandeln schichten, die Erntewagen hochgethürmte Fuder der Scheune zuführen. Was die nicht faßte, bildete unter freiem Himmel mächtige Mieten und Feime. Ueber das Stoppelfeld aber ging mit den Vögeln die Schaar der Dorfarmen, die gleich jenen nicht säet und doch ernährt wird, zu bescheidner Nachlese. Allenthalben, im Blachfeld wie in den Bergthälern hören wir nun den taktmäßigen Fall der Flegel und das Schnurren und Klappern der Maschinen, die das Korn zu neuem Brote dreschen.

In den Gärten und auf den Gemüsebeeten über'm Zaune draußen verwandelten sich inzwischen die Blüthendolden der Stock- und Laufbohnen in Schotenbündel, schwoll der Krautkopf, sträubten Braunkohl und Grünkohl ihren krausen Federbusch und reifte neben der Rübe — auch einer der ältesten Speisen der Deutschen — die Knolle der Kartoffel, die jener erst seit anderthalb Jahrhunderten an die Seite getreten ist. Weiterhin schlugen zur Freude der Hausfrauen Flachsbreiten im Winde ihre blauen Wellen, rankte sich hochaufstrebend der Hopfen um seine Stange und nahmen in den Wipfeln des Obstgartens Aepfel und Pflaumen allmählich die Farbe der Reife an. Zu gleicher Zeit rötheten sich am Spalier der Hauswand die Sammetwangen der Pfirsiche. Nicht lange, und auch die Rebe wird ihre Frucht in die Bütte des Winzers abgegeben haben, und auf die Arbeit der Tenne wird die Arbeit der Kelter folgen. Die Ernte wird dann vollendet sein.

Der Segen kam wie vor Alters von Oben. Im Uebrigen erntete jeder, wie er gepflügt und gedüngt, gejätet und gegossen hatte. Der Landwirth mit modernen Grundsätzen, mit Entwässerungsröhren und Berieselungsgräben, mit Knochenmehl, Düngesalz und Guano auf dem Lande fährt außer dem Segen des Himmels auch den Segen der Wissenschaft in seine Vor-

rathshäuser. Der Bauer alten Glaubens findet nur, was seine Väter fanden, wenn sie fleißige Pfleger von Feld und Garten waren und dabei die Bräuche nicht vernachlässigten, mit denen uraltes Herkommen ihnen das Gedeihen ihrer Saaten und Pflanzungen zu fördern gebot. Auch der Altgläubige hat seine „Wissenschaft" bei der Bereitung seines Ackers, bei der Aussaat und bei der Sicherung derselben vor feindlichen Mächten. Er hat seine Bauernregeln, seine Rockenphilosopie und, wie wir sahen, seine Schwend- und Lostage. Er weiß, daß zum Säen des Getreides und zum Pflanzen von Hackfrüchten gewisse Zeiten gewählt und andere vermieden werden müssen. Er säet, wenn es irgend möglich, seinen Roggen am Gründonnerstag oder an Sanct Urban (24. Mai), seine Gerste und seinen Hafer am Tage Benedikt (21. März), seine Erbsen am Gregorstage (12. März), seine Linsen an Jakobi und Philippi (1. Mai), seine Wicken am Kilianstage (8. Juli), seinen Buchweizen, „damit er nicht zu lange blüht", bei abnehmendem Monde. Alles, was in der Marterwoche gesäet wird, kommt gut fort, dagegen wird aus dem vom 1. bis 7. April Gesäeten mehr Unkraut als Frucht. Großväterlicher Regel eingedenk, hütet der ländliche Tagewähler sich, derlei Arbeit an Galli oder Michaelis vorzunehmen. Desgleichen sind der Mittwoch und der Sonnabend dabei ausgeschlossen. Nicht leicht wird er an den Tagen Tiburtius oder Olympia Dünger auf sein Feld fahren oder „im Krebs" Rüben oder Kohl pflanzen.

Diese Regeln sind ziemlich allgemein gültig unter dem altgläubigen Landvolk im deutschen Norden. Andere gelten nur in der oder jener Landschaft. Wenn der erste Acker besäet wird, setzt man in Ostfriesland, Westfalen und Schlesien einen Spaten an das Ende desselben und macht den ersten Wurf kreuzförmig herum — ein Gebrauch, der in christlicher Zeit entstanden,

aber auch eine verdunkelte Erinnerung an den Hammer Donars sein kann, der dem Felde durch Gewitter schaden konnte, und dessen Rune davor schützen mochte. In Schwaben streut der altgläubige Bauer zuerst eine Handvoll Samen im Namen Gottes des Vaters, dann eine in dem des Sohnes und zuletzt eine im Namen des heiligen Geistes aus — in der Urzeit wird man dabei vielleicht drei Götter, Wuotan, Donar (oder Fro) und Fria, die Flachsspenderin, angerufen haben. In Hessen nimmt man zu Säetüchern Leinwand, zu welcher ein Mädchen unter sieben Jahren das Garn gesponnen hat. In Schlesien und der benachbarten Oberlausitz sowie in Mecklenburg herrscht hier und da noch die Sitte, sich beim Säen der Gerste drei Körner unter die Zunge zu legen und dieselben nach vollendeter Ausstreuung der übrigen in drei Ecken des Feldes in die Erde zu stecken, wozu man eine Zauberformel mit den Namen der Dreifaltigkeit murmelt. Während des Säens selbst aber darf kein Wort gesprochen werden. Das ganze Verfahren soll die Saat vor Vögelfraß schützen. Aehnlich geht man in Lauenburg mit dem Weizen und in Hessen und im Brandenburgischen mit den Erbsen zu Werke. Der Weizen wird im Harz vor Schaden bewahrt, indem man den Samen vor dem Ausstreuen stillschweigend auf den Kopf hebt und dann spricht: „Weizen, ich setze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Trespe und Brand.“ Vor Hagelschaden sichert der Bauer der Wetterau seine Felder durch Kohlen vom Osterfeuer oder durch blühende Zweige von Erlen, Pappeln oder Weiden, die am Palmsonntage in der Kirche geweiht worden sind, und die man darauf in den Acker steckt. Vor Bezauberung durch „böse Leute“ stellt man das Getreide in ganz Mitteldeutschland, namentlich in Schlesien, Sachsen und Thüringen dadurch sicher, daß man eine Eule an das Scheunenthor nagelt. Wieder dem Aberglauben in

der Wetterau gehört die Meinung an, nach welcher man sich eine reiche Ernte verschafft, wenn man drei Kornähren an den Spiegel steckt und dazu die drei heiligsten Namen ausspricht. Stirbt in Franken und Hessen unter den Abergläubigen eine Hausfrau, so müssen sämmtliche Sämereien im Gehöft durcheinander gerührt werden, weil sie sonst nach der Aussaat nicht aufgehen würden.

Glückverheißende Saatzeiten für den Lein, der nächst dem Getreide im Leben des Ackerbauers die wichtigste Rolle spielt, sind dem altgläubigen Ostpreußen der 2. Juni, dem Märker der Tag Mariä Bekleidung, dem Meklenburger der „hundertste Tag" — von Neujahr oder von Lichtmeß an — andern Norddeutschen der grüne Donnerstag oder der Sanct Ezechielstag (10. April). Im Mai gesäet giebt er, wie die Bauern um Königsberg meinen, schlechte Leinwand. Hanf muß man am Markustage (24. April) säen, dann geht er gut auf; doch darf man, wenn dies geschehen soll, an diesem Tage kein Fleisch gegessen haben, und es muß an ihm Neumond gewesen sein. Im Lauenburgischen gewinnt sich die Braut reichen Flachssegen, wenn sie sich, bevor sie zur Trauung an den Altar geht, eine Riste Flachs um das linke Bein bindet; denn „der Flachs wird dadurch vom Pfarrer mitgesegnet." Um den Flachs recht lang werden zu lassen, springt die Hauswirthin des Schlesiers und des Märkers, der auf alte Satzungen hält, in der Fastnacht beim Tanze im Kruge so hoch sie kann. Zu gleichem Zwecke muß im Harz am Fastnachtstage, in der Provinz Preußen am grünen Donnerstage die älteste Jungfer des Hauses rückwärts vom Tische springen. Der Mecklenburger aber weiß ein anderes erprobtes Mittel zur Erlangung einer guten Flachsernte: er steckt beim Säen eine Harke in das Feld, damit der Flachs sich daran ein Beispiel nehme und eben so hoch zu werden strebe wie der

Harkenstiel. Wieder andere Wege zu demselben Ziele schlägt der Landmann in Thüringen ein, indem er beim Auswerfen der Leinsaat möglichst weit ausschreitet, an beiden Enden des Leinfeldes große Büsche von Hollunder, der, wie wir wissen, in der Heidenzeit ein heiliger Baum war, aufpflanzt und auf dem besäeten Acker ein paar frische Eier ißt. An einigen Orten herrscht auch der Gebrauch, daß die ganze Familie, damit der Flachs recht wohl gerathe, am Himmelfahrtstage Milch und Semmel verspeist.

Mit ähnlichem Zauber düngen und pflegen die Altgläubigen ihre Gemüsebeete und Obstgärten. Nach der Sitte der Väter steckt der Schlesier seine Bohnen am Tage Christian (14. Mai), der Wetterauer die seinen am Gründonnerstage, „damit sie nicht erfrieren" — wohl weil Donar, der in Beziehung zu diesem Tage steht, ein Feuergott ist. Damit sie aber recht reichlich tragen, steckt man sie immer in gerader Zahl. Die Erbsen müssen in Westpreußen und im Brandenburgischen bei abnehmendem Monde gesäet werden; denn sonst blühen sie, wie man sagt, zu lange. Kürbisse sind nach mecklenburgischer und lauenburgischer Bauernregel am Abend vor Himmelfahrt zu stecken, wenn das Fest mit der großen Glocke eingeläutet wird, da sie nach der Erfahrung der alten Leute dann sehr groß werden, Gurken aber aus demselben Grunde und, „weil ihnen dann der Frost nichts anhaben kann," nach schlesischem und wetterauischem Aberglauben am Abend vor Walpurgis. Kohl muß man, wofern er gedeihen soll, am grünen Donnerstag, wenn zur Kirche geläutet wird, pflanzen, sagt man unter den Landleuten der Wetterau, und ihn drei Freitage hintereinander behacken, fügt der lauenburgische Bauer hinzu. Kartoffeln dürfen, wie man im Mecklenburgischen meint, nicht an einem Tage gesteckt werden, der im Kalender mit dem Zeichen des

Steinbocks markirt ist, weil sie in diesem Falle nicht gut kochen; dagegen ist zu rathen, sie bei weichem, d. h. südlichem oder südwestlichem Winde zu pflanzen, weil sie dann nicht aufplatzen.

Der heilige Karl, dessen Tag der 28. Januar ist, herrscht über Weinstöcke und Obstbäume, und deßhalb darf der, welcher diese nicht eher verschnitten hat, nicht versäumen, dieses Geschäft an jenem Tage vorzunehmen. Der heilige Blasius, dem der 3. Februar geweiht ist, gilt als spezieller Patron der Obstbäume, darum soll man die Versetzung der letzteren an diesem Tage besorgen. Wer seine Apfel- und Birnbäume auf Fastnacht beschneidet, der sichert sie nach einem andern Aberglauben vor Raupen und die Früchte derselben vor Würmern. Die am 19. Februar gepflanzten Bäume, sagt wieder eine andere Regel des Volkes in katholichen Landstrichen, stehen unter der Obhut der heiligen Susanna. Ganz allgemein herrscht der Gebrauch, die Obstbäume in den heiligen zwölf Nächten oder Lostagen durch Umwinden mit Strohseilen fruchtbar zu machen. In Schlesien erstrebt man den gleichen Zweck dadurch, daß man am Sylvesterabend in ihre Zweige hinein schießt. In Mecklenburg steckt man an demselben Abend ein Geldstück in einen Spalt ihrer Rinde. In Hessen wird ein junger zum ersten Mal tragender Baum fruchtbar gemacht, wenn man seine Früchte von einem noch auf dem Arme getragenen Kinde oder mindestens von einem Kinde unter sieben Jahren abpflücken läßt. In der Altmark bewirkt man dasselbe, wenn man die Aepfel oder Birnen in einen recht großen Sack pflückt und einige davon am Baume läßt. Werden in Schlesien die ersten Früchte gestohlen, so trägt der hierdurch verstimmte Baum ganze sieben Jahre nicht mehr. Wenn in der Wetterau auf einem Bauernhofe der Kettenhund stirbt, so muß man ihn unter einem Obstbaume des Gartens

begraben, da derselbe dann sehr reichlich trägt — eine Regel, die auch in Schlesien gilt.

So ist denn die Zeit der Pflege von Feld und Garten vergangen. Mancherlei andere Regeln, oft sinnreich, bisweilen sinnlos, hatte der Altgläubige noch zu beobachten; denn groß ist in den Kreisen, wo die Rockenphilosophie der guten alten Zeit noch das Regiment führt und das Leben bestimmt, das Kapitel von dem, was man unerklärlicherweise soll und nicht soll. Er hat sie befolgt, treu und sorgfältig, wie es ihm gelehrt worden, wenn auch wohl nicht mit dem vollen Glauben an sie wie seine Väter. Der gewissenhaft angewandte Zauber hat seine Wirkung gethan, die gewissenhafte Arbeit mit Pflug und Hacke, Spaten und Egge noch besser, der Himmel mit Sonne und Regen, je nach des Jahres Art, die beste. Die Ernte ist da, um den Arbeitern ihren Lohn zu reichen, und auch sie ist mit einem reichen, bunten Kranze von Bräuchen umgeben, die im Süden und Norden Deutschlands im Wesentlichen verwandt sind und hier wie dort mehr oder minder deutlich auf die Zeit zurückweisen, wo man noch Wuotan und der Erdmutter Herke opferte.

Ich hebe von diesen Sitten der Erntezeit vor Allem die hervor, welche sich auf die Behandlung bezieht, welche der letzten Garbe auf dem Stoppelfelde zu Theil wird. Die älteste Gestalt dieses Brauches finden wir in Norddeutschland. In Mecklenburg und der Mark läßt man — ließ man wenigstens noch vor einigen Jahrzehnten — bei der Roggenernte einen kleinen Theil des Getreides, der oben zusammengebunden wird, auf dem Felde stehen. Um diesen Getreidebüschel, den man mit Bier besprengt, sammeln sich nach vollbrachter Arbeit die Schnitter, nehmen die Hüte ab, richten die Sensen aufwärts und rufen:

„Wode, Wode!
Hal dinem Päre nu Fodder,
Nu Distel unde Dorn,
Tom anner'n Jahr beter Korn."

Der Büschel heißt der „Fergodenderl", d. h. Fro Wodans oder Herrn Wuotans Antheil. Die Ceremonie wird der „Erntesegen", der Schmaus, welcher dann den Knechten und Tagelöhnern gegeben wird, „Wodelbier" genannt. Wir haben hier also ganz offenbar ein Opfer und ein Gebet vor uns, bei welchem Wuotan, der alte Himmelsgott und Erntespender, sogar noch genannt wird, und bei dem auch die heidnische Libation nicht fehlt. Sehr ähnlich ist der im Lippeschen und Hessischen noch hier und da vorkommende Gebrauch, nach welchem die Schnitter die letzte Garbe, durch die sie einen blumenbekränzten Stab gesteckt, umtanzend und dazu an die Sensen schlagend, „Waude, Waude, Waude!" rufen. Gleichfalls ganz deutlich haben wir das altdeutsche Heidenthum vor den Augen, wenn noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Erntearbeiter im Schaumburgischen, unmittelbar nachdem die letzte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begossen, sich entblößten Hauptes um jene, den „Waulroggen", sammelten und tanzend eine alte Weise sangen, welche hochdeutsch lautet:

„Wode, Wode, Wode!
Himmelsriese, weiß, was geschieht.
Immer nieder vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Garben hat er.
Auch im Wald
Wächst's mannigfalt.
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wode, Wode, Wode!"

Aus Süddeutschland gehört eine bairische Sitte hierher, nach welcher die stehen gelassenen Roggenhalme zu Menschengestalten zusammengebunden und mit Blumen geschmückt werden. Vor dieser Puppe, welche „Oswald“ (vielleicht der Asenwalter, der Götterherrscher) heißt, fallen die Mäher auf die Knie und beten: „Heiliger Oswald, wir danken Dir, daß wir uns nicht geschnitten haben“. In Franken, Schwaben und wieder im norddeutschen Westfalen ist der Gott noch mehr verblaßt, die Auszeichnung der letzten Garbe aber geblieben. In Franken heißt das geschmückte Aehrenbündel der „Ohle“, und man umtanzt es mit dem Reime:

„O heiliger Sanct Mäha,
Bescher über's Jahr mea,
So viel Köppla, so viel Schöckla,
So viel Aehrla, so viel Jährla.“

In der Gegend von Schwäbisch-Gmünd und Ulm kniet der Bauer, bevor er die Winterfrucht schneidet, mit seinen Leuten auf freiem Felde nieder und betet fünf Vaterunser und einen Glauben. Auf dem letzten Acker aber läßt man an einer vorher schon bezeichneten Stelle einige Halme stehen, steckt in ihre Mitte eine kleine Birke oder Pappel, an die man jene mit bunten Bändern befestigt, und betet dann vor ihr knieend wie vorher. An einigen Orten bleibt diese kleine Garbe, die der „Mockel“ heißt, auf dem Stoppelacker stehen. Anderwärts wird sie zuletzt abgehauen, um das letzte Fuder zu schmücken.

Von einer mir vorliegenden großen Anzahl westfälischer Erntesitten theile ich nur einige besonders charakteristische mit. Wenn in den Dörfern Deckbergen und Kleinbremen das Korn abgemäht ist, werfen die Schnitter mit dem Rufe: „Waul, Waul, Waul!“ ihre Mütze in die Höhe. In der Umgegend von

Borgloh, Bissendorf und Gesmold bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Strohseil zusammen, sodaß sie eine Puppe bilden, die man darauf am Ende einer Mandel aufstellt, wonach alle Schnitter und Binderinnen herzukommen und jubelnd „de Aule, de Aule!“ rufen. Bisweilen wird auch da, wo das beste Korn steht, ein Baum aufgepflanzt, worauf man die um ihn herumliegenden Halme zu einer größeren Garbe um ihn zusammenbindet, welche „de Ohle“ heißt. Diese Garbe fällt zuletzt der Großmagd zu, während bei Iserlohn die jedenfalls ältere Sitte herrscht, jene Garbe, die hier ebenfalls „de Ohle“ genannt wird, an dem Baume hängen zu lassen, sodaß sie die Erinnerung an das altheidnische Ernteopfer bezeichnet, welches in einem Theile des gewonnenen Getreides bestand. Ist bei „Waul“ und „de Ohle“ an Wuotan als den Alten zu denken, von dem das Schnittergebet der schaumburgischen Bauern sprach, so haben wir in dem Namen „de greaute Meaur“, wie die letzte Garbe in den Dörfern bei Unna, und in der Bezeichnung „Herkelmai“, wie sie in der Nachbarschaft von Werl heißt, einen Nachhall des Namens der Erntemutter und Erdgöttin Herke zu vermuthen, die mit der süddeutschen Perchta und der thüringischen und sächsischen Frau Holle eine und dieselbe Person ist.

Eine wichtige Rolle scheint ehedem bei den Erntefesten als Opfer oder Hauptgericht während des Schmauses der Hahn gespielt zu haben. In Schwaben ist davon nur ein Hahnenschlagen und der Ausdruck „Schnitthahn“, mit dem man zu Leutkirch den sonst in schwäbischen Landen „Sichelhenke“ genannten Ernteschmaus bezeichnet, und dem das schweizerische „Krähhahn“ entspricht, übrig geblieben. In westfälischen Gegenden begegnen wir neben Aehnlichem auch deutlicheren Ueberresten der alten Feier. Bei Recklinghausen heißt der Ernteschmaus

„Bauthahn,“ in Osterwiek, Koesfeld und Horstmar „Stoppelhahn“. Zu Kohlfeld am Lippeschen Walde setzt man bei der Einfuhr des Getreides auf das letzte Fuder einen vergoldeten Hahn, der allerlei Frucht im Schnabel trägt und nachher meist am Hause aufgehangen wird, und ähnlich verfährt man in der Gegend von Marburg, wo der mit Flittergold überzogene Hahn in einer Blumenkrone, und zu Varßen bei Pyrmont, wo er in einem Kranze zu sitzen pflegt. Anderswo erinnert nur eine im Erntekranz angebrachte Hahnenfeder noch an ihn.

Von andern Gebräuchen der Getreideernte kann ich hier nur die beiden hessischen erwähnen, nach welchen man die ersten Halme von einem Kinde unter fünf Jahren schneiden und das erste Strohseil zu den Garben von einem Kinde unter sieben Jahren winden läßt, und die erste gebundene Garbe Nachts zwölf Uhr durch die hintere Scheunenthür hinauswirft; sie ist „für die Engel vom Himmel“ bestimmt und heißt der „Erntesegen“.

Mit dem Getreide fuhr der Bauer der alten Zeit seine Hauptnahrung, mit dem Flachse seine Hauptbekleidung in die Scheune, und so hat die Ernte des letzteren ebenfalls manchen alten Zug bewahrt. Dies ist namentlich in Norddeutschland der Fall. Zu Riemke bei Bochum band man früher bei beendigter Ernte, wenn der Flachs ins Wasser gelegt wurde, in eins der Bunde ein Butterbrot, welches man den „Fretboden“ nannte. In Frankenau legt man noch jetzt in das Bund drei Wiesenblumen und eine Sichel. Butterbrot und Blumen sind wohl ein Opfer für die Göttin Frigg oder Holle, die, wie wir wissen, dem Flachsbau vorstand, während die Sichel, wie alles Eisen, im Aberglauben, vor bösem Zauber schützen sollte. In einigen westfälischen Orten herrscht ferner die Gewohnheit, demjenigen, der mit dem Reinigen seines Flachses zuletzt zu Stande kommt,

eine mit „Scheve“, d. h. mit Flachs- oder Hanfabfall, ausgestopfte Puppe, die der „Scheverkerl“ heißt, vor die Thür zu stellen. Wer seinen Flachs zu spät schwingt, dem wird eine ähnliche Figur, die nach der „Schleppbrake“, dem Werkzeuge der Schwingenden, das „Schleppwik“ genannt wird, am Abend vor das Haus gesetzt.

Interessanter und poetischer sind die ländlichen Feste, die sich in einzelnen von den großen Heerstraßen abgelegenen Weilern der Bergzüge am Niederrhein, vorzüglich im Bergischen und Siegenschen, erhalten haben, die sogenannten „Schwingtage“, an denen die Bäuerinnen des Ortes sich gemeinsam der Zubereitung des geernteten Flachses unterziehen. Nachdem die Stengel durch abwechselndes Einweichen und Trocknen mürbe geworden sind, in der letzten Hälfte des Oktober, finden sich die Frauen und Mädchen des Dorfes in einem der größeren Bauerngüter zusammen. Erst werden die Stengel auf der Breche oder dem Flachsäuel, einer sehr einfachen Maschine, wo zwei ineinandergreifende gezähnte Scheeren sie fassen und zermalmen, bis auf den zähen Bast gänzlich zerrieben. Dann wird dieser Bast bündelweise in dem Einschnitt eines aufrecht stehenden Bretes, des sogenannten Schwingstockes, vermittelst der Schwinge, eines dünnen, fächerartigen Schlägels, von den daran noch festsitzenden Stengelbrocken, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Klopfen in die einzelnen Fasern zertheilt. Zwanzig, ja bisweilen doppelt so viele Frauen versammeln sich zu dieser Verrichtung unter freiem Himmel oder auf der Scheunentenne. Jede führt außer ihrem Geräth und Werkzeug einen Schatz alter Lieder mit sich, und wenn die Arbeit einmal im Gange ist, schallen zu dem taktmäßigen Geklapper der Schwingen Jauchzen und Gesang vom Morgen bis in die Nacht hinein. In einzelnen Pausen werden bei dem Feste eigenthümliche Gerichte und Getränke

gereicht, zuweilen auch altherkömmliche Spiele vorgenommen, worauf es wieder an die Arbeit geht. Nichts von allem dem geschieht nach Zufall oder Belieben, alles nach der Ueberlieferung und feststehendem Ritus, als wenn es, wie einst, in gewissem Sinne einer heiligen Handlung gelte.

Nachdem sich die Schwingerinnen vor ihren Schwingstöcken in Reihen geordnet haben, die klappernde Arbeit ihren Anfang genommen hat und die Zungen durch den reichlich gespendeten Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches mit folgender Strophe anhebt:

„Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Ober'm Lindenbaum da geht er auf;
Blumen im Thal,
Mädchen im Saal,
O Du tapfre Rose.“

Das blaue Blümelein ist die Flachsblüthe. Die Strophe wird so viele Male wiederholt, als Sängerinnen vorhanden sind, und jede Wiederholung derselben bezeichnet das Haus einer von denselben als Aufgangsstelle des Mondes. Dann folgen die andern hergebrachten Lieder, die alle in Moll gehen, meist rasch bewegt sind und gewöhnlich erotischen Inhalt haben oder einen Balladenstoff behandeln. Manche unter denselben mögen mehrere hundert Jahre alt sein, wenn man nach den wenigen Reimen, die sie haben, und nach den Alliterationen, mit denen sie durchwebt sind, schließen darf. Dahin gehört u. A. die Ballade: „Zu Engelheim ein Lindenbaum,“ die nur an zwei Stellen Reime hat und die bekannte Sage von Eginhard und Emma, ohne die Liebenden zu nennen, erzählt. Andere alte und merkwürdige

8*

Schwingtagslieder sind das vom „Abendreuter", soll heißen Abenteurer, einem Grafensohne aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang in aller Welt sucht und sie zuletzt als Dienstmagd in einer Schenke am Rheine findet; dann das vom Pfalzgrafen Heinrich dem Wüthigen, der seine Gemahlin erschlug, und das von der unschuldig gehenkten und schließlich wieder zu Ehren gebrachten Magd zu Frankfurt, die der Dichter der Ballade am Galgen von Engeln behütet und mit Speise und Trank versehen werden läßt. So folgt ein Lied dem andern; bald wird ein ernstes, bald ein heiteres angestimmt, bis wieder ein auf den Flachs bezügliches beginnt. Die Schwingerinnen singen dann gewöhnlich:

„Es flog eine weiße Taube
Wohl aus dem Lindenbaum.
Sie flog wohl über Grünhaide
Vor Edelkönigs Haus.
Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümelein,
Die jüngste Königstochter
Soll spinnen ein Fädchen fein."
U. s. w.

Nach diesem Liede, welches meist in die ersten Stunden des Nachmittags fällt, verläßt die Gesellschaft plötzlich ihre Schwingstöcke und eilt hinaus vor das Gehöft auf einen Hügel oder eine künstliche Erhöhung über dem Erdboden, wo dann alle, gegen Morgen gewendet, mit erhobenen Händen aus voller Brust aufjauchzen. Was das zu bedeuten hat, weiß niemand zu sagen. „Es ist von Alters her so Gebrauch gewesen", erhält der darnach Fragende zur Antwort. Vielleicht rief man in der Urzeit den Namen der Erdmutter aus, die wie dem Bau

so auch der Bearbeitung des Flachses vorstand; denn möglicherweise ist hiermit in Verbindung zu bringen, daß ehedem am Niederrhein auch in der Walpurgisnacht jenes dreimalige Aufjauchzen nach Osten hin Sitte war, daß man in Westfalen bei den ländlichen Festlichkeiten, mit denen der Frühling begrüßt wurde, dreimal den Namen Herke zu rufen pflegte, und daß die Schwingfeste ehemals nur am Freitage abgehalten wurden, welcher jener Göttin des saatengebärenden Erdenschoßes, des Flachssegens und der Spinnkunst geweiht war.

Wieder in das Gehöft zurückgekehrt, beginnen die Frauen und Mädchen ihr Schwingen und Singen von Neuem, und das geht so lange fort, bis sich am Abend die jungen Männer des Dorfes und der Nachbarschaft einfinden, um an dem nun folgenden Tanze theilzunehmen und zuletzt ihr Schätzchen nach Hause zu geleiten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschah es dabei nach dem Zeugniß eines alten Predigtbuches, daß „die Dorfburschen einen Pferdeschädel mit Katzendärmen überspannten und neben dem Hackebret darauf schnurrten zu teuflischem Hallo und Hopsa“.

Bei der Arbeit der Schwingtage sowie später beim Tanze wird ein nur bei dieser Gelegenheit übliches Getränk, ein Gemisch aus Wein oder Honigwasser mit Anisbranntwein, worin Pfefferkuchen zerweicht ist, herumgereicht. Die herkömmlichen Gerichte dazu sind Mohnkuchen und Hirsebrei. Jenes Getränk, „Kümpchen“ genannt, wird, da es breiartig dick ist, mit Löffeln genossen, und zwar will das Herkommen, daß die Mädchen ihre Burschen damit füttern. Sie halten dabei jede ihr Schüsselchen auf dem Schoße, ihr Schatz kniet vor ihnen und wird von der Hand seiner Liebsten mittelst des Löffels gespeist.

Das Uebermaß des Genusses dieser berauschenden Suppe führte bei mehr als einer von jenen Zusammenkünften zu

allerhand Unfug und blutigen Raufereien während des Heimwegs der Paare, indem man den Raub der Sabinerinnen nachzuahmen versuchte. So geschah es, daß die Kirche gegen die Schwingfeste zu eifern begann, und daß seit Anfang dieses Jahrhunderts auch die weltlichen Behörden mit Verboten und Strafen dagegen einschritten. Auf diese Weise ist die ursprünglich allenthalben am Niederrhein verbreitete Sitte auf der Ebene allmählich verschwunden, und selbst in den Bergen kommt sie nur an manchen Orten noch vor.

IV.

Ein Kapitel aus der Volksbotanik.

In diesem Abschnitt werfe ich einen Blick auf die Zauberpflanzen des deutschen Volksglaubens, die sich großentheils um den Johannistag gruppiren, wo in alter Zeit und noch bis in unsre Tage hinein, wie wir gesehen haben, die übernatürlichen Mächte, die guten wie die bösen, besonders rege waren und mit besonderer Deutlichkeit und Stärke in Wald und Feld walteten, und wo andrerseits die Kräuter, Wurzeln und Blumen, auf welche diese Mächte wirken, ihre höchste Entwickelung erreichen. Am Johannistage vorzüglich, dann aber auch zu andern Zeiten suchen und finden unsere Schatzgräber, unsere Volksärzte und Kräuterfrauen, was sie aus der Pflanzenwelt zu ihren Künsten bedürfen, und es giebt dessen ungemein viel und darunter wieder eine große Anzahl von Dingen, von welchen die Wissenschaft der Botaniker keine Kunde hat, und welche doch von höchster Heilkraft sind oder sonst in wunderbarer Weise Glück bringen, so daß man von einer förmlichen Volksbotanik neben derjenigen der Gelehrten sprechen kann.

Sehr alt und sehr verbreitet ist die Meinung, daß Johanniskraut (hypericum perforatum), in der Nacht auf den 24. Juni gepflückt, gegen alle Werke des Teufels und der Hexen schütze. Es ist in dieser Hinsicht von so großer Kraft, daß der Teufel alle Blätter desselben in seinem Grimm und Verdruß mit Nadeln durchsticht, wovon die kleinen Löcher sich herschreiben, die man an ihnen bemerkt. In der Mark hat es in der Johannisnacht rothe Tropfen, das „Johannisblut“ an seiner Wurzel, mit denen man, wie bereits erwähnt, seine Flinte inwendig bestreicht, wo sie dann bei jedem Schusse trifft. In Tirol bewirkt es, in die Schuhe gelegt, daß man bei weiten Gängen nicht ermüdet. Zu Klostersande bei Elmshorn in Holstein zog sich früher zwischen dem Pilgerberge und dem Kuppelberge eine Vertiefung hin, welche die Hexenkuhle hieß. Hier sieht man noch jetzt am Johannistage in der Mittagsstunde alte Frauen umherwandern, die auf den Pilgerberg wollen, um in dieser Zeit ein Kraut zu suchen, welches in seiner Wurzel Körner mit einem scharlachnem Safte hat, der sehr heilsam sein soll. Die Frauen sammeln das Kraut in blechernen Büchsen und bewahren es sorgfältig für den Gebrauch auf. Aber nur zwischen zwölf und ein Uhr gepflückt kann es seine Wunder thun. Mit dem Schlage Eins ist seine Kraft weg. Der Saft heißt ebenfalls Johannisblut, das Kraut aber führt in der Wissenschaft den Namen scleranthum. Ein drittes „Johanniskraut“, auch „Donnerkraut“ genannt, lateinisch sedum telephicum, wendet, im Hause aufgehangen, den Blitz von demselben ab. In Thüringen schneidet man davon so viel kleine Zweige ab, als Leute im Hause sind, und setzt jeden Zweig in ein besonderes Glas Wasser. Der dessen Zweig zuerst verwelkt, muß zuerst sterben. Ferner macht es unverwundbar. Eine erfurter Sage berichtet, daß, als einst ein

dortiger Bürger mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, der Scharfrichter zu ihm sprach: „Ich höre, daß du fest bist; darum rathe ich dir, mache dir und mir keine Mühe und Ungelegenheit.“ Da anwortete der arme Sünder: „Ja, es ist wahr, siehe, hier steckt es unter meinem rechten Arme, nimm es hin.“ Da nahm es der Scharfrichter, und als er sich's besah, war es getrocknetes Sanct Johannisblut. „Es ist ein Wunderding mit dieser Blüthe. Man suche sie, wann man will, so wird sie gar nicht gefunden, als Mittags zwischen elf und zwölf Uhr.“ Endlich dient das Kraut, wie wir im zweiten Abschnitt gesehen haben, in westfälischen Dörfern zu Liebesorakeln. Zu demselben Zwecke wird in Landstrichen, die von den Nachkommen der alten Sachsen bewohnt werden, ehemals auch das Knabenkraut verwendet worden sein; wenigstens ist dies in englischen Dörfern der Fall. Hier pflanzen die Mädchen am Johannistage Knabenkraut in Lehm auf eine Schieferplatte, was man „einen Mittsommermann machen“ nennt. Neigt sich der Stengel am Morgen zur Rechten, so weiß das Mädchen, daß ihr Schatz ihr treu bleiben wird, neigt er sich nach links, so ist das Gegentheil zu befürchten. Wenn man Beifuß und Eisenkraut bei sich trägt, das acht Tage vor oder nach Bartholomäi, wenn die Sonne im Zeichen der Jungfrau steht, gepflückt worden ist, so wird man nicht müde, auch beißt einen kein Hund und keine Schlange. In verschiedenen Gegenden Deutschlands und Englands sucht man, wie schon angeführt wurde, unter Beifußstauden nach „Kohlen“, die aber nur abgestorbene und schwarz gewordene Wurzeln der Pflanze sind. Die muß man in Schwaben auf den Fruchtboden legen, weil sie das Getreide vor Würmern und das Dach vor dem Wetterstrahl schützen. In Norddeutschland hängt man sie als Schutzmittel gegen das Fieber um den Hals. In England legen die

Mädchen sie sich unter das Kopfkissen, weil sie dann von ihrem Zukünftigen träumen. Das Kraut „Teufelsabbiß“ dient mit seinen Wurzeln zum Bannen des Teufels, man muß es sich aber in der Mitternacht vor dem Johannistage holen; denn nur dann hat ihm der Teufel die ihm so gefährlichen Wurzeln nicht abgebissen. An manchen Orten wächst, in der Mark behauptet man, am Johannistage Mittags zwischen zwölf und ein Uhr, eine handförmig gestaltete Pflanze aus der Erde, welche man die „Johannishand“ nennt, und die gegen verschiedene Uebel gut sein soll. Namentlich bestreicht man Personen, welche an Flüssen leiden, damit. Hängt man Fettehenne, am Johannistage gepflückt, in die Stube und benennt jeden Stengel mit dem Namen eines Gliedes der Familie, so zeigt das Grünbleiben dieser Stengel das Gesundbleiben des oder der Betreffenden, ihr Welkwerden aber das Erkranken desselben oder derselben im künftigen Jahre an — ein Aberglaube, der vorwiegend in westfälischen Gegenden, dann aber auch hier und da im übrigen Norddeutschland anzutreffen ist.

Allgemein gilt das Holz des Hollunders für zauberkräftig, weßhalb man es in Thüringen nicht verbrennen darf. „Vorm Höllerkenstruk maut man'n Haut afniämen“, heißt es in Westfalen. In Holstein, wo er „Ellhorn“ heißt, durfte man ihn früher nicht abhauen. Wo es aber geschehen mußte, hatte man nach Arnkiel vorher zu beten: „Frau Ellhorn, gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde.“ Das mußte mit entblößtem Haupte, gebeugten Knieen und gefalteten Händen gesprochen werden. Wie ein gewisser Hollunderbusch an der nortorfer Kirche von Bedeutung für das Schicksal ganz Schleswig-Holsteins ist, soll in einem späteren Kapitel gezeigt werden. Auch bei den Angelsachsen und den Lithauern ist der Hollunder ein

heiliger Baum. Um die Maulwürfe abzuhalten, steckt man in der Lausitz Zweige von diesem Strauche in Wiesen und Gärten. Bei Iserlohn befördern solche Zweige das Gedeihen der Leinsaat. In Tirol sagt man, der „Holler" sei ein gar edler Baum und mehr werth als Gold, und im Vintschgau glauben die Bauern, wenn ein Hollunderkreuz, das man auf ein Grab gepflanzt, wieder grüne, so sehe man daran, daß der darunter liegende Todte selig sei. Im Lechrain wird die Hollunderblüthe in der Mittagsstunde des Mittsommertags gebrochen und als gutes Heilmittel für allerlei Krankheiten aufgehoben. Auch ißt man sie, wie erwähnt, an diesem Tage mit Mehl und Schmalz gebacken, weil das gesund sein soll — eine Sitte, die auch in Sachsen hier und da vorkommt. Einige andere Verwendungen des Strauches in der Volksmedizin werden in folgenden Abschnitten Erwähnung finden. Der Hollunder war einst vermuthlich der Frau Holle oder Herke heilig. Sie scheint auch zu dem Karwendel in Beziehung gestanden zu haben, von dem es in Tirol heißt, er sei ein gar frommes Kraut, und wer es bei sich trage, dem könne nichts Böses widerfahren. Dieß soll daher kommen, daß die Mutter Gottes — ursprünglich gewiß Perchta — bei ihrem Gange über das Gebirge, als sie müde geworden, sich auf Karwendelkraut niedergelassen habe, um auszuruhen. Seitdem ist es gesegnet und hat wunderbare Kräfte, was folgende Geschichte am Besten beweist. Einmal ging eine Wöchnerin, die noch nicht aufgesegnet war, allein in die Kirche. Da kam der Teufel, der über solche Frauen Gewalt hat, und wollte das arme Weib holen. Die aber floh, als sie das merkte, auf einen Karwendelwasen, der am Wege war. Da mußte der Schwarze von ihr ablassen und entfloh mit folgenden Worten:

„Du verfluchtes Karwendelkraut,
Hast mir genommen meine Braut.“

Weiße Johannisblumen, oder, wie man sie in Westfalen nennt, „Kuhaugen“, sind, zu einem Thee abgekocht, gut, wenn man sich verhoben hat. Fenchel, Dill und Kümmel schützen an vielen Orten vor Zauber. Dieselbe Eigenschaft hat der Lärbaum (pinus larix) im Lechrain, und der Wachholder, namentlich in Tirol, aber auch in Norddeutschland, z. B. auf der Insel Rügen, wo der, welcher ein Haus bauen will, in das kein böser Geist kommen kann, einen Wachholderstrauch unter den Grundstein legen muß, und in Westfalen, wo man einen Dieb auf folgende Weise zwingen kann, das Gestohlene wieder zu bringen. Man geht Morgens vor Sonnenaufgang zu einem Wachholderstrauch, biegt ihn mit der linken Hand gegen Osten und spricht: „Wachholderbusch, ich thue dich bucken und drucken, bis ber Dieb N. N. sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort hat getragen.“ Dann legt man auf den niedergebogenen Busch einen Stein, der wieder wegzunehmen ist, wenn der Zauber seine Wirkung gethan hat. Wer einen Zweig von Kranewit — so heißt der Wachholder in Tirol und einigen andern Landstrichen — auf dem Hute hat, läuft sich bei Reisen keinen Wolf und wird nicht müde. Wer an Hühneraugen leidet, geht zu einem Kranewitstrauche und knickt so viele Zweige, als er Hühneraugen hat, doch müssen jene so gebrochen werden, daß sie hängen bleiben. Sobald die Zweige dürr werden, verschwinden auch die Hühneraugen. Zum Buttern muß man sich eines Schlägels aus Wachholderholz bedienen, dann können die Hexen nicht machen, daß die Milch nicht bricht.

Andere Kräuter, welche gegen die Tücke des Teufels gute Dienste leisten, sind Hobrat, Widertod und Speik oder

Spicke, die namentlich die Hexen verhindern, den Leuten Alpdrücken zu verursachen, vor Allem aber Dorant (antirrhinum arvense) und Dost oder Dust (origanum vulgare), von denen letzteres in Westfalen auch den Namen „Jagdendüwel" führt. Es heißt von ihnen:

„Dorant un Dust
Jagt den Düwel dor den Busk."

Und ein anderer Reimspruch lautet:

„Dorant un Dust,
Dat heat de Hexe nit en wußt,
Hätt' et Dust un Dorant nit dan,
Sull de Kop imme Nacken stan."

Die Hexe hätte also jemand den Hals umgedreht, wenn er nicht Dost und Dorant bei sich getragen hätte.

„Dorant und weiße Heid'
Thun dem Teufel viel Leid,"

lautet ein westfälischer Zauberspruch gegen den Koller der Pferder In einem großen Theil Norddeutschlands gilt der Orant ode, Dorant für ein Schutzmittel gegen Kinder stehlende Zwerge. In der Mark nahmen die Bauern früher Dorant, Gartheil, Kreuzraute und rothen Knoblauch, banden einen Strauß davon und begruben diesen unter der Schwelle, über welche das Vieh hinwegschreiten mußte; dann konnten die Hexen, welche die Thiere krank machten, und die „Bilweisen", die hier Zauberer zu sein scheinen, während sie anderwärts Feldgeister sind, welche das Getreide verderben, den Kühen die Milch nicht nehmen. Andere wuschen ihr Vieh am Walpurgisabend mit Urin, in welchem Meterkraut gekocht war, oder hingen im Stalle

„Wiederthon“ (wohl identisch mit dem soeben erwähnten Widertod), ein an sumpfigen Orten wachsendes moosartiges Pflänzchen mit goldigen Haaren, auf, welches von der Botanik capillaris aurea genannt wird. Wieder Andere gaben ihren Kühen, um sie vor Bezauberung und Schlangenbiß zu schützen, Stengel der Ochsenzunge (buglossa) zu fressen. Auch ein Kranz von Haidekraut war ein gutes Mittel zur Verhütung von Zauber, mit welchem die Hexen den Kühen die Milch nahmen. Besonders wirksam war endlich folgendes Rezept: Man nehme Brot, in welches Quendel und Knoblauch gebacken ist, schneide davon ein Stück ab, reibe es unten mit Salz und oben mit Asche ein, dämpfe es über einem Topfe mit kochendem Wasser und gebe es den Thieren ein. Wer rohe Hanfkörner zerreibt und auf eine Schlange wirft, der bewirkt, daß sie ihr Gift fahren läßt. Schlangen nimmt man ohne Schaden auf, wenn man sich die Hände mit Saft von Salbei eingerieben hat.

Sehr vornehme Kräuter, die zu vielerlei Dingen gut sind und in Tirol bei keinem Weihebüschel fehlen dürfen, sind Wermuth, Wohlgemuth und Mutterkraut (das oben erwähnte Meterkraut, botanisch chrysanthemum parthenium). „Hexenkraut“ (circaea lutetiana) gilt unter hessischen wie unter schlesischen Landleuten als sicherer Schutz gegen allen bösen Zauber. Zu gleichem Zwecke wird, offenbar wegen der kreuzförmigen Stellung seiner Dornen, die in vorchristlicher Zeit an Donars Rune mahnte, der Kreuzdorn (rahmnus catharticus) angewendet.

Eine nach verschiedenen Richtungen wichtige Pflanze ist die Königskerze (Verbascum thapsiforme), die in Tirol „Himmelbrand“ heißt. Am Himmelbrand erkennt man den zeitig oder spät zu erwartenden Eintritt des Winters. Steht

ein Blüthenkränzchen tief am Stengel, so bedeutet das frühen Schnee. Folgen auf eine Blüthenreihe wieder Blätter, so wird es nach dem ersten Schneefall lange nicht schneien. Stehen erst am Ende des Stengels Blüthen, so wird es erst gegen Frühlingsanfang hin viel Schnee geben. Wenn in Ostpreußen dem Bauer ein Angehöriger oder ein Stück Vieh krank ist, so geht er nach Sonnenuntergang hinaus, knickt eine Königskerze nach Osten hin und bittet dabei, daß sie die verlorne Gesundheit wieder verleihen wolle. In Kärnthen bedeutet eine Königskerze, die auf einem Grabhügel wächst, daß sich die Seele des Verstorbenen im Fegefeuer befindet. Im Etschthale gehört der Himmelbrand zu den Weihekräutern. Wenn im Oetzthale einer Bäuerin das Butterfaß behext ist, sodaß sie trotz aller Anstrengungen aus der Milch keine Butter gewinnen kann, so legt sie einen Stengel Himmelbrand unter das Gefäß, und der Zauber ist gelöst.

Ein S c h l a f a p f e l ist ein durch den Stich der Rosengallwespe entstandener, mit rothen und grünen Härchen wie mit Moos besetzter Auswuchs am Hagebuttenstrauche. Den muß man sich — so räth der Aberglaube in der Wetterau sowie in Tirol, wo der Apfel „Schlafputzen" heißt — des Nachts unter das Kopfkissen legen, wenn man fest und sanft schlafen will. Andere Kräuter, die der Volksglaube in den meisten deutschen Gegenden für Mittel gegen bösen Zauber hält, sind G u n d e r m a n n (glechoma), M e e r z w i e b e l, B u t t e r b l u m e n k r a u t, H a s e n o h r (bupleurum), R a u t e, T a u s e n d g ü l d e n k r a u t und A l l e r m a n n s h a r n i s c h (allium victoriale). Die Raute ist ein gar edles Kraut, und zwar gilt dieß vorzüglich von den Edelrauten, und unter diesen wieder werden die für die vornehmsten angesehen, welche fünf Zehen haben, d. h. deren Ovarium fünf Fächer zeigt. Sie thun Wunder bei Verwünsch-

ungen und anderm Zauber und dürfen bei der Kräuterweihe nicht vergessen werden. Allermannsharnisch, auch Allermannsherrenkraut genannt, thut ähnliche Dienste, und seine Wurzel ist überdieß in Norddeutschland wie in Tirol ein Mittel, mit dem man sich gegen Hieb, Stich und Schuß fest machen kann, und welches jede Blutung stillt. Wenn man siebenundsiebzig Blättchen von der Wunderrebe oder Gundelrebe auf eine Wunde legt, meint die Volksmedizin des Innthales, so heilt sie. Die Heu- oder Wucherblume wird allenthalben zu Liebesorakeln gebraucht. Im Innthale sagt man, indem man sie entblättert, einfach: „Er liebt mich — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht.“ Im Oetzthale bricht man von der Blume die Randblätter nach einander ab und sieht zu, nach welcher Himmelsgegend das dritte Blatt fällt. Auf diese Weise erfährt man, nach welcher Richtung hin man heirathen wird. Die Veitsblume oder Brunelle ist in Tirol ein Zauberkraut. Bei Ambras glaubt man, wenn zwei Leute einen Wegerich auseinander ziehen, so hat der mehr Sünden auf dem Gewissen, an dessen Hälfte mehr Fäden heraussteheu. Je länger die Fäden, desto größer die Sünden.

Der Sevenbaum, im Lechrain Sävling, (juniperus sabina) soll gegen Zauber schützen. In vielen Gärten des Innthales steht ein solcher Baum, und man läßt Zweige davon am Palmsonntage weihen, da man glaubt, daß der Palm ohne Seven nicht vollkommen sei. Wenn man am Palmsonntage in Nauders und im Pitzthale drei geweihte Palmkätzchen verschluckt, so ist man das folgende Jahr hindurch vor Halsweh gesichert, womit man den sächsischen und westfälischen Aberglauben vergleichen wolle, nach welchem man sich dadurch vor dem Fieber bewahrt, daß man von drei Kornähren die Blüthe abstreift und verzehrt. Die Palmkätzchen, die Blüthen von einigen Weiden-

arten, bewirken, vor ein Fenster gesteckt, daß keine Hexe in die Stube kann, weßhalb man solche Blüthen in Sachsen und Thüringen sehr oft in Gläsern auf den Fenstersimsen sehen kann. Verbrennt man drei derselben beim Heranziehen eines Gewitters, so schlägt es einem nicht ins Haus. Geht man mit dem geweihten Palmenzweige am Palmensonntag dreimal um sein Gehöft, so raubt einem der Geier keine Hühner.

Die Mistel gilt in den meisten deutschen Gegenden als ein unheilvolles, zu schadenbringendem Zauber dienendes Gewächs und heißt in Tirol der Trudenfuß. In Krain zeigt sie vergrabene Schätze an, doch muß sie auf einer Eiche gewachsen sein, an der ein Christusbild hängt; im Alterthum wird es ein Götterbaum gewesen sein; denn gewisse Eichen gehörten Donar. Am Niederrhein umwand man früher in der Sylvesternacht die Obstbäume mit Epheu und Misteln. In Skandinavien wird die Mistel als Springwurzel und Wünschelruthe gebraucht, von denen weiterhin die Rede sein wird. Am Dreikönigstage brechen in manchen Gegenden die Kinder sich Mistelzweige und gehen damit zu ihren Taufpathen, die sie mit den Zweigen schlagen, um dafür kleine Geschenke zu bekommen. Die Mistel war im griechischen Alterthum der Schlüssel zur Unterwelt, in der skandinavischen Mythologie tödtet sie den lichten Gott Balder; die gallischen Druiden betrachteten sie als heilige, mit Wunderkräften gesegnete Pflanze, welche sie, wenn sie derselben bedurften, mit einer goldenen Sichel abschnitten und, damit sie den Erdboden nicht berühre, mit ihrem Gewande auffingen.

Niemand soll man mit einer Weide schlagen, heißt es in Norddeutschland wie in Baiern und Schwaben. Menschen bekommen davon die Auszehrung oder wachsen nicht mehr, Vieh verdorrt davon. Hexen können jemand tödten, wenn sie einen Zweig an einer Weide zu einem Knoten verknüpfen. Ein

Weidenschoß von fremdem Gebiete genommen und einem Hunde als Halsband umgebunden, schützt diesen vor der Wuthkrankheit. Die Weidenblüthe scheint als Symbol des Frühlingsanfangs einst heilig gewesen zu sein; denn in einer von Rochholz mitgetheilten Schweizersage erscheint die in vielen Erzählungen des Volkes auftretende weiße Jungfrau mit dem Schlüsselbunde, statt wie sonst häufig mit einem Strauße von Maiblümchen, mit einer Hand voll Weidenröschen.

Die dem Donar heilige Eiche spielt im Volksglauben ebenfalls in verschiedenen Beziehungen eine bedeutsame Rolle. Im Dorfe Genna zwischen Hagen und Iserlohn herrscht der uralte Gebrauch, daß Todesfälle nicht blos den Nachbarn bis zum letzten, sondern von diesem auch einem Eichbaume vor dem Orte angesagt werden müssen. Wer das unterläßt, hat bald selbst eine Leiche im Hause. Ferner gehört hierher der im zweiten Kapitel erwähnte Klotz aus Eichenholz, der in verschiedenen deutschen Landstrichen in der Christnacht in den Feuerherd eingegraben werden muß, und dessen Kohlen die Felder fruchtbar machen. Dann mag erwähnt werden, daß zu Winterberg der ewige Jude nur da ruhen darf, wo eine Eiche ins Kreuz gewachsen ist — Donarseichen werden Asyle gewesen sein. Endlich hat es wohl auch mystische Bedeutung, wenn Petrus in einem Zaubersegen gegen Zahnschmerzen, der weiter unten mitgetheilt werden soll, unter einem Eichbaume steht.

Allgemein verbreitet ist der wahrscheinlich ebenfalls in die heidnische Zeit zurückzuführende Gebrauch, den das Landvolk bei Hochzeiten vom Rosmarin macht, von welchem ein Spruch sagt: „In der Christnacht um zwölf Uhr sind alle Wasser Wein und alle Bäume Rosmarein.“ Das Gründonnerstagsmus, welches man früher in gewissen Dörfern am Niederrhein aß, um sich vor Bezauberung zu schützen, mußte aus neun Kräutern

und zwar aus Bachbungen, Brunnenkresse, Schlüsselblumen, Hollundersprossen, Gierenblättern, Frauenmantel, Lauch, Nesseln und Kukuksmus (oxalis) bestehen. Ordentliche Mädchen bekommen in Westfalen von ihren Burschen zu Johannis Maibüsche vor die Fenster, die sie mit einem Kranze von Thymian erwiedern müssen.

Der Ebereschenbaum mit seinen rothen Früchten (sorbus) war, wie erwähnt, in der Heidenzeit dem Gewittergotte heilig. Ein Nachklang davon hat sich noch in manchen Sitten erhalten, z. B. in der westfälischen, nach welcher man in der Walpurgisnacht Zweige dieses Baumes über die Haus- und Stallthüren steckt, um den fliegenden Drachen abzuhalten, und die Kühe mit solchen Zweigen auf das Kreuz schlägt, um sie milchreich zu machen. In Tirol soll man, wenn Mariä Verkündigung mit dem Charfreitag zusammenfällt, Aeste von der Esche schneiden und zwar von der Seite, wo der Baum nicht von der Morgensonne beschienen wird. Das auf diese Weise gewonnene Holz ist unverweslich, und wenn sich jemand mit einer Waffe verwundet hat, so braucht er, um das Schlimmerwerden zu verhüten, nur die Waffe in solches Holz hinein zu schlagen. Die Hexen oder Truden verursachen nicht blos den Menschen Alpdrücken, sondern quälen auf ähnliche Weise auch die Eschen. Daher kommt es, daß man an diesen Bäumen so viele verkrüppelte Bildungen bemerkt, die bald Sicheln, bald Bischofsstäben gleichen. Auch knollige Auswüchse an Fichten und Lärchen rühren von Hexen her.

Die Haselstaude scheint in der Heidenzeit in Beziehung zu Donar und Wuotan gestanden zu haben. Auf ersteren weist zunächst der Volksglaube hin, daß in sie der Blitz nicht fahren könne, weshalb man in Tirol am Feste Mariä Heimsuchung Haselzweige bricht und als Blitzableiter vor die Fenster stellt. Ferner erinnert an den alten Gewitter- und Feuergott die Sitte,

9*

bei einer Feuersbrunst mit einem Haselstocke einen Kreis und in denselben zwei Herzen, rings herum aber eine Anzahl Kreuze in den Sand zu malen und in die Herzfiguren A. G. L. A. zu schreiben, was Attah Gibbor Leolam Adonaj (du bist stark in Ewigkeit, o Herr) bedeuten soll — jüdische Zuthat also zu germanischer Ueberlieferung. Ferner hält sich unter Haselsträuchern keine Schlange auf, und die Ruthen derselben sind gut zum Würmerschlagen. Giebt man mit einer solchen einer Natter nur einen leichten Streich, so ist sie augenblicklich todt. Nimmt man einen Haselstecken, der ein Jahr alt ist, so fliehen alle Schlangen vor einem, so schnell sie nur können, hinweg und beschreibt man mit einem solchen um eine giftige Natter einen Kreis, so muß sie innerhalb desselben nach wenigen Minuten sterben. Im Widerspruche mit diesem weitverbreiteten Glauben scheint die Meinung der tiroler Bauern zu stehen, daß unter Haselsträuchen, auf denen eine Mistel wächst, der „Haselwurm", eine kleine weiße Schlange, wohne, der sich von den Haselblättern nähre, in die er runde Löcherchen beiße. Wer ihn fängt und bei sich trägt oder ihn ißt, erhält große Zauberkräfte: er kann sich unsichtbar machen, sieht die vergrabenen Schätze „blühen" oder „brennen" und hört die Kräuter reden und sagen, wozu sie gut sind. In Baiern giebt es eine Sage, nach welcher die Schlüssel zu den Thüren des verwünschten und versunkenen Schlosses zu Burgstadel an einer Haselstaude hängen. Am Lechrain bildet ein Haselstecken gleichsam das Rückgrat der gegen Hexen und Blitz schützenden Palmbündel. An jenen Stab sind Zweige von der Palmweide mit ihren aufgeblühten Knospen, den ersten Trieben des herankommenden Frühlings, von der Mistel, vom Sävling, ferner vom Wachholder, endlich vom „Wachslauberbaum" (der Stechpalme) festgebunden. Der Stab darf nicht zu lang und muß geschält sein; denn die Hexen können in den engsten Raum,

sogar zwischen Holz und Rinde hineinschlüpfen. Nur an der Handhabe soll er ungeschält bleiben, man muß ihn aber recht fest anfassen. Jedes Haus läßt so viele Büsche weihen, als es für Stuben, Kammern und Ställe nöthig hat. Kommt ein Gewitter heraufgezogen, so wirft man einen Theil des Palmbündels in das Herdfeuer, dann schlägt es nicht ein. Sonderbare Kräfte ruhen hauptsächlich in den Haselstecken: wenn man z. B. damit beim ersten Austreiben des Viehes einer Kuh über den Rücken streicht, nimmt man andern Kühen zu Gunsten der seinigen die Milch. In der Schweiz herrscht der Glaube, daß der, welcher in der Geisterstunde der Walpurgisnacht von einer Haselstaude fingerlange Aestchen abschneidet und diese dann stets bei sich trägt, keine „Spieße", d. h. Splitter in die Hände bekommen könne. In einer von Vernaleken (S. 291) mitgetheilten Alpensage verwandeln die Zweige einer Haselnußstaude unedles Metall in Gold.

Auf der Spitze des hohen Göll, einem Berge bei dem Marktflecken Golling im Salzburgischen blüht im Frühling die Glücksblume, die demjenigen, der sie pflückt, in allen Dingen Glück verleiht. Sie ist eine kleine Pflanze mit vier grünen Blättern am Grunde und einer schneeweißen Krone am Ende des kurzen Stengels. Sie ist schwer zu finden, und man sucht sie nach Vernaleken auf folgende Weise: Man geht in der Sylvesternacht in den Wald und holt sich ein Reiß von einem Haselstrauche, welches neun Sprossen getrieben hat. Dieses Reiß steckt man zu den Palmkätzchen, die man in der Osterzeit in der Stube stehen hat. Dann nimmt man es in der Geisterstunde der Walpurgisnacht heraus und besteigt mit ihm den genannten Berg, wobei der Haselzweig die Richtung angiebt, die man einzuschlagen hat. Es muß aber Mondschein sein, und man darf sich auf dem ganzen Wege nicht ein einziges

Mal umsehen, wenn das Verfahren gelingen soll. Ein Gollinger Bauer soll wirklich die Glücksblume erlangt haben und ihm dann von Stund an alles gelungen sein, was er in Angriff genommen. Sein Vieh wurde nie krank, kein Hagel traf seine Felder, und so wurde er binnen wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. Der Haselzweig dient im Salzburgischen aber auch zur Ausmittelung von Dieben, und hat z. B. ein Knecht im Hause etwas entwendet, so darf der Herr nur das Haselrüthchen nehmen und damit unter seine Leute treten, und sofort zeigt dasselbe auf den Dieb hin.

Hier haben wir schon den Uebergang zu einem weit verbreiteten Aberglauben vor uns, der sich vorzüglich an die Haselstaude knüpft, und den wir jetzt betrachten wollen. Der Haselstrauch liefert die besten Wünschelruthen. Dieselben scheinen ein mit Wuotan, welcher den Beinamen „Wunsch" führte, verknüpftes Zaubermittel zu sein und sind gabelförmige Zweige, die in Schlesien auch von der Weide, in Mecklenburg vom Kreuzdorn genommen werden können. Sie müssen in der Johannismitternacht, in Tirol aber am neuen Sonntage, in Schwaben in der Charfreitagsnacht um zwölf Uhr geschnitten werden, und zwar in Tirol mit einem bis dahin noch nicht gebrauchten Messer und so, daß man rücklings auf den Strauch zugeht, die Ruthe zwischen den Beinen durchzieht und sie unter Beschwörungsformeln, gewöhnlich unter Nennung der drei höchsten Namen (Vater, Sohn und heiliger Geist) vor sich abschneidet. In Schwaben muß sie in einem Jahre, in der Nordschweiz nach Osten zu gewachsen sein. Ferner wird hier verlangt, daß der sie Abschneidende im Zeichen der Wage geboren sei. Er hat beim Schneiden gegen Sonnenaufgang zu blicken und zu sprechen: „Gott grüße Dich, Du edler Zweig! Mit Gott dem Vater suchte ich Dich, mit Gott dem Sohne fand ich Dich, mit Gott dem heiligen Geiste schneide

ich Dich. Ich beschwöre Dich, Ruthe, bei der Macht des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich Dir gebiete".

„Und Solches sei so gewiß und wahr,
So rein und klar,
Als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war,
Da sie unsern Herrn Jesum Christum gebar.
Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des
heiligen Geistes. Amen".

In katholischen Gegenden Schwabens wird die Wünschelruthe dadurch zauberkräftiger gemacht, daß man eine Messe über sie lesen läßt. „Dann kann sie auch ein Protestant gebrauchen." In der Lausitz, der Mark, im Harze und in Mecklenburg steckt man sie einem Täufling ins Kleidchen und läßt sie auf diese Weise mittaufen. In Tirol tauft man sie auf den Namen der heiligen drei Könige. Soll sie zum Suchen von Goldadern verwendet werden, so erhält sie den Namen Kaspar; ist sie zum Aufspüren von Silber bestimmt, so wird sie Balthasar genannt, soll sie endlich nur unterirdisches Wasser auffinden helfen, so bekommt sie Sanct Melchior zum Namenspatron. In der Lausitz und im Brandenburgischen giebt man ihr Aehnlichkeit mit der Menschengestalt, wobei die Gabel die Beine vorstellt. Man braucht sie so, daß man die Enden der Gabel mit den Fingerspitzen anfaßt, die Ruthe horizontal vor sich hinhält und, die Worte: „Wünschelruthe, ich spreche Dich an im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" vor sich hinmurmelnd, an der Stelle hin und her geht, wo man einen Schatz oder Wasser vermuthet. Auf jene Beschwörung muß die Ruthe sich da, wo das Gesuchte zu finden ist, heben und anschlagen.

Im Lauenburgischen hat die Zauberuthe auch die Kraft, den die Schätze bewachenden Teufel zu bannen und verschlossene

Thüren zu öffnen. Eine in der Johannisnacht abgeschnittene Haselgerte besitzt ferner, wie man in verschiedenen norddeutschen Gegenden meint, die Eigenschaft, daß man mit ihr einen Abwesenden prügeln kann, wenn man damit in die Luft schlägt und den Namen des zu Prügelnden nennt. In Westfalen giebt es dafür folgende von Kuhn mitgetheilte Vorschrift:

„Merke, wenn der Mond neu wird an einem Dienstag, so gehe von der Sonnen Aufgang aus, tritt zu einem Stecken, den du dir zuvor ausersehen hast, stelle dich mit dem Gesicht gegen der Sonnen Aufgang und sprich diese Worte: Steck, ich greife Dich an im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Nimm Dein Messer in die Hand und sprich wiederum: Steck, ich schneide Dich im Namen. u. s. w., daß Du sollst gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wann ich einen Namen antrete. Darauf schneide auf zwei Orten am Stecken etwas weg, damit Du diese Worte darauf kannst schreiben, stechen oder schneiden: Abia, Obia, Sabia. — Lege einen Kittel auf einen Scherrhaufen, nun schlage mit Deinem Stecken wacker auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen Du prügeln willst und schlage tapfer zu, so wirst Du denselben ebenso hart treffen, als wenn er selbst darunter läge, da er doch oft viele Meilen Weges von dem Orte ist. Statt des Scherrhaufens thut's auch die Schwelle unter der Thür."

In Schwaben, wo diese Gerten von der Haselstaude genommen und am Charfreitag vor Sonnenaufgang „unbeschrien", d. h. so, daß man von niemand dabei angeredet wird, geschnitten werden müssen, zieht man bei deren Gebrauch eines von seinen eigenen Kleidungsstücken aus und schägt darauf, indem man an den verhaßten Abwesenden denkt, dem man die Prügel verabfolgen will. Andere sagen bestimmter und ausführlicher: Die Haselruthe zum Durchprügeln eines Entfernten muß eine ein-

jährige sein und am Charfreitagsmorgen mit drei Schnitten abgetrennt werden, während man nach Osten blickt und die drei höchsten Namen nennt. Will man mit ihr einen Abwesenden schlagen, so nimmt man ein Kleidungsstück oder auch nur einen Fetzen oder Lumpen, sieht nach Morgen hin, spricht den Namen des Andern aus und haut dann auf das Kleid oder den Fetzen, so lange man Lust hat. Die Sache hat ihre Richtigkeit, wie folgende von Meier erzählte schöne Geschichte zeigt.

Zwischen Wurmlingen und Pfäffingen zogen einmal Soldaten hin. Ein Schäfer, mit seinem Hintertheil auf seinen Stab gelehnt, sah ihnen zu. Da schoß ein guter Schütze unter jenen ihm den Stab entzwei, sodaß der Schäfer rücklings zu Boden stürzte. Der wußte sich aber zu rächen. Sofort zog er seinen Kittel aus und prügelte ihn mit einer Zaubergerte, die er bei sich hatte, durch, worauf der Soldat jämmerlich schrie und von seinen Kameraden obendrein wegen der ihm aus der Ferne beigebrachten Schläge tüchtig verhöhnt wurde.

Wieder eine sehr bedeutsame Rolle im Aberglauben spielt der Klee, vermuthlich, weil man in der Dreizahl seiner Blätter eine Hindeutung auf die Dreifaltigkeit erblickte, bei zwei- oder vierblätterigem aber einen Gegensatz zu dieser, etwas Unchristliches, Unheimliches, Unnatürliches und Uebernatürliches, also etwas Zauberhaftes vor sich zu haben glaubte. Im Altenburgischen muß man am Abend vor Johanni von den vier Ecken eines fremden Ackers stillschweigend eine Hand voll Klee mit nach Hause nehmen und das Vieh mit demselben füttern, weil dieses davon besonders gut gedeiht. In Mecklenburg, Holstein, Franken und am Harz weissagt eine Kleestaude, die weiße oder gelbe Blätter trägt, daß nächstens jemand im Hause stirbt. Allenthalben in Deutschland herrscht die Meinung, daß der, welcher vierblätterigen Klee findet, Glück hat. In

Schwaben muß er ihn ungesucht finden. Ein Mädchen, das hier ein vierfaches Kleeblatt sich in den Schuh legt, kann den Namen ihres Zukünftigen erfahren; sie darf sich nur nach dem Vornamen des ersten Mannes erkundigen, der ihr dann begegnet. Wie der heißt, wird auch ihr dereinstiger Schatz heißen.

Zu Rottweil ließ sich einmal ein Seiltänzer sehen, der auf der Nase einen ungeheuren Wiesbaum trug und damit so leicht herumging, als ob es gar nichts wäre. Während die Leute ihn nun anstaunten, kam ein Mädchen mit einer Tracht Klee daher, unter der sich auch ein Vierklee befand, und durch diesen erkannte sie, daß der Gaukler mit dem Wiesbaum nur zauberhaftes Blendwerk trieb. Deshalb lachte sie und rief aus: „Ei, das kann ja ein Jeder; der trägt ja nur einen Strohhalm auf der Nase!" Zur Strafe aber täuschte nun der Zauberer auch sie, so daß es ihr vorkam, als müsse sie durch ein Wasser gehen, weßhalb sie flink ihren Rock aufhob und zu waten anfing. Weil das Wasser aber immer tiefer zu werden schien, hob sie den Rock höher und höher, bis das versammelte Volk in ungeheures Lachen ausbrach, da hatte auch sie ihr Theil weg. Wenn man im Lechthal jemand einem vierblättrigen Klee heimlich ins Haar steckt, so kann er in der heiligen Nacht vor dem Christfest beim Hochamt die Hexen der Gemeinde sehen; sie stehen so, daß sie dem Altar den Rücken zugekehrt haben. Flicht man einer Jungfrau am Frohnleichnamstag einen solchen Klee in den Zopf, so weiß sie, wenn sie rein ist, alle verborgenen Schätze. Wer im Unterinnthal einen Vierklee unter sein Kopfkissen legt, der träumt von seinem zukünftigen Schatze. Wer am Vorabend des Johannistages während des Avemarialäutens ein derartiges Blatt findet, der kann nach der Ansicht der Bauern im Vintschgau von da an mit Erfolg Zauberkünste treiben.

Sehr deutlich weist auf den unchristlichen Charakter des Vierklees der bei Absam in Tirol herrschende Aberglaube hin, nach welchem ein Ministrant, wenn er dem Priester heimlich ein solches Blatt in das Meßbuch legt, bewirken kann, daß dieser beim Messelesen irre wird und stockt.

Auch ein zweiblätteriger Klee, wenn er am Sonnenwendabend während des Avemarialäutens gepflückt wird, bringt seinem Besitzer Glück; namentlich verhilft er diesem zu baldiger Verheirathung. Einen Fünfklee finden aber bedeutet im tiroler Etschlande immer, daß dem Finder ein Unglück bevorsteht.

Die Bibernellwurzel gilt in den meisten Strichen Deutschlands als eins der besten Mittel gegen ansteckende Krankheiten. Als vor Jahren die Pest in Tirol wüthete, flohen viele Einwohner des Ortes auf einen benachbarten Hügel, auf welchem jetzt die Geisterkapelle steht. Nachdem sie hier mehrere Tage und Nächte um Abwendung der fürchterlichen Sterblichkeit gebetet hatten, erschien eine weiße Gestalt, die ihnen zurief:

„Eßt Kranewit und Bibernell,
Dann kommt der Tod nicht zu schnell.“

Aehnliches wird zu Owen und Kiebingen in Schwaben erzählt, nur ertheilt hier ein Vogel den Rath.

Vor dem Blitze schützt in Tirol „Oahaggen“ (pedicularis mit rother Blüthe), in Schwaben aber leisten diesen Dienst, wie wir schon gesehen haben, die Mausöhrle, die man deßhalb am Himmelfahrtsmorgen sammelt, und in Kränze gebunden vor das Haus hängt. Gräbt man solche Blumen an einem Freitage wo Vollmond ist, oder an einem „doppelten Sonntage“, d. h. einem Sonntage, auf den zugleich ein Feiertag fällt, mit Kraut und Wurzel aus der Erde und trägt man sie dann in

einem weißen Tuche auf dem bloßen Leibe, so kann einem keine Waffe Schaden thun.

Ein in Schwaben wie in Tirol vorkommender Aberglaube verbietet, Grashalme in den Mund zu nehmen oder sich mit dürren Binsen („Schmielen“ oder „Schmelen“) die Zähne zustochern, weil man Gefahr läuft, sich dadurch besessen zu machen. Der Teufel muß nämlich, wenn er aus einem Hause oder einem Menschen vertrieben werden soll, stets an einen bestimmten Ort verbannt werden, und da spießt man ihn oft auf dürre Grashalme oder Binsen. Auf jedem Dinkelkorn ist ein Muttergottesbild zu sehen, sagt man in Schwaben. Betrachtet man ein solches der Länge nach, so erkennt man deutlich Marien mit ihrem Mantel und dem Jesuskinde. Deßhalb hat Dinkelbrot auch besondere Kraft; es schützt namentlich vor Hexen, und wenn ein Jäger drei Stückchen davon mit ins Gewehr ladet, so kann ihm der Schuß nicht gebannt werden. Aehnliche Eigenschaft hat die Anemone in Tirol, wo sie Haselmünnich heißt. Ihre Wurzeln und Blätter werden als „Hexenrauch“ gebraucht, d. h. zur Räucherung gegen boshaftes Zaubervolk.

Wer in Passeier eine Alpenrose bei sich trägt, von dem sagt man, er habe den Blitz zu fürchten; deßhalb heißt jene auch die Donnerrose. Auf der Burgeiser Alp wachsen aber weiße Alpenrosen, die indeß nur von unschuldigen Leuten gesehen werden können. Der Finder einer solchen Wunderblume muß sich vor Bethörung in Acht nehmen, er darf den Blick von derselben nicht eher abwenden, als bis er sie mit seinem Hut oder Tuch bedeckt hat, und dann muß er sofort an der Stelle nachgraben. Thut er dieß, so wird er unter dem Rosenbusche einen Schatz finden und ihn heben können.

In der Oberpfalz sowie im tiroler Innthale begegnen wir der Sage von einer gegenwärtig von Niemand mehr

gekannten, aber immer noch existirenden Pflanze, welche selbstständig, also ohne Zuthun des Menschen, wirksame Zauberkraft besitzen soll. Wer hier nämlich unversehens auf eine „Irrwurzel" tritt, der kann sich in Wald und Bergen nicht mehr zurecht finden und muß oft tagelang herumirren, und dagegen hilft kein Segen und Gebet.

Mit der Wurzel des Alrauns (Mandragora), welche Menschengestalt hat, kann man nach allgemeinem Aberglauben vielerlei schwarze Kunst treiben und dadurch reich werden. Man kann mit ihr Krankheiten vertreiben, Geld, zu dem man sie legt, verdoppeln, sich den Menschen angenehm machen und die Zukunft von ihr erfahren. Sie war aber immer schwer zu bekommen; denn sie ist eigentlich eine Art Halbmensch, Zwerg oder Erdkobold, der, wenn man die Pflanze, zu der er gehört, gefunden hat, nicht selten den Augen des Finders wieder entschwindet. Auch ist seine Aushebung aus dem Erdboden mit Gefahren verbunden, so daß man dabei mit Vorsicht zu Werke gehen und Allerlei beobachten muß. Unter Gebeten und Beschwörungsformeln lockert man die Erde rings um die der Belladonna ähnliche Pflanze und ihre zweifache haarige Wurzel. Dann bindet man einen schwarzen Hund mit dem Schwanze an dieselbe, worauf man sich einige Schritte entfernt und denselben mit abgewendetem Gesicht vermittelst eines Leckerbissens sich nachlockt, so daß er die Pflanze mit dem Schweife herausreißt. Sobald aber die Wurzel, das Erdmännchen, ans Tageslicht kommt, thut es einen so entsetzlichen Schrei, daß der Hund davon stirbt und der Zaubernde dem nur dann entgeht, wenn er sich sorgfältig die Ohren verstopft hat. Das Alräunchen wird dann mit Wein gewaschen und mit einem leinenen Hemde bekleidet, worauf man es in einem Kasten verwahrt, es gut füttert und von Zeit zu Zeit, gewöhnlich im Neumond, wieder mit Wein badet

und mit frischer Wäsche versieht. Es ist kein Germane, sondern war schon den Römern und Griechen des Alterthums bekannt.

Kein Mensch weiß, wo die Springwurzel wächst und wie sie aussieht. Von ihrer Kraft aber hat der Volksglaube an vielen Orten Erstaunliches zu berichten. Ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß man mit ihr alle Knoten, Schlösser und Riegel öffnen kann. In Schwaben aber macht sie zugleich hieb- und schußfest und wohl auch unsichtbar, da man hier von einem dreisten Diebe, den man nicht ertappen kann, zu sagen pflegt: „Der muß eine Springwurzel haben." Man verschafft sie sich auf verschiedene Art. Bei Innsbruck sucht und schneidet man sie in der Mitternachtsstunde vor dem Christfeste. Im Unterinnthale muß man das Nest einer Schwalbe mit starken Fäden umwickeln, so daß sie nicht mehr hinein kann, worauf sie die Wurzel holt, um sich's zu öffnen. Zu Owen in Würtemberg sagt man, der Specht hole sie auf das soeben beschriebene Verfahren hin. In der Gegend von Derendingen in Schwaben endlich verschafft man sich die Springwurzel durch einen Wiedehopf. Findet man ein Nest dieses Vogels in einem hohlen Baum, so muß man ein Bret vor dessen Eingang nageln; dann fliegt der Wiedehopf fort und kommt mit der Springwurzel wieder, die, an das vernagelte Nest gehalten, das Bret augenblicklich abspringen läßt. Darauf trägt der Vogel diese Wurzel, um sie zu vernichten, nach dem nächsten Wasser oder Feuer, in das er sie hineinfallen läßt. Deßhalb muß man in der Nähe des Nestes entweder eine Gelte Wasser aufstellen oder ein Feuer anmachen und die Wurzel auffangen, wenn sie fällt. Das Feuer kann aber auch durch Hinbreiten eines rothen Tuches oder Kleides ersetzt werden, da der einfältige Wiedehopf dasselbe für Feuer hält. Die Springwurzel spielt übrigens schon in alten jüdischen Fabeln von Salomo eine Rolle. Derselbe

brauchte zu viel Zeit zum Spalten der Steine für seinen Tempelbau, fand in seiner Weisheit aber endlich ein Beschleunigungsmittel. In den Bergen am Rothen Meere nistete ein Auerhahn, der den felsensprengenden Stein Schamir kannte. Ein Vertrauter des Königs mußte nach dem Neste dieses klugen Vogels gehen, sich, als dieser wegflog, um seinen Jungen Futter zu holen, zu dem Neste hinschleichen und dessen Eingang mit einer Halbkugel von Krystall verstopfen. Als der Vogel wiederkam und nicht hinein konnte, eilte er wieder fort und kam nach einer Weile mit einer Wurzel im Schnabel zurück. Kaum hatte er diese an den Krystall gehalten, so zersprang dieser in tausend Stücke. Jetzt aber stürzte der Bote des Königs, der sich inzwischen versteckt gehabt, herzu, und erschrocken ließ der Auerhahn seine Wurzel fallen, die jener aufhob und seinem Gebieter überbrachte. Der brauchte hinfort mit ihr nur Linien über die Steine zu ziehen, worauf sie unverzüglich in der von ihm vorgezeichneten Richtung glatt und schön auseinanderfielen, so daß sie sofort von den Maurern zu verwenden waren, und der Tempelbau von nun an rüstig gefördert werden konnte.

Durch Erbsen kann man sich in Schwaben unsichtbar machen. Dabei ist aber folgendes Verfahren einzuschlagen. Man muß einen Todtenkopf ausgraben, ihn mit Erde anfüllen und in diese in der Karfreitagsnacht drei Erbsen drücken. Der Todtenkopf wird darauf unter der Traufe des Kirchendachs wieder eingegraben, und dann geht man in die Kirche hinein und sagt sein Glaubensbekenntniß her. Nimmt man von den Erbsen, die auf diese Weise gezogen werden, eine in den Mund, so wird man unsichtbar. Früher sollen sich die Wilddiebe häufig solcher Erbsen bedient und sich dadurch vor den Augen der Förster in allerlei leblose Dinge, z. B. in Baumstümpfe verwandelt haben. Ein Bursche aus Wurmlingen steckte einmal

solche Erbsen auf dem Kirchhofe bei der dortigen Kapelle. Wie er aber nun in der Kapelle das Glaubensbekenntniß hersagen wollte, zogen eine Menge Verstorbene, die er kannte, als Gespenster an ihm vorüber, worauf ihn ein solcher Schauder ergriff, daß er fort eilte und heftig erkrankte.

Ein Zauberkraut ersten Ranges ist die weißblühende (männliche) Wegwart oder wilde Cichorie. Die Wegwartpflanzen sind nach schwäbischem Aberglauben verzauberte Menschen, und zwar waren die blauen, die sehr häufig sind, böse, die weißen gute Leute. In Franken heißt es, ohne daß man deren Unterschied der Farben beachtet: Wegwart mit einem Goldstück ausgegraben, und zwar unter Anrufung der Dreieinigkeit, ist ein Schutzmittel gegen allerhand Zauber. In Schwaben dagegen sagt man, die Wurzel einer weißblühenden Wegwart habe nicht blos die Kraft, Dornen, Splitter, abgebrochene Nadeln und ähnliche Gegenstände aus dem Fleische zu treiben, sondern sie mache auch unsichtbar und gefeit gegen Degen und Spieße, wenn man ein Stück davon in der rechten Westentasche trage, sichere vor Hexen und öffne gleich der Springwurzel Thüren und Schlösser. Diese Art der Wegwart ist jedoch sehr selten, und ihre Erlangung erfordert Wissen, entschlossenes Handeln und Muth. Findet man eine, so muß man sogleich einen Stock neben sie in die Erde stecken und sie daran festbinden, weil sie sonst „durchgeht". Alsdann muß sie am Jakobitage Vormittags zwischen elf und zwölf Uhr „unbeschrien" mit einem Dukaten abgeschnitten werden. „Versieht" man es, indem man ein einziges Wort dabei redet, so ist man verloren. So sah einmal in Mössingen ein Mann, als er eben im Begriff war, die Wurzel einer weißen Wegwart zu schneiden, einen Mühlstein über seinem Kopfe schweben, der sich fortwährend umdrehte. Da entsetzte er sich so sehr, daß er ohne die Wurzel mitzunehmen

davon rannte. Hätte er in seiner Angst aufgeschrieen, so würde der Stein herabgefallen sein und ihn zermalmt haben.

Das vornehmste unter allen Zaubermitteln aus dem Pflanzenreiche endlich ist der Farnsamen oder, wie man in Schwaben sagt, der Faarsamen. Welcher Pflanze er angehört, und wie er aussieht, ist nicht klar. Sicher ist nur, daß er eine Menge wunderbarer Eigenschaften hat, daß er in Norddeutschland unsichtbar macht, in Tirol zum Heben der Schätze gebraucht wird, auch, zum Gelde gelegt, dieses nie abnehmen läßt, in Schwaben seinem Besitzer eine solche Kraft verleiht, daß derselbe täglich soviel arbeiten kann, wie zwanzig oder dreißig Andere, endlich, daß er nur in gewissen Nächten des Jahres, in Westfalen, Thüringen, Franken und Tirol in der Johannisnacht, in Schwaben in der Christnacht zu gewinnen ist.

In Westfalen sagt man, der Farnsamen ist schwer zu finden; denn er reift nur in der Nacht vor Mittsommertag von zwölf bis ein Uhr; dann fällt er sogleich ab und ist verschwunden. Im nördlichen Franken hegt man dieselbe Meinung. Einem Manne in dem westfälischen Dorfe Bergkirchen ging es damit recht wunderlich. Er suchte in jener Nacht ein Füllen, welches sich von der Weide verlaufen hatte. Dabei kam er zufällig über eine Wiese, wo gerade solcher Samen reifte, und so fiel ihm etwas davon in die Schuhe. Gegen Morgen kehrte er nach Hause zurück, trat in die Stube und setzte sich. Es dünkte ihm sonderbar, daß Frau und Hausgenossen ihn nicht beachteten. Da sagte er: „Das Fohlen habe ich nicht gefunden.“ Alle, die in der Stube waren, erschraken; denn sie hörten die Stimme des Mannes und sahen doch niemand. Da rief ihn die Frau bei seinem Namen; denn sie meinte, er müsse sich versteckt haben. Er aber stand jetzt auf, stellte sich mitten in das

Zimmer und sagte: „Was rufst du nur? Ich stehe ja hier, ganz nahe vor dir.“ Da wurde der Schreck der Frau und der Uebrigen noch größer; denn man hatte ihn den Stuhl rücken und über die Diele gehen hören. Der Mann aber merkte jetzt, daß er unsichtbar war, und zugleich fiel ihm ein, er möchte wohl Farnsamen in den Schuhen haben; denn es drückte ihn, wie wenn Sand darin wäre. Er zog sie aus und schüttelte den Samen heraus, und jetzt konnten ihn Aller Augen erkennen wie früher.

In Tirol erzählt man im Dorfe Eggenthal, daß die Farren in der Nacht, die dem längsten Tage vorangeht, blühen und in der Geisterstunde ihren Samen abwerfen. Will man diesen erhalten, so muß man Tücher oder Papierbogen um den Stengel hinbreiten. Noch besser eignet sich dazu ein Kelchtuch aus der Kirche. Während der Nacht fällt der Samen auf diese Unterlage. Dann muß er mit dieser aufgehoben werden und zwar vor Sonnenaufgang und ohne daß man ihn berührt; denn sonst verschwindet er. Auch ist noch zu beobachten, daß der Stein, mit dem man die Unterlage zu beschweren hat, nicht bergan weggeworfen werden darf, weil sonst den Sammler schweres Unglück treffen würde. Wer mit einer solchen Farrenblüthe in der Hand in der Johannismitternacht auf das dortige Bergjoch steigt, der findet eine Goldader. Farrenwurzel zu Johanni gegraben und an freier Luft getrocknet, sichert nach dem Volksglauben im Lechrain jeden Ort, an dem sie aufgehangen wird, vor dem Wetterstrahl, doch ist dabei zu beobachten, daß sie während des Trocknens nicht von der Sonne beschienen werden darf.

In Schwaben muß man sich, wenn man Faarsamen zu besitzen wünscht, an den Teufel (einst war es wohl Wuotan)

selbst wenden, und man hat dann schwere Proben und Gefahren der schlimmsten Art zu bestehen. Zunächst darf man vier Wochen vor Weihnachten, während der ganzen Adventszeit, kein Gebet verrichten und keine Kirche besuchen, sondern muß stets an den Teufel denken und den Wunsch sich durch den Sinn gehen lassen, daß einem derselbe zu Gelde verhelfen möge. Dann begiebt man sich in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr auf einen Kreuzweg, über den schon Leichen zum Gottesacker geführt worden sind. Hier gehen nun Spukgestalten aller Art an dem Zaubernden vorüber: verstorbene Bekannte und Verwandte, Doppelgänger von noch lebenden Freunden u. d., die ihn fragen, was er da treibe, und ihn sonst zum Reden zu bringen suchen. Dann umtanzen ihn mit allerlei Possen und Grimassen kleine Teufelchen und Kobolde in der Absicht, den Menschen, welcher der Hölle den köstlichen Samen abgewinnen will, zum Lachen zu verleiten und ihm so das Spiel zu verderben. Denn wer alsdann nur ein Wort spricht oder eine Miene zum Lachen verzieht, der wird auf der Stelle vom Teufel zerrissen. Hat man aber diese Prüfungen gelassen überstanden und still und stumm bis Schlag zwölf Uhr gewartet, so kommt zuletzt ein grüner Jäger, der Teufel, der reicht einem eine Papierdüte voll Faarsamen, den man wohl verwahren und sein Lebenlang bei sich tragen muß.

Mehrere Beispiele werden erzählt, wo junge Burschen das Wagniß unternahmen, aber nicht bestanden, da sie vor dem Spuk, der sie auf jede Weise neckte und versuchte, davon liefen. So hatten sich vor etwa dreißig Jahren zwei Burschen aus Kiebingen vorbereitet, den Faarsamen zu holen. Sie begaben sich zu dem Zwecke in der Christnacht auf die Straße zwischen jenem Orte und Bühl, und als sie hier eine Weile gewartet

hatten, kamen eine Menge von Gespenstern und zuletzt auch ein Jäger mit einem großen Hunde. Der Jäger blieb dicht vor ihnen stehen, sah sie starr an und redete nicht ein Wort. Der Hund aber, der feurige Augen hatte, lief um sie herum, wedelte mit dem Schwanze und schlüpfte endlich dem einen von den Burschen zwischen den Beinen durch, worauf es ihnen beiden so höllenangst wurde, daß sie plötzlich davon sprangen und über Hals und Kopf nach Hause liefen. Aehnlich erging es etwas früher drei ledigen Gesellen aus Wurmlingen, auf der Kreuzstraße zwischen Wurmlingen und Pfäffingen.

Dagegen soll ein Holzhauer in Rotenburg a. N. den Faarsamen glücklich erlangt haben und dann so stark und gewandt geworden sein, daß er täglich fünfhundert Büschel Holz fertig gemacht und das Holz dazu überdieß noch selbst gefällt hätte. Auch ein dortiger Webergesell hatte sich den Faarsamen „auf seine Profession“ geholt. (Jeder kann ihn nur für das Handwerk bekommen, welches er betreibt.) Er arbeitete dann nur am Sonnabend und verbrachte die ganze übrige Zeit der Woche mit Spielen und Zechen im Wirthshause, webte aber an jenem einen Tage weit mehr als ein anderer geschickter Weber in sieben Tagen. Nur hielt seine Arbeit nicht, wenn sie mit heiligen Dingen in Berührung kam, und so passirte folgende sonderbare Geschichte. Als einst in der „Oktavzeit“ dieser Gesell an einem einzigen Sonnabend ein Stück Leinwand von hundert Ellen Länge gewebt hatte, und seine Meisterin es noch denselben Abend abliefern wollte, kam sie damit an der Ehinger Kirche vorbei, und als sie dort zum heiligen Segen schellen hörte, stellte sie ihren Korb mit der Leinwand hin, kniete nieder und empfing den Segen. Sie wollte darauf weiter,

aber siehe da, der Segen hatte bewirkt, daß das ganze Stück wieder zu Garn geworden war.

Hierzu noch die Bemerkung, daß Theophrastus Paracelsus den Farnsamen dadurch bekam, daß er „Wullekraut", wie in manchen Gegenden die Königskerze nach ihren rauhen, haarigen Blättern heißt, unter das Farnkraut legte, und daß auch Shakespeare vom Farnsamen redet. In König Heinrich dem Vierten (1. Theil, Akt 2, 1. Scene) sagt Gadshill zum Hausknecht nach der Schlegelschen Uebersetzung: „Wir haben das Rezept vom Farnsamen, wir gehen unsichtbar umher."

Wenn man sich mit der Milch vom Löwenzahn (in Sachsen Hundeblume, in der Schweiz Hopfe oder Kiltblume genannt) wäscht, so erscheint man den Leuten schön und erwirbt sich jedermanns Gunst, heißt es im Aargau.

Zum Schlusse muß ich noch eines ziemlich unscheinbaren Pflänzchen gedenken, welches früher in der Volksmeinung eine sehr hohe Stelle einnahm. Das Eisenkraut hatte allerlei sehr schätzbare Eigenschaften und nur die eine schlimme, daß es den Hexen Material zu ihrer Zaubersalbe lieferte. Die Pferde liefen schneller, wenn „Isenkrut" an ihrem Schweife befestigt war, womit die noch jetzt in Passeier herrschende Meinung zu vergleichen ist, daß man nicht müde werde, wenn man Eisenkraut in den Schuhen trage. Kinder, denen man es in die Wiege legte, gediehen und lernten später fleißig; die Saat des Ackers, auf den man die Pflanze eingegraben, trug reichliche Frucht. Das Eisenkraut schützte ferner vor Bezauberung, es machte giftige Thiere unschädlich; wer sich mit ihm bestrichen hatte, dem konnte niemand seine Liebe versagen. Es war auch „ein gut Kräutlein für unfriedsame Eheleute." Man durfte es aber nur einmal im Jahre, zur Zeit des Aufgangs der Venus graben, und

dabei durfte kein Mond am Himmel zu sehen sein. Vorher mußte man das Erdreich mit Honig und Wab besprengen und Bienen opfern. Dann machte man mit einem Degen einen Kreis um das Kraut, worauf man, innerhalb dieses Cirkels stehend, die Pflanze sammt ihrer Wurzel mit der linken Hand ausgrub.

V.

Volksmedizin.

Wiederholt ist im Vorhergehenden darauf hingewiesen worden, daß fast jeder Zweig der Wissenschaft in den Meinungen und Bräuchen des Volkes sein Gegen- oder Seitenstück hat. Ganz besonders reich und bunt aber unter diesen Komplexen von überlieferten Vorstellungen, Sitten, Sprüchen und Rezepten ist derjenige, welcher die Verhütung von Krankheiten und die Wiederherstellung der Gesundheit des Menschen und der ihm nahestehenden Thiere durch Mittel, welche die heutigen Aerzte nicht anerkennen, zum Gegenstande hat, und von diesem Gebiete des Volksglaubens will ich im Folgenden ein Bild geben.

Die Volksmedizin stammt zum Theil aus dem germanischen, zum guten Theil aber auch aus dem römischen und griechischen Alterthum, aus dem ihre Regeln und Rathschläge durch die Klöster dem europäischen Norden vermittelt wurden. Schon bei Hippokrates, Galenus und Plinius begegnen wir ähnlichen und bisweilen denselben Rezepten, wie sie heutzutage in den weniger aufgeklärten Kreisen des deutschen Volkes und der benachbarten Nationen für probat angesehen werden.

Die Volksmedizin kennt ferner nur eine kleine Zahl von Krankheiten. Wir begegnen in ihrem Verzeichnisse pathologischer Erscheinungen dem Fieber, der Auszehrung, der Rose, dem kalten und heißen Brande, der Gicht und dem Reißen, der Epilepsie, welche in Sachsen das „böse Wesen" genannt wird, Warzen, Kopf- und Zahnschmerzen, dem „Dampf", d. h. asthmatischen Beschwerden, endlich Wunden und Blutungen. Sie ist endlich, so weit sie nicht auf die Kenntniß gewisser einfacher, durch Zufall entdeckter, theilweise wohl schon in der Urzeit den Thieren abgesehener Hausmittel hinausläuft oder auf bewußte Täuschung, groben oder feinern Schwindel zurückzuführen ist, großentheils entweder Abwehr von drohender Zaubergewalt oder Zauberwerk, welches den Zweck verfolgt, bereits Bezauberte von dem sie bedrückenden Uebel zu befreien; denn mehr oder minder deutlich empfindet das Volk fast in jeder Krankheit die Wirkung eines Zaubers. Es hält sich dann für „vermeint", „beschrieen", „behext", es ist ihm „etwas angethan" worden, oder er hat selbst etwas versehen oder unterlassen und dadurch eine von den allenthalben auf den Menschen lauernden unheimlichen Mächten in den Stand gesetzt, ihm beizukommen und Schaden anzurichten. Mit andern Worten: wie die wissenschaftliche Medizin in ihrer Praxis, so hat auch die des Volkes, wie sie von klugen Schäfern und weisen alten Frauen, „die mehr als Brot essen können", ausgeübt wird, zwei Aufgaben, zu schützen und zu heilen. Wie der Doctor eine Diät und sonstige Verhaltungsmaßregeln empfiehlt, die vor Erkrankungen bewahren und theils im Vermeiden gewisser Dinge, theils in einem bestimmten Thun bestehen, und wie er gegen trotzdem oder infolge von Unterlassungssünden eintretende körperliche Uebel mit den ihm bekannten Arzeneien und Manipulationen vorgeht, so auch der Volksarzt mit seinen meist uralten Traditionen und die Volks-

meinung von medizinischen Angelegenheiten überhaupt. Auch diese haben zunächst ihre Verbote und Gebote, die Krankheiten fernhalten sollen, dann ihre Rezepte und Prozeduren, die bereits Erkrankte von ihrer Noth zu befreien bestimmt sind; nur wird hier meist angenommen, daß bewußte feindliche Kräfte abzuwehren oder zu bekämpfen sind.

Betrachten wir zunächst die Vorschriften für die defensive Seite der Volksmedizin, so zerfallen sie in zwei Classen: in solche, die etwas verbieten, und in solche, die etwas anbefehlen oder gebieten, und letztere wieder theilen sich in Gebote, die sich auf eine nur einmal vorzunehmende Handlung, und solche, die sich auf ein bleibendes Schutzmittel, z. B. auf ein Amulet, beziehen.

Unterlassungssünden, welche Krankheiten, Gebrechen oder Entstellungen zur Folge haben, giebt es nach der Volksdiätetik eine außerordentlich große Menge. Allgemein ist, nicht blos in Deutschland, die Meinung verbreitet, daß man sich seiner Gesundheit nicht rühmen dürfe, weil man sonst krank werde. In Schwaben wird kein Altgläubiger so unverständig sein, sich an ein Kleidungsstück, während er es anhat, einen Knopf anzunähen, da er weiß, daß er sich dadurch Seitenstechen zuziehen würde. In Schlesien hütet man sich sorgfältig vor dem Verschlucken eines Katzenhaares, (in Katzen verbergen sich Hexen) in Sachsen vor dem eines Zwirnfadens, weil das die Auszehrung zur Folge hat. In Tirol darf man keine Sperlinge essen; denn es ist bekannt, daß man davon den Veitstanz bekommt. Ebendaselbst sowie in Schlesien und der Wetterau gilt es für unrathsam, in das (in heidnischer Zeit für heilig gehaltene) Feuer zu spucken, da sich dieß mit einem Ausschlag um den Mund bestraft. Fast allenthalben in Deutschland herrscht die Ansicht, daß man abgeschnittene oder ausgekämmte Haare

nicht zum Fenster hinauswerfen oder in den Ofen stecken dürfe, da im ersteren Falle ein Vogel sie zum Nestbau verwenden könnte und dieß dem früheren Besitzer der Haare Kopfschmerz verursachen würde, während im zweiten Falle die übrig gebliebenen Haare nicht mehr wachsen würden. Im Meißnischen verbietet der Aberglaube, in der Thür die Arme nach den beiden Seitenpfosten auszustrecken, weil solche Dehnung zu „Herzgespann" (Brustkrampf) führt, oder sich die Hände am Tischtuch abzuwischen, weil davon an den Fingern Warzen entstehen. Bringt man jemand ein Glas oder eine Tasse mit Getränk in der Weise, daß man mit den Fingern über das betreffende Gefäß greift und es mit deren Spitzen am Rande festhält, so bekommt der daraus Trinkende ebenfalls das Herzgespann — sagt man in Leipzig. In Pommern darf der, welcher einen bösen Fuß oder eine schlimme Hand hat, nicht in die Kirche gehen, da der Schaden sonst unheilbar wird. In Sachsen und Westfalen verbieten die Altgläubigen, jemand mit einem Besen zu schlagen, weil der Geschlagene davon in Abzehrung verfällt, wobei wir uns erinnern wollen, daß der Besen magische Kräfte hat, indem er Hexen zu ihren nächtlichen Festen trägt, aber auch unter gewissen Umständen vor ihnen bewahrt. Im Brandenburgischen ist aus demselben Grunde, im südlichen Baiern, weil Hemmung des Wachsthums die Folge ist, vom Volksglauben das Schlagen eines Kindes mit einer Weidenruthe verpönt. Im Aargau meint man, das Kind, das mit einer Haselgerte gezüchtigt werde, müsse zum Krüppel werden, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die Haselstaude einst heilig war und noch jetzt zu Zaubereien, z. B. mit der Wünschelruthe, verwendet wird. In Sachsen sollen kleine Kinder nicht mehr wachsen, wenn man sie sich zwischen den Beinen durchlaufen läßt, im Aarauschen, wenn man sie auf einen Markstein setzt. Schwäbische

Mütter und Wärterinnen tragen Bedenken, Kinder, die noch kein Jahr alt sind, dem Naßwerden durch Regen auszusetzen, weil sie dann gewöhnlich „Roßmucken", d. h. Sommersprossen bekommen. Hierher gehörige Verbote des altgläubigen Katechismus sind endlich noch folgende: Man esse in den heiligen zwölf Nächten keine Hülsenfrüchte; denn sonst wird man krank. Man enthalte sich nach Eintritt der Hundstage der Erdbeeren, da man andernfalls Beulen bekommt. Man unterlasse am ersten Ostertage den Genuß von Fleisch, sonst hat man es mit Zahnschmerz zu büßen. Am Fastnachtsdienstag darf man in einigen Gegenden gar nichts essen, wenn man das Jahr über vor dem Fieber sicher sein will.

Noch zahlreicher wie die Verbote der Volksmedizin sind deren Gebote für die Defensive gegen drohende Krankheiten und Unschönheiten. Viele von den Handlungen und Schutzmitteln, die hier vor solchen Uebeln bewahren sollen, stehen mit Festtagen oder andern kirchlichen Dingen in Verbindung, die zum Theil die Bedeutung und Kraft altheidnischer Gegenstände und Zeiten in sich bergen. Vor jeder Gesundheitsstörung schützt man sich in Schlesien, wenn man sich mit Osterwasser wäscht oder sich am Karfreitag vor Aufgang der Sonne im Freien badet, in Franken, wenn man am Fastnachtstage Blutwurst ißt, eine Vorschrift, die vielleicht auf ein altes Schweineopfer zu Anfang des Frühlings hinweist. Vor dem kalten Fieber sichert man sich in Sachsen, wenn man am grünen Donnerstage (bei dem man sich ehedem an Donar erinnert haben wird) neun verschiedene grüne Gemüse durcheinander gemengt verspeist. Anderswo haben Bretzeln (die möglicherweise das heilige Sonnenrad mit seinen Speichen versinnbildeten) dieselbe prophylaktische Wirkung. In ganz Norddeutschland wird zu gleichem Zwecke empfohlen, die ersten drei blühenden

Kornähren, die man im Jahr zu Gesicht bekommt, durch den Mund zu ziehen und die dabei abgestreifte Blüthe zu verschlucken. In Schlesien sowie im Brandenburgischen kaut der Altgläubige zu diesem Ende das erste Veilchen, das er nach dem Schwinden des Schnees gewahr wird, in Pommern ißt er einen Apfel, in der bairischen Oberpfalz hält er sich eine dreifarbige Katze. Wer in der Christnacht ein kaltes Bad nimmt, der hat für das nächste Jahr nicht zu befürchten, von Krätze befallen zu werden; denn das Wasser hat, wie wir gesehen haben, während der „Zwölften", die mit jener Nacht beginnen, überhaupt geheimnißvolle Zauberkraft. Der Stephanstag wird in mehreren süddeutschen Landstrichen dazu benutzt, den Pferden zur Ader zu lassen, da diese Operation an genanntem Tage vorgenommen besonders geeignet ist, Erkrankung der Thiere zu verhüten. Wer am Fastnachtstage sich badet, dem thut in den folgenden zwölf Monaten der Rücken nicht weh. Zu Frauenburg in Oberösterreich reibt man sich am Weihnachtsabend unter den Armen mit Fett ein und macht, indem man ein Vaterunser betet, Knoten in einen Zwirnsfaden, im Glauben, daß Jenes vor Zahnweh, Dieses vor Kopfschmerzen schütze.

Wer vor ansteckenden Krankheiten gesichert sein will, muß Wachholder bei sich tragen oder das Haus damit durchräuchern — eine weitverbreitete Ansicht. Um sich vor Krämpfen und Verrenkungen zu schützen, trägt man bei Calw in Schwaben „Knieringe", d. h. Strumpfbänder von Aalhaut. In Tirol pflegt man in vielen Bauernstuben einen Kreuzschnabel zu halten, und zwar geschieht dieß zu einem ähnlichen Zwecke, wie man Blitzableiter auf die Dächer setzt. Denn jener kleine brave Vogel hat, seit er den Versuch gemacht, den Heiland durch Herausklauben der Nägel vom Kreuze zu befreien, die Tugend, alle Krankheiten, welche die Kinder befallen wollen, auf sich

abzulenken. Ursprünglich aber war er wohl dem Donar heilig, dessen Hammer oder dessen Rune sein Schnabel dargestellt haben kann. Im Aargau legt man den Kindern, damit sie von Krämpfen verschont bleiben, einen Hufnagel unter das Kopfkissen, wobei daran zu erinnern ist, daß Eisen überhaupt gegen die Nachstellungen von Zauberern und bösen Geistern gut ist. In derselben Gegend der deutschen Schweiz hilft ein Messer mit einem weißen Heft, das man bei sich trägt, die Kolik fernhalten, und ebendaselbst hängt man den Kindern gegen das schwere Zahnen Pfötchen um den Hals, die man einer lebendigen Kröte oder Scheermaus abgehauen hat. Vor der Bräune werden sie in Mecklenburg durch einen Faden von blauer Wolle bewahrt, den man ihnen um den Hals bindet. Vorschriften des schlesischen Aberglaubens zur Verhütung von Zahnschmerzen sind folgende: Man verschneide sich die Nägel nur Freitags. (Wird auch im Brandenburgischen und in Tirol empfohlen.) Man esse Brot, von dem eine Maus abgebissen hat. Man stecke einen ausgefallenen Milchzahn von sich in ein Mausloch. In der Mark gehen altgläubige Leute, wenn sie sich einen Zahn haben ausziehen lassen, damit hinter den Ofen, werfen sich jenen über den Kopf und sprechen: „Maus, gieb mir Deinen eisernen Zahn, ich will Dir meinen beinernen geben" — eine Prozedur, mit der man die übrigen Zähne vor dem Angefressenwerden sicher stellt. Am Rhein singen die Kinder bei demselben Verfahren: „Maus, Maus, komm heraus, bring mir einen neuen Zahn heraus," in Schlesien: „Mäusel, ich geb Dir ein Beindel, gieb mir dafür ein Steindel", im Aargau: „Müsli, Müsli, nimm de Zah, gimmer e schöne goldige dra, frei e schön wiße, daß ech's Brot ka biße". Gegen Schlaflosigkeit schützt man sich in Tirol dadurch, daß man sich einen „Schlafapfel" oder „Schlafputzen," d. h. eine Hagebutte oder den moosartigen Auswuchs am wilden

Rosenstrauch, unter das Kopfkissen legt, im Brandenburgischen sowie in Sachsen und Schlesien dadurch, daß man beim Schlafengehen die Schuhe so hinstellt, daß sie die Spitzen dem Bette zukehren. Vor Schwindel sichert man sich in der nördlichen Schweiz durch eine Zwiebel, die man bei sich trägt, vor Rückenschmerzen dadurch, daß man sich im Frühjahr beim ersten Donnerschlage niederwirft und auf dem Erdboden herumwälzt.

Wenn eine schwangere Frau nach etwas gelüstet, oder wenn eine solche über etwas erschrickt, so bekommt das Kind nach weitverbreitetem Aberglauben ein Maal in Gestalt des betreffenden Gegenstandes, einer Erd- oder Himbeere, einer Maus u. d. ins Gesicht, und um das zu vermeiden, hat sie sofort nach Aufsteigen der Begierde oder unmittelbar nach dem Schreck sich über den Hintern zu fahren, wo dann das Maal bei dem Kinde eine harmlose Stelle findet. In einigen Gegenden ist Ausspucken in solchen Fällen genügend. Wer sich damit versieht, daß er sich seiner Gesundheit berühmt, kann sich vor der dann drohenden Krankheit ebenfalls durch rasches Ausspucken oder auch dadurch schützen, daß er — am Besten geschieht dieß dreimal hintereinander — „Unberufen!" „Unbeschrien!" oder „Gestern war's besser!" ausruft. Im Brandenburgischen herrscht der Aberglaube, man könne Krankheiten dadurch bekommen, daß einem ein Anderer über dieselben klage, und um diese Uebertragung unmöglich zu machen, erwidert ihm der Angeredete, der solcher Dinge kundig ist: „Behalt deine Schmerzen alleine und klage sie (ein sehr alter Zug, der auch in mehreren Sagen vorkommt) dem Steine". In Tirol und Schlesien meint das Volk, daß Wiesel, Kröten und Schlangen durch „Anblasen" oder „Anfauchen" Menschen dermaßen vergiften können, daß Geschwulst des Gesichts eintritt, daß aber denen, welche den Balg eines Wiesels bei sich tragen, nichts der Art geschieht. Das beste

Mittel gegen Ansteckung durch böse Seuchen ist in Tirol außer den Zweigen und Beeren des Kranewitstrauchs (Wachholders) die Bibernellwurzel. In der Wetterau sind Brot und Salz, den Kindern in einem Beutelchen angehängt oder in die Windeln gelegt, ein vorzügliches Amulet gegen Erkrankung, insbesondere gegen solche, die ihnen von bösen Leuten „angethan" werden kann. Wie vor den meisten andern häuslichen Uebeln sichert man sich und seine Familie sowie sein Vieh vor dem Erkranken dadurch, daß man über die Thür drei Kreuze oder die Anfangsbuchstaben der Namen Kaspar, Melchior und Balthasar oder auch den sogenannten „Trudenfuß" malt, welcher in zwei in einandergeschobenen Dreiecken besteht, die einen fünfzackigen Stern bilden, und der nicht mit dem sechszackigen verwechselt werden darf, welcher „der Schild Davids" heißt. In Hessen hängen vorsichtige Hausväter und Großmütter zu diesem Zwecke „Hexenkraut", in Schlesien und Franken eine „Unruhe", d. h. einen Distelkopf, der an einem Faden baumelt, an der Stubendecke auf, indem sie wissen, daß dessen stetes Bewegtwerden durch den Zugwind die Hexe vertreibt, die unsichtbar kommt, um den Leuten „was anzuthun". Anderswo nagelt man ein Hufeisen auf die Schwelle der Hausthür oder legt neunerlei Holz unter dieselbe oder stellt einen Besen so in die Stubenecke, daß der Stiel nach unten zu stehen kommt — eine Sitte, der wir in Franken und Hessen sowie in Tirol begegnen.

Ungemein mannichfaltig sind die Methoden, durch die man sich in den Kreisen der Altgläubigen gegen Wunden schützen zu können vermeint, und viele davon haben ein recht wunderliches Aussehen. In Hessen z. B. trägt man ein Stückchen Nabelschnur oder Nachgeburt oder einen Fledermauskopf in der Tasche mit sich herum. In Tirol hängen sich die Bauernburschen eine aus der Wunde eines Erschossenen gezogene Kugel

an, oder sie schlitzen sich den Ballen der Hand auf, stecken in den Schnitt ein Stück von einer konsekrirten Hostie und lassen die Wunde darüber zuheilen und verwachsen. Im Brandenburgischen zieht man zu diesem Zwecke ein Hemd an, das aus Garn gewebt ist, welches ein Kind unter sieben Jahren gesponnen hat. Noch häufiger machte man sich früher und macht man sich ohne Zweifel hier und da noch in unsern Tagen „fest" oder „gefroren" durch Zauberzettel oder Segenssprüche, die man in der Tasche oder in einem Säckchen auf der Brust mit sich führte. Einer von diesen, wahrscheinlich aus einem süddeutschen Kloster stammend und für ausrückende Soldaten bestimmt, lautet charakteristisch: „Die himmlischen und heiligen Posaunen, die blasen, die blasen alle Kugeln und Unglück von mir und gleich von mir ab. Ich fliehe unter den Baum des Lebens, der zwölferlei Frucht trägt. Ich fliehe hinter den heiligen Altar der christlichen Kirche. Ich befehle mich der heiligen Dreifaltigkeit. Ich verberge mich hinter den Fronleichnam Jesu Christi, daß ich von keines Menschen Hand werde gefangen und gebunden, nicht gehauen, nicht gestochen, nicht geworfen, nicht geschlagen und überhaupt nicht verwundet werde. Das helfe mir Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen." Ein westfälischer Segensspruch, welcher verhütet, daß eine Wunde in gefährliche Eiterung übergeht, heißt:

„Wunde, Du sollst nicht hitzen,
Du sollst nicht schwitzen,
Du sollst nicht gähren,
Du sollst nicht schwären,
Bis die Mutter Gottes einen andern Sohn wird gebären.
Im Namen Gottes, des Vaters" u. s. w.

Ist jemand von einer Krankheit bereits befallen, oder hat er eine Wunde davon getragen, so werden entweder die in der Familie bekannten oder von einer alten klugen Frau der Nachbarschaft angerathenen Hausmittel angewendet, oder man fragt einen Volksarzt um Rath, der in der Regel seines Zeichens ein Schäfer, bisweilen auch ein Schmied oder ein Scharfrichter ist und zuweilen eine gewisse vom Vater auf den Sohn vererbte Kenntniß von wirklichen Heilmitteln, Kräutern, Manipulationen u. d. mit Erfolg verwerthet, häufiger aber auf dem Wege der Zauberei zu helfen sucht.

Von den Hausmitteln führe ich nur einige von denen an, die in das Gebiet des Aberglaubens gehören, und zwar zuerst eine Anzahl von Rezepten gegen Kinderkrankheiten, die nach Rochholz (Allemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 332 bis 339) im Aargau angewendet zu werden pflegen. Wenn hier ein Kind an Würmern leidet, so muß man ihm Himbeeren, Birnen, Aepfel oder anderes Obst mit den darin enthaltenen Maden (das similia similibus der Homöopathen) zu essen geben. Hat es den „rothen Schaden", einen Ausschlag, so läßt man es einen Absud des Krautes Heilallerwelt (agrimonium eupatorium) trinken. Hat es sich geschnitten, und blutet es infolge dessen stark, so verbindet man ihm den Herzfinger mit einem rothen Seidenfaden. Ist es von „Freischlich" oder „Kindergichtern" (Krämpfen) befallen, so thut man am Besten, ihm ein Halsband von 77 Päonienblättern umzulegen. „Laubflecken", d. h. Sommersprossen, vertreibt man ihm mit Morgenthau, der „unberufen", d. h. hier stillschweigend, gesammelt worden ist, oder auch mit Wasser, in welchem drei Gartenkröten gesotten worden sind. Bekommt es die häutige Bräune, so läßt man es sich mit einem Gurgelwasser die Kehle ausspülen, in welchem man eine Handvoll Hauslaub und sechs lebendige Krebse gekocht hat. Bei den

Masern wäscht man es mit Erbsenbrühe, wobei wir vielleicht daran denken dürfen, daß die Erbsen und ebenso alle mit Entzündung, Hitze und Röthe verbundenen Krankheiten einst in Beziehung zu Donar, dem Feuer- und Gewittergotte, gestanden zu haben scheinen. Halsweh der Kinder vergeht, wenn man sie durch ein Hollunderrohr — der Hollunder war, wie uns bekannt, ehedem ein heiliger Strauch — Wasser oder Milch trinken läßt. Leidet ein Kind an der Darmgicht, d. h. der Kolik, so muß man dem heiligen Erasmus einen Strähn Reistengarn opfern. Gegen Blasenschwäche der Kinder hilft Einnehmen von Wasser, in welchem Fischchen, wie man sie im Bauche des Hechtes zu finden pflegt, aufgelöst worden sind, nachdem man sie vorher gedörrt und zerstoßen hat. Bekommt ein Kind seine Zähne schwer, so sammelt die Mutter oder Großmutter zwanzig Kellerasseln, zerstampft sie in einem Mörser und preßt den Saft durch ein Tuch, der dem Kinde dann in Fleischbrühe getröpfelt jeden Tag zwischen neun und zehn Uhr früh und zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags löffelweise eingeflößt wird. Hat es einen Bruch, so wird derselbe damit zu heilen versucht, daß man im Mai vier Maulwürfe fängt, deren Magen in Wein siedet, trocknet und zu Pulver zerreibt und von diesem dem Kinde alle Morgen eine kleine Dosis eingiebt. Hat das Kleine die Mundfäule, so muß der Vater ihm jeden Morgen nüchtern dreimal in den Mund hauchen und dann — man sieht, der Aberglaube erfindet für seinen Zauber mitunter recht barocke und vollkommen unerklärliche Dinge — sieben Holzwanzen zum Verdorren in den Schornstein hängen. Hat es „verdorbenes Geblüt“, so bäckt man ihm Aronskraut (das mit seinen in die Blätter gewickelten Blumen wie ein Kind in den Windeln erschienen sein mag) in einen Kuchen, den es

dann essen muß. Wird ein kleiner Abcschütz, während er seine Fibel studirt, von Leibweh befallen, so kann er es wegschaffen, wenn er das eben Gelesene schnell rückwärts liest. Hat ein Kind den „fressenden Rätticher", d. h. Zehrfieber mit Heißhunger, so läßt man es aus dem Geschirr eines Kreuzschnabels trinken, oder man füllt zwei Nußschalen mit ungesalzenem Mehlbrei und bindet sie dem Patienten vor Sonnenaufgang auf das „Bluttmuseli", d. h. auf die bloße Herzgrube.

Schwäbischer Aberglaube dieser Art ist folgender: Wenn man einer lebendigen Maus den Kopf abbeißt und diesen, ohne einen Knoten in den Faden zu machen, also nur mit einer Schleife, einem Kinde, bei dem die Zähne nicht durchbrechen wollen, um den Hals hängt, so erleichtert dieß das Zahnen. Schneidet man einer ganz schwarzen Katze ein Loch ins Ohr und läßt man dann drei Tropfen von ihrem Blute auf ein Stück Brot laufen, welches man darauf verzehrt, so vertreibt einem dieß das Fieber. Gegen Verrenkungen der Hand hilft ein aus der Mühle gestohlenes Sackband. Krätzige sollen sich mit dem Wasser waschen, in welchem der Schmied glühendes Eisen gelöscht hat. Die „Roßmucken" vergehen, wenn sie ein paar Mal mit Thau befeuchtet werden, der von Kornähren abgestreift worden ist. Warzen schafft man (beiläufig wie in Sachsen) dadurch hinweg, daß man sich eine rothe Schnecke sucht, die Warze damit bestreicht und hiernach die Schnecke auf die Stachelspitze eines Weißdornstrauchs spießt. Wie sie hier vertrocknet, so vergeht auch die Warze. Die Schwindsucht wird dadurch geheilt, daß die Angehörigen des Kranken Kohlen vom Johannisfeuer (das, wie gezeigt worden, ein Rest des sich in der Heidenzeit an die sommerliche Sonnenwende knüpfenden Kultus ist) sammeln und zu Pulver zerstoßen, dieses in Wasser

schütten und es ihm eine Zeitlang jeden Tag in kleinen Portionen eingeben.

Im Thale Grindelwald suchen die Landleute sich die dort wild und in Gärten wachsende Pflanze „Nünhemmlere“ (die Wurzelknolle von allium victoriale), weil sie, in ein Tüchlein genäht auf den Leib genommen den Krampf stillt und Kopfweh vertreibt. In Thüringen soll man sich am Tage der Siebenschläfer (10. Juli) nach dem Aufgange des Hundssternes (so heißt der Sirius, der hellste aller Fixsterne) Eisenkraut holen; denn das vertreibt alle Kopfschmerzen. Desgleichen soll man sich an diesem Tage, wenn Vollmond ist und die Sonne im Löwen steht, Flußkrebse fangen und sie in einem Schüsselchen verbrennen und zu Staub zerreiben; denn ein Löffelvoll dieses Pulvers in Wasser getrunken heilt die Hundswuth. Am Jakobstage ferner soll man Joksbeeren, d. h. Heidelbeeren sammeln, weil sie in dieser Zeit des Jahres gepflückt bei allen Krankheiten gute Dienste leisten. Endlich ist Wasser in der Christnacht geschöpft, während es gerade die zwölfte Stunde schlägt, ein vorzügliches Mittel zur Vertreibung des kalten Fiebers, welches man aber auch dadurch leicht los werden kann, daß man sich einen „Schneekönig“, der ein kleiner graugesprenkelter Vogel ist, fängt, ihn unausgenommen und mit den Federn zu Asche verbrennt und diese dann in Warmbier verschluckt. Derselbe Vogel klein gehackt und roh mit Salz verspeist hilft auch allen Steinbeschwerden ab, indem er den Stein zu Wasser werden und schmerzlos abgehen läßt.

Ich habe viel Seltsames mitgetheilt. Die Vorräthe der Volksapotheke sind aber mit diesen Rezepten noch nicht zum zehnten Theile erschöpft, und unter dem Reste von Mitteln befindet sich noch eine beträchtliche Anzahl höchst seltsamer Dinge, von denen wir uns einige nicht entgehen lassen wollen. „Donner-

keile", d. h. Beile aus der Steinzeit oder von Natur keilhammer- oder beilförmig gestaltete Steine, kuriren im Harze die Rose und andere Entzündungen, wenn man die entzündeten Stellen mit ihnen bestreicht — ein sehr deutlicher Nachklang des Glaubens an Donar, der jene hitzigen, in seine Lieblingsfarbe gekleideten Krankheiten wahrscheinlich sandte und zugleich mit seinem Wunderhammer heilen konnte. Wasser aus geschmolzenem Märzschnee läßt, wenn man ein damit befeuchtetes Läppchen sich auf das Gesicht legt, alle Sommersprossen sowie alle Unreinigkeiten der Haut verschwinden — eine in Deutschland weit verbreitete Meinung. Wer sich am Walpurgistage im Dorfteiche wäscht, sagt das Landvolk in Franken, der wird jung und schön; denn der Walpurgistag ist, wie wir wissen, einer derjenigen Punkte im Kalender, um die sich die dunkel im Volksbewußtsein fortlebenden Erinnerungen der heidnischen Frühlingsfeier mit den in dieser Zeit besonders wirksamen übernatürlichen Kräften vor allem gruppiren. Mairegen befördert aus dem gleichen Grunde das Wachsthum der Kinder, wenn sie sich demselben mit unbedecktem Kopfe aussetzen, so behaupten Mütter und Kindermädchen von den Odergegenden bis an den Rhein und vom Alpenrande bis an die Nordsee. Auch das Feuer gewinnt unter Umständen wohlthätige Zauberkraft. Hierher gehören vorzüglich die „Nothfeuer", welche bei Viehseuchen durch Drehung oder Reibung einer Walze oder Stange in der Nabe eines Rades entzündet werden, und durch die man hernach das kranke Vieh hindurchtreibt. Es darf dabei aber im ganzen Orte kein Ofen- oder Herdfeuer und keine Lampe brennen, sonst geräth es nicht. Die Sonne, das reinste Feuer, deren Strahlen im Holze wie in allen brennbaren Dingen latent sind, wurde ursprünglich als Entzünderin gedacht. „In Norddeutschland ist dieses Verfahren noch jetzt gebräuchlich," bemerkt Wuttke, der

im Jahre 1860 schreibt, und dem ich hier eine Strecke folge, „und ich habe einen Bericht aus Mecklenburg vor mir, wonach das Nothfeuer in einem Dorfe auf Anordnung des Schulzen angezündet wurde. Zwei Stunden lang rieb man umsonst, weil eine alte Dame dem strengen Befehl der Ortsobrigkeit und den flehentlichen Bitten der ganzen Bauernschaft zum Trotze ihre Lampe nicht auslöschen wollte. Erst als sie mit der zweistündigen Qual der Feuerbereiter und ihren dringender werdenden Bitten Mitleid hatte und ihr Lämpchen ausblies, brachte der gesteigerte Muth der Bauern ein Feuer zu Stande, und die Schweine wurden hindurchgetrieben, die kranken hindurchgezogen, wobei einige ihr Leben einbüßten. Geholfen hat das Mittel trotz der obrigkeitlichen Anordnung nicht." Im Harze wird erkranktes Federvieh über einem Holzkohlenfeuer in einem Siebe hin und hergeschwenkt. In der Altmark gilt Asche von den Osterfeuern für heilsam bei Viehkrankheiten. Die Rose wird im Brandenburgischen sowie in Schlesien dadurch beseitigt, daß ein Junggesell stillschweigend und ohne daß der Patient etwas davon weiß, mit einem Feuerstahl dreimal Funken auf den leidenden Theil schlägt.

Das Johanniskraut (ich muß hier einiges bereits Gesagte wiederholen) ist ein treffliches Mittel bei allerlei Schäden. Die Johanniswurzel wird bei Seuchen der Schweine, Schafe und Rinder mit Nutzen gebraucht. Der Meinwurmkäfer oder die Oelmutter (Meloë) ist unter den schlesischen Bauern und Kleinstädtern ein Spezifikum zur Beseitigung des kalten Fiebers, und zwar muß man sich zu diesem Zwecke den ersten, dessen man im Jahre ansichtig wird, in ein Leinwandsäckchen einbinden und dieses sich dann auf die Brust hängen.

Wenn die Schwalben, so heißt es in Tirol, sieben Jahre in einem Neste gebrütet haben, so lassen sie darin den Schwalben-

stein zurück, der außerordentliche Heilkräfte besitzt und besonders allerhand Augenleiden zu beseitigen geeignet ist. Nach einer andern Version dieses Aberglaubens wird er aus einer jungen Schwalbe geschnitten und verhütet er, am Halse getragen, bei Epileptischen, daß sie in Krämpfe und Zuckungen verfallen. Im Kopf der großen Kröte, so behauptet man ebendaselbst, liegt der Krötenstein, den man aber nur erlangt, wenn man das Thier in einem Ameisenhaufen bis auf das Knochengerüst zernagen läßt. Bestreicht man mit diesem Steine eine Wunde, so heilt sie wie im Handumdrehen, und kommt Gift in seine Nähe, so beginnt er zu schwitzen.

Eine ganz besondere Heilkraft wohnt ferner Leichen und Theilen derselben bei, doch waltet dabei die Vorstellung ob, daß es Leichen von jungen und plötzlich gestorbenen Leuten sein müssen, wenn diese Kraft bemerkbar werden soll. Die von Selbstmördern sind dabei ausgeschlossen (was ehedem vermuthlich nicht der Fall war, da in alter Zeit der Selbstmord nicht als Verbrechen angesehen wurde), dagegen haben die todten Körper von Hingerichteten, die von den germanischen Heiden als Opfer betrachtet wurden, unter allen für die Zwecke der Volksmedizin wie für andere durch Zauber zu erreichende Absichten den höchsten Werth. In Mecklenburg wie in Schlesien glaubt man, daß der Zahn eines im Kriege Gefallenen oder sonstwie gewaltthätig Umgekommenen Zahnschmerzen heilt, wenn man mit ihm über die kranke Kinnbacke hinfährt. Eine Leiche in die große Zehe beißen heilt nach schlesischem und schwäbischem Aberglauben schwere Uebel, und es ist bei der naiven Denkweise unsrer Bauern keineswegs undenkbar, daß diese Kur versucht worden ist, auch wäre möglich, daß der Schauder und Ekel, den der Betreffende mehr oder minder empfinden muß, gewissen Krankheiten eine Wendung zum Bessern gegeben hätte.

Bestreichen mit einer Todtenhand läßt Warzen, Flechten, Muttermale, Gewächse, Frostballen, Ueberbeine u. d. verschwinden — eine Vorstellung, die durch ganz Nord- und Mitteldeutschland geht und auch in Tirol vorkommt. Trunksucht wird in Schlesien damit kurirt, daß man dem Trunkenbold Wasser von dem, mit welchem eine Leiche abgewaschen worden ist, mit Branntwein vermischt zu trinken giebt. Mit der Hirnschale eines Todtenkopfs eingeraфftes Futter macht in verschiedenen mitteldeutschen Gegenden, daß das Vieh wohlgedeiht. Die „Märzflecken" (Sommersprossen) vertreibt man sich in der Nordschweiz damit, daß man sich mit dem Regenwasser wäscht, das sich auf Leichensteinen gesammelt hat. Ringe aus verrosteten Sargnägeln geschmiedet und an den Finger gesteckt, heilen in Würtemberg die Krämpfe und in Hessen die Gicht. Die Nägel dürfen jedoch nicht gesucht, sondern müssen zufällig gefunden sein, und es ist dem Finder und Verarbeiter nicht gestattet, sie mit bloßen Händen anzufassen, wenn sie ihre Kraft gewinnen und äußern sollen. In Ostfriesland vertreibt man sich mit solchen Nägeln die Zahnschmerzen, indem man mit ihnen in dem kranken Zahne herumstochert, bis Blut fließt. Eine Handvoll Erde in der Nacht vor dem ersten Christtage zwischen zwölf und ein Uhr von einem Grabe geholt und einem Schwindsüchtigen auf die Brust gelegt, läßt die Krankheit des Patienten Halt machen — wenigstens wird in Tirol so angenommen. In Franken kommen zuweilen noch Bauern in die Apotheke, um sich „Armsünderfett" auszubitten, wie man anderwärts Menschen-, Löwen- oder gar Mückenfett zu medizinischen Zwecken verlangt und von dem Apotheker, der Spaß oder seinen Vortheil versteht, mit ernstem Gesicht erhält. Ganz besonders geschätzt aber ist unter abergläubischen Leuten das Blut von Hingerichteten, das jetzt, wo die noch etwa vorkommenden Executionen nicht mehr

öffentlich vollzogen werden, schwerlich noch zu haben sein wird, früher aber — ich selbst war bei Dresden wiederholt davon Zeuge — von der sich zum Schaffot drängenden Volksmenge begierig mit Löffeln in Töpfe aufgeschöpft oder mit Tüchern aufgetunkt wurde, da es die fallende Sucht heilte, wenn der an dieser Leidende es trank und dann so lange fortlief, als er Kraft und Athem hatte.

Auch sonst sind nach dem Volksglauben Dinge, die zum menschlichen Körper gehören, heilkräftig. In Schlesien z. B. muß man sich, wenn man von Zahnschmerzen geplagt wird, in der Nacht vom Karfreitag die Haare kämmen, die dabei ausgehenden auf ein Kohlenfeuer werfen und den hiervon aufsteigenden Qualm und Rauch einathmen. Noch im Jahre 1859 vernahm man von einem Wunderdoctor in Franken, einem katholischen Pfarrer, der seine Patienten dadurch kurirte, daß er ihnen Haare und Nägel abschnitt und das Abgeschnittene — vermuthlich mit einigem Hokuspokus — in die Erde eingrub.

Eine ziemlich bedeutende Menge von Heilmitteln muß sodann wohl oder übel die Kirche in die Volksapotheke liefern. So wirkt z. B. das Taufwasser nach österreichischem Aberglauben ungemein heilsam auf Kinder- und Augenkrankheiten. So verrichtete ferner noch vor zwanzig Jahren ein katholischer Geistlicher in der Nähe von Danzig mit Weihwasser allerlei erstaunenswerthe Kuren. In Mecklenburg wird krankes Vieh gesund, wenn es mit einer Hostie berührt wird. Noch vielfach gilt das Abendmahl als magisches Mittel in schweren Krankheiten. Wuttke kennt Beispiele, wo Pastoren sich sagen lassen mußten, man habe sie mit ihrem Brot und Wein gerufen, weil der Doctor zu theuer sei, und im Wupperthal haben ungläubige Aerzte ihren Patienten das Abendmahl „verordnet", um die Krisis herbeizuführen. In Ostfriesland kocht man das an

Kirchenmauern wachsende Moos und giebt den Absud Kranken als Thee ein. Die Epilepsie wird vertrieben durch konsekrirten Abendmahlswein, (Lausitz) durch ein Stück scharlachrothes Tuch von einem katholischen Altar, durch etwas vom Altar Abgeschabtes, (Lauenburg) durch Pulver von Todtenknochen, die auf dem Kirchhofe gefunden worden sind; dasselbe muß aber bei abnehmendem Monde eingenommen werden. Hat ein Kind in Ostpreußen die Fallsucht, so können ihm die Eltern davon helfen, wenn sie etwas an die Kirche zahlen und nüchtern zur heiligen Communion gehen.

Ich nenne nach Wuttkes Sammlung in bunter Reihe noch eine Anzahl in dieses Bereich der Volksmedizin fallender Vorschriften und Bräuche, die größtentheils sehr seltsam und ganz unerklärlich, mitunter aber geradezu lächerlich sind.

In Tirol trägt man bei Husten und Athembeklemmung in einem Säckchen eine Adlerzunge am Halse. In Schlesien und der Lausitz heißt es, man könne sich dadurch von der Gelbsucht befreien, daß man in ein Faß mit Theer hineinblicke. In der Wetterau wird man Zahnschmerzen los, wenn man — einem Esel einen Kuß giebt. In der Mark nehmen Leute, die an schlimmen Augen leiden, eine Spinne, thun sie in eine Nußschale, kleben oder binden diese zu und hängen sie sich dann um den Hals. Die Gicht wird von der ostfriesischen Volksmedizin dadurch beseitigt, daß diese dem von Podagra oder Chiragra Geplagten den Rath ertheilt, sich drei Kartoffeln zu erbetteln und diese dann bis zu völligem Verwelken auf dem bloßen Leibe zu tragen. Blutungen werden in Schlesien und Mecklenburg dadurch gestillt, daß man zwei weiße oder blaue Kornblumen, die am Johannistage Mittags Schlag zwölf Uhr gepflückt sind, und die man dann aufbewahrt hat, in die Hand nimmt, sobald einem die Nase oder eine Wunde zu bluten an-

gefangen hat und damit nicht aufhören will. Wunden werden in Tirol rasch geheilt, indem man 77 Blätter vom Kräutlein Gundermann darauflegt. Magenleiden und Verdauungsbeschwerden verschwinden nach mecklenburgischem Volksglauben, wenn der damit Heimgesuchte ein gefundenes halbes Hufeisen glühend macht, Bier darauf gießt und dieses dann trinkt. Den Kropf versteht man in Hessen damit wegzubringen, daß man ihn mit Oel aus einer Lampe bestreicht, die bei einem Todtkranken in der Sterbestunde gebrannt hat. In Schlesien meint man schweißige Hände dadurch loswerden zu können, daß man mit ihnen einen Bären streichelt oder in denselben einen Frosch oder eine Kröte sterben läßt.

In mehreren deutschen Gegenden herrscht die Meinung, man könne sich von einer Krankheit dadurch befreien, daß man sie auf Andere übertrage. Beispiele sind folgende: In der Mark kommt die Sitte vor, daß Leute, welche an hartnäckigen Geschwüren leiden, das Pflaster von denselben auf einen Kreuzweg legen, indem sie hoffen, daß jene dann derjenige bekommen werde, welcher zuerst über die Stelle hinwegschreite. In Rheinpreußen pflegen die, welche von Zahnweh geplagt werden, einen Besen in die Vorhalle der Kirche zu werfen, indem sie meinen, ihr Schmerz werde dadurch in denjenigen hinübergeleitet werden, welcher zunächst von der Gemeinde über den Besen hinweggehe. Ein eigenthümlicher Aberglaube ist der in der Provinz Preußen anzutreffende, nach welchem man, wenn ein Angehöriger der Familie oder ein Stück Vieh des Gehöfts erkrankt ist, nach Sonnenuntergang eine Königskerze umknickt (wohl ein Memento für die Pflanze) und sie bittet, sie wolle die verloren gegangene Gesundheit wieder verleihen — ein Brauch, der sich dadurch erklärt, daß die Königskerze in der heidnischen Zeit unseres Volkes sehr hoch gehalten worden zu sein scheint. Gegen Aus-

zehrung und andere „Suchten", d. h. schleichende Krankheiten, wird in Pommern und Mecklenburg mit dem „Suchtenbrechen" eingeschritten, d. h. ein der Sache kundiger Schäfer oder eine kluge alte Frau bricht von neun verschiedenen Bäumen, unter denen sich indeß kein solcher befinden darf, der Steinobst trägt, unter Anrufung der Dreieinigkeit kleine Stücke ab, die er oder sie unter Gebetsformeln und mit dem Gedanken an den Kranken in ein Gefäß mit Wasser wirft; damit wird, wie man meint, die Kraft der Krankheit gebrochen, und sollte der Kranke auch viele Meilen von dem Orte entfernt sein, wo der Zauber vorgenommen wird.

Andere Kurversuche dieser Art, die einfacher und zum Theil auch verständlicher sind, sind die nachstehenden: In Ostfriesland werden Kinder, welche zu schwache Beine haben und deßhalb das Gehen nicht recht lernen wollen, im Frühjahr mit Sommergerste übersäet, wobei man sich, wenn überhaupt etwas, vermuthlich vorstellt, daß die frische Lebenskraft, die in dem Getreide schlummert, auf das mit den Körnern beworfene Kind übergeht. Kinder, welche abmagern, werden im Lauenburgischen des Nachts stillschweigend dreimal um die Kirche getragen. Das Fieber vertreibt man sich im Mecklenburgischen damit, daß man, dreimal das Vaterunser betend, die Kirche umschreitet und in das Schlüsselloch der Thür derselben hineinbläst. Das Fieber entweicht, wie man zu glauben scheint, mit dem Hauch des Kranken in die Kirche, wo es vielleicht, wie oben der Zahnschmerz im Besen, auf einen Andern wartet. In der Mark schreibt man gegen dasselbe Uebel neun Kreuze in den Rauchfang; sobald sie von dem sich ansetzenden Ruße wieder bedeckt und verschwunden sind, ist auch das Fieber fort.

Ohne viel Suchen ließen sich mit Rezepten dieser Gattung noch einige Bogen füllen; denn der Aberglaube hat, wie schon

an der Spitze dieses Kapitels hervorgehoben wurde, gerade auf diesem Gebiete eine überreiche und vielgestaltige Fülle von Blüthen getrieben; aber ich meine, es wird mit dem Angeführten genug, vielleicht schon übergenug sein, und so sei nur noch des in einigen Gegenden im Harz herrschenden Gebrauchs gedacht, nach welchem Fieberkranke eine Handvoll Salz nehmen, damit an ein Gewässer gehen, es hineinstreuen und dazu die Worte sagen:

„Ich streue diesen Samen
In Gottes Namen;
Wenn dieser Same wird aufgehn,
Werd' ich mein Fieber wiedersehn."

Ich führe die zuletzt erwähnte Sitte deßhalb hier an, weil sie den Uebergang zu einer Reihe anderer Heilmethoden der Volksmedizin bildet, in welche auch einige der unmittelbar vorher geschilderten Rezepte und Manipulationen hinein spielen, und die ich in der nun beginnenden zweiten Hälfte dieses Kapitels behandeln werde, indem ich dabei Wuttke's Ausführungen, soweit dieß thunlich, zu folgen, die Beispiele aber größtentheils anderen Sammlungen zu entnehmen gedenke.

Was ich hiermit meine, sind die sogenannten sympathetischen Kuren. Der Begriff derselben ist nicht leicht zu definiren, doch mag der Versuch dazu gemacht werden.

Sympathetische Kuren sind solche volksthümliche Methoden, Krankheiten zu heilen, bei denen äußerlich gar keine Beziehung der Eigenschaften des Heilmittels zu denjenigen der Krankheit oder der zu heilenden Person wahrnehmbar ist, häufig nicht einmal eine Einführung des Mittels in den Körper des Kranken oder eine Berührung des letzteren mit dem ersteren stattfindet, sondern vorausgesetzt wird, daß ein geheimnißvoller innerer

und übernatürlicher Zusammenhang des Menschenleibes mit gewissen Gestirnen, Pflanzen, anderen Menschen, himmlischen Wesen u. d. und eine Wechselwirkung der in beiden verborgenen Kräfte bestehe, die man durch gewisse Sprüche und Handgriffe zu bestimmten Zeiten in Bewegung setzen, und durch welche man den Patienten von seinem Uebel befreien könne.

Ferner ist bei diesen Kurversuchen gewöhnlich fester Glaube des Kranken an den Erfolg des Verfahrens Hauptbedingung, und dieser Glaube scheint in der That bisweilen geholfen zu haben. Doch kann dies auch Selbsttäuschung gewesen sein. Häufig wird noch Anderes als unbedingt nothwendig oder doch sehr förderlich und wünschenswerth verlangt. Es wird u. A. für erforderlich erklärt, daß der zu Heilende vor oder während der Anwendung des Mittels drei oder auch neun Tage keinen Fremden ins Haus lasse oder ebenso lange nichts aus der Wirthschaft wegleihe oder fortgebe, was namentlich in Westpreußen und Franken Vorschrift ist. Mit Ausnahme des bei solchen Kuren fast immer angewandten „Bötens", Besprechens und Segnens muß sodann bei der ganzen Prozedur unbedingtes Schweigen herrschen, wenn sie gelingen soll. Ferner ist eine sehr gewöhnliche Bedingung dabei die, daß die mit dem Kranken vorzunehmende Handlung von einer Person andern Geschlechtes vollzogen werde, die überdieß mit jenem nicht zu nahe verwandt sein darf. Dagegen schreiben die Regeln bei einigen Arten dieser Beschwörungen vor, daß der Arzt und der Patient denselben Taufnamen führen.

Eine wichtige Rolle spielen bei mehreren derartigen Heilversuchen endlich, wie schon angedeutet, die Zahlen Drei und Neun, und unter den Tagen der Woche gelten der Freitag und unter den Mondzeiten die des Vollmondes und des letzten Viertels für besonders günstig. Als die geeignetsten Stunden werden meist

die unmittelbar vor Sonnenaufgang und die unmittelbar vor Sonnenuntergang fallenden und die Geisterstunde angesehen. Nur die Kuren, die sich an den Johannistag knüpfen, wo die Sonne auf ihrem sommerlichen Wendepunkte steht, werden in der Mittagsstunde vorgenommen. Hier und da betrachtet man es auch für Erfolg verheißend, wenn die Beseitigung von Krankheiten auf sympathetischem Wege unternommen wird, während die Begräbnißglocke läutet und ein Leichenzug vorüberkommt — die betreffenden Uebel werden gleichsam mit dem Todten zu Grabe gebracht.

Die Art und Weise nun, wie bei diesen Zauberkuren verfahren wird, ist in den Einzelheiten außerordentlich verschieden. Doch lassen sich die am Häufigsten angewandten Methoden in gewisse Klassen bringen, von denen das Besprechen die verbreitetste und vielgestaltigste ist. Dasselbe besteht meist nur in der Beschwörung des Uebels durch einige Worte oder Verse mit Hinzuziehung gewisser Geberden oder Griffe: Kreuzschlagen, Anhauchen, Handauflegung, Bestreichen oder Ausspucken. Die Zaubersprüche, unter denen wir einigen begegnen, die entschieden heidnischen Ursprungs und nur ganz oberflächlich durch Ersetzung der alten Götter durch die Dreieinigkeit, Christus, Maria oder Kirchenheilige christianisirt sind, schließen größtentheils mit der Formel: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen" und werden bisweilen dreimal hergemurmelt, wie denn auch in einigen Gegenden, z. B. in Ost- und Westpreußen, die ganze Prozedur dreimal, an zwei Abenden und einem Morgen, vor sich zu gehen hat. Manche von den Sprüchen, unter denen die ältesten kleine Erzählungen sind, die in einen Zaubersegen auslaufen und an die bekannte Merseburger Formel: „Wodan und Phol ritten zu Holze" erinnern, sind fast völlig sinnlos, indem man gewisse Ausdrücke ihrer ursprünglichen Fassung in späterer Zeit nicht

mehr verstanden und willkürlich durch andere ersetzt haben wird, zum Theil wohl auch, weil im Verlauf der Jahrhunderte mehrere Formeln in eine zusammengeflossen sind. Uebrigens gehört wie zum Hexeneinmaleins und zu den Geisterbeschwörungen der Zauberbücher auch zu dieser Bannformel eine gelinde oder starke Dosis Unsinn, und schließlich mußte sich die Sache gewöhnlich reimen und zwar selbst auf die Gefahr hin, daß daraus etwas dem Sinne nach Ungereimtes entstand.

In manchen Fällen werden die Beschwörungssprüche aufgeschrieben und eine bestimmte Zeit lang auf dem bloßen Leibe getragen, in andern muß der betreffende Zettel verschluckt werden.

Ich lasse jetzt eine Anzahl charakteristischer Beispiele folgen, die zeigen werden, daß auch eine gewisse naive Komik von diesem Gebiet nicht ausgeschlossen ist. Ein schwäbischer Fiebersegen lautet:

„O Du, meine liebe Alte,
Schüttelt Dich das Kalte,
So komm Hans Nickel und brenne Dich,
So schüttelt Dich das Kalte nich."

Dieser Spruch muß auf ein Papier geschrieben, und der Zettel muß drei Wochen auf der Herzgrube getragen und dann verbrannt werden. Ein westfälischer Zauberspruch dieser Art heißt:

„Die Bienen ohne Lunge,
Die Störche ohne Zunge,
Die Tauben ohne Galle —
Hilft für die siebenundsiebzig Fieber alle.
Im Namen Gottes des Vaters," u. s. w.

In Holstein schreibt der Aberglaube auf einen Zettel, den der Fieberkranke verschlucken muß, mit köstlicher Naivetät:

„Fieber bleib aus,
N. N. ist nicht zu Haus.“

Andere Formeln der Volksmedizin zur Beschwörung von körperlichen Leiden und Gebrechen sind folgende:

Gegen die „englische Krankheit“, d. h. die Skrofeln: „Engelske Krankheit, verswinn, wie de Dau an de Sünn, wie de Kukuk vaer den Saewenstern“ (Schleswig-Holstein).

Gegen Nasenbluten:

„Loß regne, wenn es regne will,
Und lo dem Bach den Lauf,
Und wenn es gnue gregnet hat,
So hört's von selber auf.“ (Aargau.)

„Abek, Wabek, Fabek! In Christi Garten, da stehen drei rothe Rosen; die eine ist für das Gut, Die andere für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel. Im Namen Gottes des Vaters,“ u. s. w. (Provinz Preußen).

Gegen stark blutende Wunden:

„Auf unserm Herrgott seinem Haupt
Da blühen drei Rosen:
Die erste ist seine Tugend,
Die zweite ist seine Jugend,
Die dritte ist sein Wille —
Blut, steh Du in der Wunde stille
Daß Du weder Geschwüre noch Eiterbeulen gebest.
Im Namen Gottes“ u. s. w. (Schleswig-Holstein.)

„Zu Kerusalem stedd en Baum, der hodd drei Beere, eene heest Zobb, de anner Kobb, de dritte Bludsdropp. Blud, Du

sollst steh. Im Namen", u. s. w. Während man die Formel hersagt, drückt man den rechten Daumen auf die Wunde, und zuletzt bläst man darauf. (Westfalen.) — Man nimmt ein Reiß von einem Obstbaum und zwar so, daß man es herunterbiegt und von Abend gegen Morgen abschneidet. Dann dreht man sich um und schneidet das andere Ende von Morgen gegen Abend schräg ab, drückt das Reiß zweimal kreuzweise auf die Wunde, so daß es mit Blut benetzt wird, und windet nun einen Leinwandlappen um dasselbe, der mit einem Faden befestigt wird. Beim Aufdrücken des Rüthchens auf die Wunde spricht man leise: „Ich ging Morgens in einen Thau, da begegneten mir drei heilige Jungfrauen: die eine heißt Blutwölfe, die andere heißt Blutstölfe, die dritte heißt Blutsteheſtill. Im Namen," u. s. w. (Westfalen.) „Blut, verlaß Deinen Gang, wie unser Herrgott den Mann, der im Gericht sitzt und ein falsches Urtheil spricht." (Schwaben.) „Petrus un unse Herr Christ, de seeten an eenen Disch, se gingen övern Weg fort, do stünn en Pool (Lache) Bloot. So as dat steit, so schall Du ok stahn. Im Namen," u. s. w. (Lauenburg.)

Gegen Mundfäule:

„Der heilige Hiob ging über Land,
Er nahm den Stab in seine Hand,
Warum bist Du so traurig? —
Weil mir mein Mund thut faulen. —
So nimm das Wasser in den Mund
Und laß es laufen durch den Schlund.
Im Namen," u. s. w.

Das muß an drei Tagen und zwar an jedem einzelnen dreimal gesprochen und bei der Erwähnung des Wassers jedesmal ein Schluck davon getrunken werden. (Schwaben.)

Gegen die Gicht: Man geht an den jungen Sprößling einer gefällten Eiche, einen „Ekenheſſen“, wie das Volk ſagt, und ſpricht:

„Ekenheſſen, i klag Di,
All de riten (reißende) Gicht de plagt mi;
Ik kann daer nich faer gaen,
Du kannſt damit beſtaen.
Den erſten Vogel, der äwer Di flügt,
Den gif dat mit in de Flucht,
De näem dat mit in de Lucht.“ (Schleswig-Holſtein.)

„Ich und der Fluß (Rheumatismus) und die Gicht, wir drei gingen zu Waſſer. Ich trank, und der Fluß und die Gicht verſchwand. Im Namen,“ u. ſ. w. Dieſe Worte werden kurz vor Sonnenaufgang ſtehend vor einem Gewäſſer geſprochen, dabei wird dreimal getrunken. (Mecklenburg.) „Haſt Du eins von den 77 Gichtern, ſo geſegne ich Dir's. Es gehen drei heilige Männer herfür: der erſte iſt Gott der Vater, der zweite iſt Gott der Sohn, und der dritte iſt das Marienkind, das Dir Deine 77 Gichter wegnimmt.“ Dieß ſagt man dreimal, nennt den Namen des Kranken und beſtreicht ihn mit der rechten Hand. Vorher aber muß man ihm ſo viel Tropfen „Goldenthur“ (Goldtinktur?) eingeben, als er Jahre zählt. (Würtemberg.)

Gegen Verſtauchung oder Verrenkung:

„Es ging ein Hirſch auf einer Haide
Und lugt' nach ſeiner Weide,
Stoßt ſeinen Fuß an einen Stein,
Verrenkt ihm alle ſeine Bein'
Im Namen“, u. ſ. w. (Schwaben.)

N. N. Du hast Dich verrenkt,
Die Juden haben unsern Heiland gehenkt,
Schad't ihm sein Henken nicht,
So schad't Dir Dein Verrenken nicht." (Ebendaselbst.)

Ein schwäbischer Spruch, der die Kopfschmerzen vertreibt, wenn man sich dabei den Kopf mit den Händen hält, und den rechten Fuß in eine Krippe hineinsetzt, lautet: „In die Krippe tret' ich, mein Hauptgeschoß heb' ich; niemand ist da, der mir helfen kann, als der Mann, der in der Krippe seine Ruhe fand. Im Namen", u. s. w. Ein anderer derartiger Segen aus der Umgegend von Reutlingen heißt: „Ich steh' auf Holz und seh' durch Holz, ich sehe durch einen grünen Zweig; Gott der Herr behüte mir mein Hauptscheit. Im Namen," u. s. w. Dabei muß man sich auf ein Bret unter einen Baum stellen und durch den Wipfel nach dem Himmel emporblicken.

Im Harze heilt man die Flechtenkrankheit auf sympathetischem Wege, indem man früh morgens, ehe man noch etwas gegessen oder mit jemand gesprochen hat, die Reime hersagt:

„De Schwale (Schwalbe) und de Flechte
De floge woll ower dat wille Meer;
De Schwale de kam wedder,
De Flechte nimmermehr."

Der Haarwurm (ein Ausschlag am Kinn) wird im würtembergischen Orte Pfullingen mit folgendem Segen gebannt „Es ging ein Mann zacker auf einem rothen Acker, da zog er drei Fürch (Furchen), da fing er drei Würm: der erst' der war der Neidwurm, der zweit' der war der Giftwurm, der dritt' der war der Haarwurm. Da ging es dem Kindelein gut und da

war es gut." Zu diesen Worten müssen, wenn sie helfen sollen, noch drei Vaterunser und drei Avemaria gesprochen werden.

Ungemein groß ist die Menge der Beschwörungsformeln, mit denen das Volk der verschiedenen deutschen Landstriche die Rose und den „Brand" bespricht, wobei ich bemerke, daß man unter dem Ausdrucke „Brand" mehrere Arten von Entzündungen versteht. Sprüche, die in Westfalen bei sympathetischen Kuren auf diesem Gebiete gebraucht werden, sind nachstehende: „Christus und Maria gingen über Land, sie sprach für diese Rose und für den Brand: Auswärts, Rietros, Flußros, Steckros, Brandros, Blarreros (Blatter- oder Blasenrose). Im Namen", u. s. w. — „Rose, ich gebiete Dir, Du sollst stille stehn und nicht weiter gehn, Du sollst vertrocknen wie der Sproß am Zaun. Im Namen", u. s. w. — „Es kamen drei Jungfern vom Berge herab, die eine pflückte Laub, die andere pflückte Gras und die dritte brach die Rose ab. Im Namen", u. s. w. die letztere Formel ist dreimal zu wiederholen, wobei die Rose jedesmal angeblasen wird.

„Der Herr Jesus und die Mutter Gottes, die gingen über Land,
Da begegnete ihnen das wilde Feuer und der kalte Brand.
Sie gingen wohl durch einen grünen Wald,
Da stand ein Stock in hellem Brand.
Da sprach die Mutter Gottes:
Liebster Herr Jesus,
Gebiete dem Wildfeuer und dem kalten Brand,
Daß er stillsteh'
Und nicht mehr weiter geh'
Im Namen Gottes", u. s. w.

In Rickenbach bei Winterthur versuchte sich, wie Vernaleken erzählt, eine Frau die Rose, die dort „Ueberröthe" heißt, dadurch

zu beseitigen, daß sie sich die Stelle mit einem Stück Scharlach rieb und dazu sagte:

„Es stehn drei Lilien gut,
Besteh, o wildes Blut!
Im Namen“, u. s. w.

In Schleswig-Holstein versteht das Volk die Rose, die hier „Helldink“ heißt, mit folgendem Spruche zu vertreiben: „Peter und Paul gingen äwer't Moor. Wat begegnet äer (ihnen) daer? — Helldink, Helldink. — Helldink, wo wult Du hen? — Na'n Dörp. — Wat wult Du daer? — Kellen un schwellen un wehdoen. — Dat schast (sollst) Du nü doen. Dat befäel ick Di in Gottes Namen.“ Man sieht, die Rose ist hier entschieden als ein böses Wesen aufgefaßt, welches sich von Ort zu Ort bewegt, um die Menschen zu plagen.

In Schwaben bespricht man Entzündungen von Wunden, während man sie mit der flachen Hand bestreicht, mit den Reimen:

„Gott und Sanct Petrus gingen über Land,
Sie sahen einen Brand.
Brand, Du sollst nicht hitzen,
Brand, Du sollst nicht schwitzen,
Brand, Du sollst nicht geschwären,
Bis die Mutter Gottes einen andern Sohn wird gebären.
Im Namen“, u. s. w.

Aehnlich lautet ein Zauberzettel aus Würtemberg, auf dem wir die Worte lesen:

„Unser lieber Herr Jesus und Sanct Petrus,
Sie gingen mit einander über Land,
Sie sahen einen wilden und feurigen Brand,

Sie sahen ein Feuer brennen,
Es sitzen Leut' und Vieh darinnen.
Unser lieber Herr Jesus streckte aus seine allmächtige Hand,
Er segnete den kalten und den warmen, den wilden und feurigen Brand,
Daß er nicht weiter um sich fraß,
Bis Maria, die Mutter Gottes, eines anderen Sohnes genaß."

Ebenfalls aus Würtemberg stammt der folgende Spruch:

„Lorenz (St. Laurentius) lag auf einem feurigen Rost,
Da kam unser lieber Herr Jesus mit seinem Trost,
Er kam mit seiner starken Hand
Und löschte den warmen und den kalten Brand."

Bei einem Flecken oder Fell auf dem Auge spricht der ländliche Zauberarzt in Holstein: „Daer seten dre Jünfern an den Weg, de een de puest dat Sand uten Weg, de anner de puest dat Lov (Laub) vonnen Boem, de drürr (dritte) de puest dat Mael von Oog." Aehnlich lautet ein brandenburgischer Segen: „Es fielen drei Jungfern vom Himmel auf die Erde, die eine konnte segnen das Gras auf der Erde, die andere das Laub auf den Bäumen, die dritte das Fell vom Auge. Im Namen", u. s. w.

Im Lauenburgischen werden Warzen damit vertrieben, daß man scharf in den Vollmond sieht und spricht;

„Wat ick seh, dat steiht,
Wat ick strieck, dat geiht."

In Schwaben muß man zu jenem Zwecke in die Kirche gehen und Acht geben, ob etwa zwei miteinander plaudern; gewahrt man dieß, so muß man die Warze anfassen und sagen:

„Was ich sehe, ist eine Sünd',
Und was ich greife, das verschwind'."

Ein alter westfälischer Segen, mit dem man Zahnschmerzen wegschafft, lautet: „Petrus stand unter einem Eichbaum, da kam unser Herr Christus und sprach zu ihm: „Was fehlet Dir, Du bist ja so traurig? Da sprach Petrus: „Warum soll ich nicht traurig sein? Meine Zähne wollen mir verfaulen. Sprach unser Herr Christus: Geh hin in den Grund, nimm Wasser in den Mund und spuck' es wieder in den Grund. Im Namen", u. s. w. Eine andere sympathetische Kur der westfälischen Volksdentisten ist folgende: Man geht an einen Hollunderstrauch, faßt ihn mit der Hand derjenigen Körperseite an, auf der einem die Zähne wehthun und sagt: „Meine Zähne thun mir weh, ein schwarzer, ein weißer und ein rother. Ich wollte, daß sie sich verbluteten. Im Namen", u. s. w.

Schwäbische Sprüche gegen die Kolik bei Menschen und Thieren sind nachstehende:

„Jerusalem, Du jüdische Stadt,
Drin Jesus Christus gekreuziget ward,
Daraus ist geflossen Wasser und Blut,
Das ist für Grimmen, Kolik und Darmgicht gut.
Im Namen", u. s. w. —

„Das walte Gott!
Ich weiß nicht, was Dir fehlt, und weiß nicht, was Dir ist.
So helfe Dir der liebe Herr Jesus Christ.
Hat Dir's gethan ein Mann.
So komm' es denselben an.
Hat Dir's gethan ein Weib,
So fahre es in ihren Leib.

Es haben's übersehen zwei böse Augen (Anspielung auf den verderblichen Zauber, der, wie wir weiterhin sehen werden,

im „bösen Blick“ liegt), so übersehen Dich drei gute. Der Erste ist Gott der Vater, der Andere ist Gott der Sohn, der Dritte ist Gott der heilige Geist, der helfe Dir wieder zu Deinem rechten Blut, Bein und Fleisch. — Ein alter Leibrock, ein alter Scheurenschopf (Scheunenschuppen), ein Glas mit rothem Wein — ei, Grimmen, laß dein Grimmen sein.“ Der letzterwähnte Spruch gehört mit seiner Sinnlosigkeit in die „schwarze Magie“, die zwar schneller als die weiße wirkt, aber sehr gefährlich ist, und deßhalb darf man dabei nicht, wie sonst gebräuchlich, über die kranke Stelle drei Kreuze machen, und ebensowenig ist es erlaubt, dabei die drei höchsten Namen zu nennen; denn der Heilungsversuch mit dieser Beschwörung geschieht stillschweigend im Namen des Teufels.

Die westfälischen Volksthierärzte empfehlen folgende Kuren:

Gegen Aufblähung oder „das dicke Werk“ beim Rindvieh: Man nennt die Farbe des betreffenden Thieres z. B.: „Ein rother Ochse, mit einem weißen Kopfe“, deßgleichen dessen Besitzer und spricht dann: „Unser Herrgott und Sanct Petrus gingen in den grünen Wald, sie suchten ein Kind und fanden ein Rind, und das Rind hatte eine Qualster. (Baumwanze, die als Ursache der Anschwellung betrachtet wird.) Qualster, Du sollst zerknaschen (zerknirschen), aber nicht verbaschen (zerbersten). Im Namen“, u. s. w. Das ist dreimal, und zwar das dritte Mal mit einem Schlußamen zu sprechen. — Ferner gegen dieselbe Krankheit: „Ich stand auf der Niederthür und sah gegen Sonnenaufgang, da sah ich die Viehblatter unter der Zunge. Wo bist Du, wenn Du roth oder schwarz gebaut bist? Wo bist Du, wenn Du roth oder weiß gefärbt bist? Muß man es nehmen, daß Du brichst und nicht zerbirst? Das befiehlt Dir der liebe Herr Jesus Christ. Im Namen“, u. s. w.

Gegen den Grind bei Rindern: Man geht an drei Morgen

nach einander, und zwar so, daß man mit dem letzten Freitage im abnehmenden Lichte anfängt, vor Sonnenaufgang stillschweigend nach dem Stalle, streicht dreimal mit der Hand von der Nase des kranken Thieres bis zu dessen Schwanz und spricht: „Guten Morgen, Zettern! Du sollst weichen vom Rindfleisch wie der Jude vom Schweinefleisch. Im Namen,“ u. s. w. Am dritten Tage sagt man am Schlusse der Formel dreimal Amen.

Gegen die rothe Milch bei den Kühen: „Eine rothe Kuh hab' ich gesehen, die hat Blattern im Kopf, im Maul und im Leibe. Daß sie so geehrt sei wie der Kelch und der Wein und das liebe Himmelsbrot. Im Namen,“ u. s. w.

Endlich gegen das Verfangen der Schweine: Man spricht: „Dieses Schwein hat sich verfangen, unser Herr Christus ist gehangen, unser Herr Christus ist los vom Hangen, so ist dieß Schwein los vom Verfangen“ — eine haarsträubende Naivetät! Dabei muß das Thier dreimal vom Kopfe bis zum Schwanze gestrichen werden. Dann stellt sich der Zaubernde auf die linke Seite des Schweines, faßt dessen rechtes Ohr und sagt, wenn es sich im Wasser verfangen hat: „Hast Du Dich verfangen im Water, so helf Dir Gott durch Marias Vater“. Hat es sich im Winde den Schaden zugezogen, so spricht jener: „Hast Du Dich verfangen im Wind, so helf Dir Gott durch Marias Kind.“ Hat es sich endlich im Futter die Krankheit geholt, so ruft ihm der Beschwörer zu: „Hast Du Dich verfangen im Futter, so helf Dir Gott durch Marias Mutter.“ Hat in Holstein ein Rind den „Voß,“ die Bräune, so muß eine schwangere Frau ihm dreimal ins Maul blasen und sagen: „Voß, ick rade dick, ungebaren (das Ungeborne) jagt dick.“

Andere Zauberkuren, die in das Bereich der sympathetischen zu stellen sind, sind das Abbinden, das Vergraben, das Abschreiben, Abstreichen und Abnehmen oder Messen der Krankheit.

Das Abbinden wird nur gegen Fieber, Kopfschmerz und Warzen angewendet und in verschiedener Weise vorgenommen. Beispiele sind folgende: Im Lauenburgischen wie in Mecklenburg wickelt sich der Fieberkranke einen blauen Wollenfaden neunmal um eine Zehe des linken Fußes und trägt ihn daran neun Tage; dann geht er vor Sonnenaufgang stillschweigend an einen Hollunder- oder Fliederstrauch, bindet ihm den Faden um und sagt:

„Goden Abend, Herr Fleder,
Hier bring' ik min Feber,
Ik bind' em Di an
Und gah davan.
Im Namen", u. s. w.

Das Fieber wird also als ein dämonisches Wesen betrachtet, der Flieder- oder Hollunderstrauch dagegen als ein gutes, wohlthätiges, und jenes wird vermuthlich an den heiligen Strauch gefesselt, weil es ihm nichts anhaben kann — ein Verfahren, welches auch im Morgenlande üblich ist. Nicht selten sieht man hier fast alle Zweige eines Baumes Faden und Zeugfetzen tragen, mit welchen Abergläubische dort ihre Gebresten in sympathetischer Weise angebunden und so ihrer Meinung nach von sich entfernt haben. Ich selbst bin solchen Bäumen bei Djenin in Syrien, bei Smyrna und in Arkadien begegnet. Warzen werden im Brandenburgischen, in Hessen, Sachsen und Schlesien dadurch beseitigt, daß man über sie einen Zwirnsfaden dreimal kreuzweise in Knoten bindet und ihn dann unter einen Schweinetrog versteckt. Kopfschmerz entfernt man in der Mark damit, daß man sich einen Faden dreimal um den Kopf wickelt und ihn hernach in Gestalt einer Schlinge an einen Baum hängt;

fliegt hiernach ein Vogel oder Käfer hindurch, so nimmt er das Kopfweh mit hinweg.

Das Abgraben wird meist beim Fieber, zuweilen auch bei Wunden, Warzen und schlimmen Augen vorgenommen. In Franken geschieht das in der Weise, daß man Haare oder Nägel von Fieberkranken in die Erde verscharrt. In Böhmen nimmt der Patient, wenn er einen Anfall hat, drei Gerstenkörner in die Hand, um sie dann in den Boden zu stecken. Das Fieber geht durch dieses Verfahren in die hiervon aufsprießenden Halme über, und man sieht, wie dieselben auch bei stiller Luft beständig von Fieberschauern erzittern. In Tirol macht man in einen Faden so viele Knoten, als man Warzen hat, und vergräbt denselben dann unter der Dachtraufe, worauf die Warzen verschwinden. Gegen entzündete Augen wird in der Provinz Preußen folgendes umständliche Verfahren empfohlen: Man nehme stillschweigend neunerlei Kräuter, nähe sie in ein Stück „ungekrumpftes", d. h. uneingelaufenes, Tuch mit einem Faden ein, den ein siebenjähriges Kind gesponnen hat, und der keinen Knoten haben, auch nicht vernäht werden darf. Dieß wird nun wieder in ungebleichte Leinwand gewickelt und neun Tage auf bloßem Leibe getragen, worauf man es an einem Orte zu vergraben hat, auf den das Licht von Sonne oder Mond nicht fallen kann. In Schwaben endlich heilt eine Schnittwunde ohne Schmerz und Entzündung, wenn man mit einem Spahn aus Eschenholz hindurchfährt und diesen darauf an einer Stelle verscharrt, da weder Sonne noch Mond hinscheint.

Verwandt hiermit ist folgende Prozedur, welche das Wesen der sympathetischen Kuren recht deutlich erkennen läßt. Hat ein junger Mensch einen Darmbruch, so schneidet man ihm einen Büschel Haare vom Wirbel, thut ihn in ein reines Tuch und

trägt dieses auf eine fremde Gemarkung, wo man einem jungen Weidenbaum die Rinde aufschlitzt, in die man das Tuch mit den Haaren hineinstopft. Wächst dann der Baum wieder zusammen, so heilt auch der Bruch — behaupten die Altgläubigen zu Derendingen im südlichen Schwabenlande. Leidet jemand an Zahnweh, so muß ein Anderer, der aber mit dem Patienten nicht blutsverwandt sein darf, stillschweigend auf der Nordseite eines Baumes (der heiligen Seite, weil im Norden die Wohnung der Götter unsrer Urväter war) einen spitzen Spahn ausschneiden, damit in den kranken Zahn hineinstechen, so daß er blutet, darauf den blutigen Spahn wieder in den Baum klemmen und die Rinde fest darüber drücken, damit er wieder verwächst, wodurch die Zahnschmerzen verschwinden. (Meckenburg und Böhmen.) Die Verkettung der hierbei wirksamen Vorstellungen ist deutlich zu erkennen: der Krankheitsstoff geht nach dem Volksglauben auf den Baum über und verschmilzt und verschwindet in dessen Lebenskraft.

Das Abschreiben, welches vorzüglich bei Versuchen, das kalte Fieber zu kuriren angewendet wird, besteht gewöhnlich darin, daß der Volksarzt den Namen des Kranken, sein Alter und eine der üblichen Beschwörungsformeln auf ein Stückchen Papier schreibt, welches dieser dann essen muß. Auf einem von Wuttke mitgetheilten würtembergischen Zauberzettel ist dieses Rezept in Reime gebracht. Es heißt da, nach einem Galimathias in biblischen Worten:

„Christina Barbara, nimm dieß Stück ein
Mit ein Stück Schwarzbrot und gut roth Glas Wein,
„Das soll Dir für Deine Kindsmutter und Darmgicht
gut sein.“

Bequemer und schmackhafter richtet man die Sache in Schlesien und der Provinz Preußen ein, wo man solche Formeln nicht auf Papier, sondern auf ein Stück Butterbrot oder Honigkuchen schreibt und diese dann verspeisen läßt.

Als eine Verbindung des „Einpfropfens", wie man das Verfahren, Krankheiten in Bäume zu verpflanzen, in Böhmen nennt, mit dem Abschreiben muß es bezeichnet werden, wenn man in Baiern den vollen Namen des Patienten auf einen Zettel schreibt und diesen in ein Loch steckt, welches man in einen „Felberbaum", d. h. eine Silber- oder Zitterweide gebohrt hat, und welches dann mit einem Holzpflock zugekeilt wird.

Manchmal enthalten diese Zauberzettel auch recht schlimme, nicht blos einfältige oder läppische Dinge. So erzählt Wuttke aus Würtemberg folgende Anekdote: Einem Manne aus den höheren Ständen, der von heftigen Zahnschmerzen geplagt wurde, schrieb jemand einen solchen Zettel und gebot ihm, denselben sofort in die Tasche zu stecken. Jener that, wie ihm geheißen, und siehe da, augenblicklich hörten die Zahnschmerzen auf. Voll Freude erzählte er andern Leuten davon, und als man ihn darauf fragte, ob er wisse, was auf dem Zettel stehe, nahm er ihn heraus und fand darauf die Worte: „In der Hölle sehen wir uns wieder." Entsetzt zerriß er das Papier, und im Nu hatte er sein Zahnreißen wieder.

Eine Art Abstreifen der angezauberten Krankheit scheint in einigen sonderbaren Methoden sympathetischer Selbstheilung zu liegen, z. B. in der ostfriesischen Sitte, bei gewissen Uebeln durch die Zwischenräume zwischen den Sprossen einer Leiter, durch ein Fenster oder durch eine Pferdehalfter zu kriechen. Eine ebenfalls hierher gehörige Prozedur ist die, daß man in verschiedenen norddeutschen Gegenden Kinder, die an Skrofeln

leiden, damit zu kuriren versucht, daß man sie entweder durch einen gespaltenen Baum zieht oder durch ein großes Astloch hindurchzwingt.

Das Abnehmen oder Messen endlich, welches fast nur mit Leuten vorgenommen zu werden pflegt, die an der Auszehrung erkrankt sind, und im größten Theile von Mitteldeutschland in Gebrauch ist, besteht in folgendem Verfahren: Der Patient legt sich platt auf den Boden hin, so daß er das Gesicht nach unten gekehrt hat, und streckt Arme und Beine aus, so daß er ein Kreuz bildet. Dann wird er — gewöhnlich besorgt das eine Frau — mit einer Schnur oder einem Bande erst der Länge nach, vom Scheitel bis zu den Fußsohlen, und hierauf in die Quer, d. h. von der rechten Mittelfingerspitze bis zur linken, gemessen. Stimmen die beiden Längen überein, oder weichen sie nur wenig von einander ab, so hat der Kranke „das rechte Maß", und es ist ihm noch zu helfen. Ist dagegen der Unterschied zwischen jenem groß, so ist keine Hoffnung mehr für ihn. Im günstigen Falle macht die Messende, nachdem sie das Maß abgenommen, gewöhnlich verschiedene Zeichen, namentlich das Kreuz, und bespricht den Patienten mit einem Segen, und dieser bekommt Wasser zu trinken, wozu er in Schlesien zu sagen hat: „Ich trinke für die Allmacht, für die Gotteskraft und für die 77 Seuchen. Im Namen Gotttes" u. s. w. Der Rest des Wassers muß dann in einen Fluß oder Bach geschüttet werden.

Ich bemerke zum Schlusse dieses Abschnitts noch, daß die „klugen Schäfer" und die „weisen Frauen", die sich mit dieser Art Heilversuchen befassen, und die beiläufig keineswegs blos von einfältigem Bauernvolke, sondern auch, und zwar gar nicht selten, von recht vornehmen und recht „gebildeten" Leuten con-

sultirt werden, für ihren Hokuspokus in der Regel kein Honorar verlangen, da ihre Sprüche, Ceremonien und Arzeneien im entgegengesetzten Falle erfolglos bleiben sollen. Indeß dürfen sie freiwillig dargebotene Geschenke annehmen. Man sieht, die Kunst ist stolz, auch gehört solche Anspruchslosigkeit in das Gebiet des Ungewöhnlichen und Unbegreiflichen und paßt somit aufs Beste zu dem ganzen Charakter des Verfahrens.

VI.

Von den Thieren im Volksglauben.

Denken wir uns einmal mitten in den deutschen Frühling hinein. Unsere Freunde, die Sommervögel, sind sämmtlich wieder eingetroffen. Eine Familie der gefiederten Musikanten nach der andern stellte sich ein, wie eine nach der andern die Blumenfamilien aufblühten. Die Schwalbe baut unter'm Thorbogen und an das Fenstergewände ihr Nest, und auf dem Dachfirst klappert ein ernstes Storchenpaar. In den Wipfeln und Hecken der Gärten zirpt und zwitschert vergnügtes kleines Federvolk in bunten Kleidern. Stieglitz und Zeisig, Hänfling und Meise, Rothkelchen und Rothschwänzchen, Drosseln und Laubsänger lassen sich vernehmen. Die Amsel flötet im Schatten blühenden Hollunders, die Wachtel schlägt ihr „Pickerwick" im Getreidefelde, aus tausend Kehlen wirbelt über der grünen Saat das Geschlecht der Lerchen das Lob der von Neuem sonnig gewordenen Welt in den blauen Himmel hinein. Im Schilfe am See ertönt das dumpfe Brüllen der Rohrdommeln. Auch die einsame Haide ist belebt von Stimmen, und das große Orchester des Waldes ist vollständig besetzt. Durch alle Zweige huscht die Farbenpracht seines Gefieders.

Liebe und Sehnsucht, Freude am Lichte, Wohlgefallen am Klange der eigenen Stimme, hundert andere Empfindungen bilden trillernd, schmelzend, langtönig von allen Schattenplätzen her das Konzert der erwachten Natur. An den Säumen und in den Lichtungen der Gehölze lassen Edelfink, Grasmücke und Nachtigall, die Meistersänger der Thierwelt, uns ihren Strophen lauschen. Weiter drinnen erfüllt die wilde Taube mit ihrem Girren und Rucksen das dämmernde Dickicht. Der Specht weckt mit weithinschallendem Hämmern den Widerhall zwischen den hohen Stämmen, und aus fernen geheimnißvollen Gründen und Breiten trifft unser Ohr der tiefe melancholische Ruf des Kukuks und die helle Stimme des Pirols. Mit dem grauenden Tage beginnt die Musik, begleitet von leisem Brausen der Windorgel in den Wipfeln. Nur in den Mittagsstunden wird es still, so daß auch das niedere Volk der Kerbthiere zu Worte kommt, das nun in der Schwüle sein schwermüthiges Summen wie das Murmeln eines fernen Meeres hören läßt, bis die Abendröthe die Nachtvögel zum Gesange weckt.

Daß dieß alles sehr artig und anmuthig ist, daß es auf das Gemüth, dem nicht alle Thüren zum Naturgenuß verschlossen sind, einen tiefwirkenden Zauber ausübt, sehen wir auch am sogenannten geringen Manne und bei ihm vielleicht am Meisten, namentlich, wo Wohnort und Beruf ihn viel in Wald und Feld verkehren lassen. Wer hätte nicht von dem feinen Gehör des Harzers und des Bewohners der Dörfer im Thüringer Walde gehört, das im Schlage des Finken gegen zwanzig Nüancen unterscheidet und auch andrer vornehmer und gemeiner Vögel Sprache und Musik versteht? Und wer kennte nicht die Rolle, welche die Vogelwelt in unseren Volksliedern spielt.

Weniger denkt an diese Anmuth der Gestalt, der Farbe

und der Stimme der **Volksglaube** in Betreff der Vögel. Er erblickt in einer Anzahl von gefiederten Geschöpfen nicht sowohl schöne, als heilige Thiere. Warum sie heilig sind, weiß er in der Regel nicht zu erklären. Die Wissenschaft aber weiß es: sie sagt uns, daß sie einst zu den Göttern unserer Urväter in Beziehung standen, und davon will ich in diesem Kapitel zunächst einige Beispiele geben.

Ich beginne mit den **Schwalben**, über welche das ganze deutsche Volk dahin einig ist, daß sie heilige Vögel sind, die Glück bedeuten und nicht beleidigt oder gar umgebracht werden dürfen.

Die Schwalben, wegen ihrer rothen Brust und ihres blitzartigen Dahinschießens einst Vögel des rothbärtigen Gewittergottes der Germanen, haben nach dem Volksglauben allerlei wunderbare Eigenschaften. In Schwaben heißen sie „Herrgottsvögel", und man sagt hier von ihnen, daß sie das Haus, an dem sie sich anbauen, vor dem Blitze schützen, weshalb man ihre Nester zu schonen hat. Wer diese zerstört, dem schlägt es beim nächsten Wetter ins Dach, wer eine Schwalbe fängt, dessen Kühe geben rothe Milch.

In Tirol, wo man im Oberinnthale sagt, die Schwalben hätten Gott Vater den Himmel bauen geholfen, und ebenso in einigen Strichen Schlesiens, nennt das Volk sie „Muttergottesvögel." Bei Meran ist ihr Erscheinen und Verschwinden durch die Feste der heiligen Jungfrau bestimmt: sie kommen mit Mariä Verkündigung und gehen an Mariä Geburt. Allenthalben herrscht hier die Meinung, daß das Haus, in welchem sie nisten, gesegnet und vor Unheil geschützt ist. Im Oberinnthal heißt es ferner: wo Schwalben sich anbauen, giebt es keinen Unfrieden; im Oetzthale: die Anwesenheit von Muttergottesvögeln macht ein Dorf reich, und mit ihnen verläßt der

Segen das Haus. Im Vintschgau glaubt man wie in Schwaben, daß da, wo sie ihr Nest haben, der Blitz keinen Schaden anrichten kann. In andern Gegenden Tirols gilt eine Regel, die beim Anblick der ersten Schwalbe sogleich stehen zu bleiben und mit einem Messer unter dem linken Fuße die Erde aufzugraben gebietet, weil man dann eine Kohle findet, die das kalte Fieber vertreibt. Ebendaselbst wird, wie bereits erwähnt wurde, behauptet, daß die Schwalben, wenn sie sieben Jahre in einem Neste gebrütet haben, darin ein Steinchen zurücklassen, welches große Heilkraft besitzt. Im Unterinnthal verschafft man sich, wie ebenfalls schon angeführt ist, durch eine Schwalbe die Springwurzel. Im Pusterthale hat der, welcher einen Muttergottesvogel tödtet, Unglück mit seinem Viehe, in dem benachbarten Telfs „theilt sich bei solcher Unthat der Himmel", d. h. es blitzt; im Oberinnthal folgt als Strafe, daß das Haus des Thäters binnen Kurzem niederbrennt. Zu Nauders stirbt dem Frevler Vater und Mutter; zu Sarsans sowie im Oetzthale kostet das Zerstören oder Ausnehmen eines Schwalbennestes die beste Kuh im Stalle; allenthalben rächt sich Verletzung oder Störung der heiligen Vögel durch schweren Schaden am Gute des Betreffenden. Ferner sind die Schwalben auch prophetische Vögel. Ziehen sie im Unterinnthale während des Sommers aus einem Hause fort, so wird darin bald jemand sterben.

Ungemein reich und mannichfaltig sind die Volksmeinungen in Bezug auf die Schwalben in Norddeutschland. Wie im Süden glaubt man auch hier, daß in ein Haus, wo Schwalben nisten, kein Blitz schlagen könne, oder daß es keine Feuersgefahr zu befürchten habe. Westfälischer Aberglaube sieht sie wie der tiroler als Propheten an. Meiden sie in Lüdenscheid ein Haus, so bedeutet das einen baldigen Todesfall in demselben. Kehrt in Valbert ein Schwalbenpaar nicht wieder, so wird das Haus,

an dem sich sein Nest befindet, demnächst abbrennen. In andern Orten Westfalens muß man, sobald man die erste Schwalbe im Jahre gewahr wird, unter seinen Füßen nachsehen, ob da ein Haar liegt. Findet sich eins, so ist es von der Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt. In der Neumark aber muß man sich, wenn man die erste Schwalbe sieht, sogleich waschen, sonst wird einem die Sonne das Gesicht verbrennen. Ferner erinnere ich an den Zauberspruch aus dem Harze im vorigen Kapitel, in welchem man die Schwalbe mit der Flechtenkrankheit in Verbindung bringt. Nur in Ostendorf an der Lippe scheint der Glaube vorzukommen, daß man da, wo Schwalben in den Schornstein gebaut haben, keine Kälber groß ziehen könne, und nur hier und da in Norddeutschland begegnet man der Meinung, daß eine Kuh, wenn eine Schwalbe unter ihr hingeflogen sei, Blut statt Milch gebe. Um diesen Glücksvögeln den Eingang nicht zu verwehren, lassen in westfälischen Dörfern die altgläubigen Bauern im Sommer Tag und Nacht die Fenster offen. Früher ging in diesen Landstrichen an den Tagen, wo man die Wiederkehr der „Swölken" erwartete, die ganze Hausgenossenschaft, der Familienvater an der Spitze, ihnen entgegen bis an das „Heck", das Thor des Gehöftes. Festlich wurde ihnen die Scheune geöffnet. Die Schwalbe kümmere sich, so meinte man, um die Wirthschaft, sie fliege bei ihrer Ankunft aus der Fremde über die Diele und durch die Scheune und guke in alle Ecken und Winkel. Finde sie Unordnung und zu geringe Vorräthe, so schelte sie:

„To Joar, ar ik furt genk,
Wören alle Skoppen un Skiuren vull;
Nu, ar ik weer kam,
Is Alles verquickelt, verquackelt, verheert und vertehrt."

Das heißt hochdeutsch: „Vor'm Jahre, als ich fortging, waren alle Schuppen und Scheuern voll; nun, wo ich wieder komme, ist Alles verlottert, vergaukelt, verheert und verzehrt.“ Auch sonst hörte man aus dem Gezwitscher der Schwalben Menschensprache heraus, aus der man ersah, daß diese Vöge besonders an Frauen Ordnung und Sauberkeit liebten. In Ilseburg am Harze z. B. unterhalten sich in einem Spruche Kirchenschwalbe und Hausschwalbe, und die erstere sagt von einer schönen und geputzten Frau:

„Dat Weibsbild, dat zarte Bild,
Wiel's in de Karke geit!“

Die andere aber antwortet:

„Wenn Du se sehst, wenn ik seh,
Wenn se Middags in ehr Köken (Küche) steht,
Süt se ut as de Düwel in de Hölle.“

Ein sehr alter Aberglaube, der schon von Gervasius von Tilbury erwähnt wird, ist der, daß die Störche, denen wir uns jetzt zuwenden, nur bei uns in Vogelgestalt leben, in den fernen Gegenden aber, nach denen sie im Herbste abziehen, Menschen sind, welche alle Jahre sich auf einige Zeit in Störche verwandeln. Diese Meinung herrscht noch jetzt in Ostpreußen und in Westfalen, z. B. in der Nachbarschaft von Uchte, wo man sagt: Die Störche sind verwandelte Menschen, weshalb sie auch ein so eigenthümliches Wesen zeigen. Wenn die Jungen flügge geworden sind, so sieht man sie in der Luft über dem Neste tanzen; im Herbste ziehen sie mit den Alten fort, aber im Frühling kommen nur die letzteren wieder. In Schwaben heißt es bei Derendingen: Wenn der Storch eine Zunge hätte, (daß er keine hat, ist eine auch im Norden Deutschlands verbreitete Ansicht) so würde er reden und dann Land und Leute

verrathen, weil er Alles sieht und hört. Wo indeß etwas Besonderes vorgeht, da giebt er noch immer durch sein Klappern ein Zeichen. Sieht man den Storch im Jahre zum ersten Male, so wird man, wenn er dann klappert, in den nächsten zwölf Monaten viel Geschirr zerbrechen, wenn er steht, faul sein, wenn er fliegt, fleißig arbeiten — sagt der Bauer im Hannoverschen, in Mecklenburg und in der Altmark. In der Altmark aber bedeutet dann der fliegende Storch, einem Mädchen, daß sie bald heirathen, der stehende, daß sie nächstens zu Gevatter gebeten werden wird. In niedersächsischen Dörfern heißt es: wenn man beim Anblick des ersten Storches Geld in der Tasche hat, so wird man dessen das ganze Jahr über haben.

Fast allgemeiner Kinderglaube ist, daß der Storch die kleinen Brüder und Schwestern bringe. In Schleswig-Holstein und Mecklenburg rufen daher die Knaben ihm, wenn er über sie hinfliegt, zu:

„Adebaer to Neste,
Bring mi 'ne lütje Swester.
Adebaer, oder
Bring mi 'n lütjen Broder."

Adebaer, Attebar oder Haddebar auch Arebarer heißt nämlich der Storch in ganz Niederdeutschland — ein Name, welcher Kinder- oder Seelenträger bedeutet. Bei Magdeburg heißt er Auder, bei Lüneburg Heinoder. Die Seelen der kleinen Kinder befinden sich — so faßte das Heidenthum die Sache auf — bei Frau Holle in einer Berghöhle, in einem hohlen Baume oder in einem Brunnen, und da holt sie der heilige Vogel, der Donar angehört, aber auch zu jener mütterlichen Göttin Beziehungen hat, wenn eine Geburt stattfinden soll, ab. Darum singt in Schwaben die Jugend:

„Storch, Storch, Steine,
Mit den langen Beinen,
Mit dem kurzen Knie!
Jungfrau Marie!
Hat ein Kind gefunden,
In dem goldnen Brunnen.“

In Dresden holt der Storch die Kinder aus dem in der wilsdruffer Vorstadt vor dem katholischen Waisenhause gelegenen „Queckbrunnen“ (d. h. Lebensbrunnen), der, weil sein Wasser ehedem den Frauen zu Nachkommenschaft verhalf, im Mittelalter mit einer Kapelle überbaut wurde, welche noch jetzt steht und als Wetterfahne einen Storch mit einem Wickelkinde im Schnabel zeigt. Auch andere Storchenbrunnen reichen in alte Zeit zurück. Das Städtchen Wimpfen besaß den seinigen bereits im vierzehnten Jahrhundert. In Schlesien meint man, wenn ein Storch über das Haus fliege, so gebe es darin bald ein Kind, und auf der Insel Rügen ist man der Ansicht, daß, wenn Störche keine Eier legen, in dem Hause, auf dem sie nisten, keine Kinder geboren werden, und daß, wenn die kleinen Störche auf dem Dache sterben, auch die kleinen Kinder unter ihnen nicht am Leben bleiben. Ganz so wie die Schwalbe ist auch der Storch unverletzlich, und ganz so wie diese schützt er das Haus, auf dem er sich ansiedelt, vor Wetterschlag — eine Meinung, der wir im nördlichen wie im südlichen Deutschland begegnen. Wer sein Nest zerstört oder ihn selbst tödtet, hat den Blitz zu fürchten, sagt das Volk in Schwaben, und auf Rügen darf man nicht auf ihn schießen; denn wenn er angeschossen ist, weint er große Thränen, von denen jede das Vorzeichen eines großen Unglücks ist. Auf eine Beziehung des Storches zur Ehe weist ferner hin, daß man in Westfalen

glaubt, er verlasse das Dach, unter dem Unfrieden herrscht, und daß man in Schwaben wissen will, wenn die Störche sich im Spätjahr sammelten, um gemeinschaftlich fortzuziehen, und unter ihnen sich ein „Ungrader" befände, das heißt ein Männchen oder Weibchen, das sich nicht paaren könne, so werde es von den Uebrigen todtgehackt. Ebenfalls hierher scheint der westfälische Aberglaube zu gehören, nach welchem der Storch, der „unpaare" Brut im Neste habe, eins davon für den Teufel herauswerfe. Naiv und komisch ist die im Oldenburgischen hin und wieder zu hörende Meinung, die herbstlichen Zusammenkünfte der Störche seien Versammlungen der Freimaurer, wobei mitunter auch einer todtgebissen würde. Flattern die Störche um einen Thurm, so zeigen sie damit den Umwohnern eine nahe Feuersgefahr an. Ein gereizter Storch, dem man die Jungen aus dem Nest gestoßen hatte, flog weg und kam mit einem brennenden Scheit im Schnabel wieder, das er in das Nest warf, von dem aus dann das ganze Gebäude in Brand gerieth. Andere Störche, die man gut behandelt, holten, als das Dach, auf dem sie wohnten, zu brennen begann, in ihren Schnäbeln Wasser herbei, mit dem sie die Flammen löschten. Auch nach französischem Volksglauben bewahren Störche, die auf einem Hause nisten, dasselbe vor Feuersbrünsten. Wo man, wie an der Schwalm, dem Storche den Bau seines Nestes durch Aufstecken eines alten Wagenrades, in dessen Speichen Zweige geflochten sind, oder eines Balkengestells auf dem Giebel erleichtert, wirft er nach westfälischer Sage zum Danke dafür dem Besitzer des Hauses jedes Jahr ein Ei herab. Nach schwäbischem Aberglauben aber läßt er für jenen im ersten Jahre eine Feder, im zweiten ein Ei und im dritten einen jungen Storch fallen. Darauf beginnt er wieder mit der Feder, und so geht es dann weiter. Sollen die Störche sich auf einem

Hause niederlassen, sagt man in Thüringen, so muß ihnen das Nest von jemand gemacht werden, der links ist. In Luzern wurde früher ein förmlicher Stadtstorch gehalten, der auf öffentliche Kosten gefüttert wurde. Nach waadländischem Gewohnheitsrecht sah man ehedem die Tödtung eines Storches der eines Menschen gleichgeachtet und ebenso bestraft. War der Storch früher ein angebetetes Thier, so ist er im Glauben der Kinderwelt jetzt hier und da zu einem anbetenden geworden: zu Veltheim im Aargau gehen die Kinder im Frühling auf den Kirchhof, um die neu angekommenen Störche beten zu sehen; denn das thun die Vögel, wenn sie ihre langen Hälse emporstrecken.

Der Kukuk, der ebenfalls zu den Göttervögeln des deutschen Heidenthums gehörte, indem er zu Donar und Fria in naher Beziehung stand, gilt allenthalben als Prophet. Wenn er nach Johanni ruft, so giebt es nach der Meinung der tiroler Landleute Mißwachs oder einen kalten Winter — eine Ansicht die auch in Westfalen vorkommt.

Schreit er auf einem Hause, so steht darin ein Todesfall oder sonst ein Unglück nahe bevor. In ganz Norddeutschland und ebenso in Schwaben und den Alpenländern geht die Rede, daß er einem, wenn man ihn zum ersten Male im Jahre rufen höre, die Frage beantworten könne, wie lange man noch lebe. Man zählt nach gethaner Frage, die in Westfalen lautet:

„Kukuk vam Heaven (Himmel)
Wu lang sall ik noch leaven,“

nach, wie oft er schreit, und so viele Rufe man darauf vernimmt, so viele Jahre hat man noch zu erwarten. Zu Heubach in Schwaben singen die Kinder:

„Kukuk, Kukuk,
Schrei mir meine Jahre an.
Schrei mir sie in'n Deckelkräbe (Handkorb)
Wie viel Jahr darf ich noch lebe."

In Holstein fragt man ihn in Heirathsangelegenheiten:

„Kukuk achter de Hecken,
Wo lang schall ik gaen un bleken?"

oder „Wo lang schall min Brut noch gaen de bleken?"

Für die letzte Frage ist die entscheidende Antwort gegeben, sobald der Vogel zwischen seinem Rufen einmal lacht; wie viel Male er bis dahin gerufen hat, so viele Jahre bleibt die Fragerin oder der Fragende noch in ledigem Stande. Fast ebenso allgemein als diese Vorstellungen sind die zunächst folgenden. Wer beim Hören des ersten Kukuksrufes Geld in der Tasche hat, dem kann es im ganzen Jahre nicht daran fehlen. Doch muß man sich in Sachsen dabei im Grase wälzen, in der Neumark, in dem westfälischen Büren und in Schwaben aber in die Tasche greifen und mit dem Gelde klimpern oder es umdrehen. Der Tag, an dem man in Westfalen den weissagenden Vogel zum ersten Male auf eignem Grund und Boden rufen hörte, war früher ein festlicher — er brachte den Frühling. Wer den ersten Kukuksruf melden konnte, bekam ein Ei, das er sich briet. Er begrüßte die ihm Begegnenden nicht mit „Guten Tag!" sondern mit der frohen Botschaft: „Der Kukuk hat gerufen." Bei Hilchenbach in Westfalen wälzte sich der Glückliche im Grase; dann that ihm im ganzen Jahre der Rücken nicht weh. Eigenthümlich ist die zu Pill in Tirol herrschende Meinung, daß der Kukuk von „Brandeln, d. h. Rothschwänzchen ausgebrütet werde, dann ein Jahr lang Kukuk, darauf ein zweites Stoßgeier sei, als welcher er seine Stiefbrüder fresse, und endlich im dritten ein Hennengeier werde.

Die Turteltaube ist in Schwaben ein „Herrgottsvogel", und wo man eine hält, schlägt der Blitz nicht ein. Wenn die Turteltauben sich baden oder mehr als gewöhnlich girren, giebt es bald Regenwetter. Sie scheinen ebenfalls zu Donar in Beziehung gestanden zu haben, was auch den Umstand erklärt, daß Leute, die mit Rothlauf behaftet sind, sich ein paar anschaffen, da sie die Krankheit an sich ziehen. Man sieht dieß ganz deutlich, indem die Füße der Thierchen oft scharlachroth werden. Ist ein Kranker im Hause, so girrt die Turteltaube nicht mehr, und nach einem Todesfall trauert sie oft Jahre lang. Wer ein Paar Turteltauben besitzen will, darf sie nicht kaufen, sondern muß sie sich schenken lassen, doch bleibt ihm unverwehrt, ein Gegengeschenk dafür zu geben, wobei ich an das am Schlusse des vorigen Kapitels Gesagte erinnere: ihr Verhalten zu Krankheiten gehört zu den sympathetischen Kuren.

Ungemein viel Aberglauben knüpft sich ferner an die Raben, die Vögel des Göttervaters Wuotan. Wenn sie in Schwaben lebhaft durch die Luft fliegen und aufeinander zustoßen, bedeutet das Krieg. Kreisen sie im Oetzthale über einer gewissen Stelle auf der Alm, und fahren sie dann plötzlich zu Boden, so geht dort binnen drei Tagen ein Stück Vieh zu Grunde. Allgemein ist der Glaube, daß ihr Krächzen vor oder auf einem Hause einen in demselben zu erwartenden Sterbefall anzeige. Die Raben sind die klügsten Vögel, „sie riechen das Pulver in der Flinte," sagt man in Tirol, womit man meint, sie flögen vor einer solchen nur davon, wenn sie geladen sei. Zu Derendingen in Würtemberg wissen die Leute, daß, wenn man Rabeneier ausnimmt, kocht und dann wieder in ihr Nest legt, der alte Rabe eine Wurzel herzubringt, die man sich holen und dann stets bei sich tragen muß, indem man dann bei allen Käufen und Verkäufen Glück hat. In Tirol herrscht ein ähn-

licher Glaube. Nur holt der alte Rabe hier, wenn er die gekochten Eier findet, aus dem Meere einen Stein, der unsichtbar macht. Im tirolischen Nonsberg weiß man mehr von diesen Rabensteinen, die sich beiläufig auch in den Nestern von Elstern und „Gratschen" (Hähern) finden sollen, zu erzählen. Dieselben machen hier nicht bloß unsichtbar, sondern verleihen, auf der bloßen Haut des rechten Armes getragen, Glück in allen Dingen. Wer einen solchen suchen will, der muß wissen, daß er in gewissen Nestern liegt. Diese kann man aber nur vermittelst eines Spiegels finden, da der Stein alles, was in seiner unmittelbaren Nähe ist, für den direckt darauf gerichteten menschlichen Blick unsichtbar werden läßt. In Neuvorpommern und Rügen ist das Verfahren ein anderes. Wer einen Rabenstein haben will und ein Rabennest weiß, dessen Bewohner bereits hundert Jahre alt sind, der muß hinaufsteigen und einen der jungen Raben tödten, der aber ein Männchen sein muß und nicht über sechs Wochen alt sein darf. Nun steigt man von dem betreffenden Baume oder Thurme herab, merkt sich aber die Stelle des Nestes genau. Denn gleich darauf kommt der alte Rabe und legt den kostbaren Stein seinem Söhnchen in den Schnabel, worauf dieser wieder auflebt, das Nest aber augenblicklich unsichtbar wird. Nun tastet man sich zu letzterem hinauf, fühlt an dessen Stelle herum und holt sich den Stein. Auf Rügen meint man, daß ein solcher Erwerb nur mit Hülfe des Teufels gelinge, dem man dafür seine Seele verschreiben müsse.

In Westfalen zeigt nur eine besondere Art Raben, der „Wickvogel", d. h. Zaubervogel, Todesfälle an. Wenn er schreit, sagt man: „Nun wird bald jemand sterben," und fliegt er nahe an ein Fenster, so heißt es: „Der Todtenvogel ist bei N. N. gewesen, jetzt ist's aus mit ihm."

Schwäbischer Bauernglaube ist, daß die jungen Raben die

ersten neun Tage hindurch nur vom Thau des Himmels leben. Weil sie nämlich nackt und hell sind, so meinen die Alten, es sei nicht ihre Nachkommenschaft, und bringen ihnen kein Futter. Doch sehen sie bisweilen nach dem Neste, und bekommen die Jungen am zehnten Tage schwarzen Flaum an der Brust, so holen sie ihnen das erste Aas.

Eine ähnliche Stellung wie der Rabe nimmt im Volksglauben mancher Gegenden die Elster ein, die in enger Beziehung zu verschiedenem Zauberwerke steht. Sie ist im Allgemeinen ein Unglücksvogel, und häufig nehmen Hexen ihre Gestalt an. Wenn neun Elstern beisammen sind, behauptet man im Lechthal, so ist unfehlbar eine Hexe darunter. Einst schoß jemand in Graubünden nach einer Elster, da fiel eine halbe weibliche Brust herab. Setzt sich in Schwaben eine Elster, die hier geradezu Nagel- oder Gagelhexe heißt, auf ein Haus, so muß binnen drei Tagen jemand darin sterben. Zwar meint man in Schlesien, wenn die Elster recht munter „schackere", d. h. schwatze, so habe man liebe Gäste zu erwarten; sonst aber weiß sie hier nichts als Unangenehmes zu prophezeien. Wenn sie in der Neumark auf die Erde herabfliegt, so stirbt bald jemand. Schreien in Tirol Elstern um ein Dorf, so hat dasselbe Hungersnoth oder große Sterblichkeit zu befürchten. Umschweben sie ein Haus, so giebt es darin bald Unfrieden oder einen Unglücksfall oder auch unwillkommenen Besuch. In Westpreußen und Hessen ist in dem Hause, vor dem eine Elster sich hören läßt, an demselben Tage noch Zank und Streit, und in der Wetterau bedeutet der Flug eines solchen Vogels über ein Dorf, daß man hier bald einen Leichenzug sehen wird. Wer zu Münster im untern Innthale eine Suppe ißt, in der man eine Elster gesotten hat, der wird irre. Dagegen kurirte vor etwa fünfzehn Jahren ein Dorfpastor bei Dresden mit

solchen Suppen die Epilepsie. Im Brandenburgischen darf man keine Elstern schießen, weil das Unglück zur Folge hat. Dasselbe gilt in der Wetterau von den Bachstelzen, die in Tirol sich gern bei Kühen aufhalten, „weil sie früher selbst Kühe waren.“ In Glarus sind Elstern Todesverkünderinnen: setzen sie sich auf ein Haus, in welchem jemand krank liegt, so zeigen sie dessen baldigen Tod an. In Zürich hat der Flug dieser Vögel um ein Haus herum dieselbe Bedeutung. Anderwärts in der Nordschweiz darf man die Aegest, so heißen hier die Elstern, nicht schießen, weil sich die Hexen oft in sie verwandeln, und dann der Schuß den Schützen trifft. „De Aegesta rätschid, es ged en Chib“, die Elster krächzt, es giebt einen Zank, sagt man in Appenzell. Hühneraugen an den Füßen heißen ebendaselbst „Aegestanaug“, und um sie zu vertreiben, muß man da, wo man eine Elster sitzen sieht: „Zigi, zigi, Aegest, i ha dreu Auga, ond Du gad zwä, ha, ha!“ (Aetsch, ätsch, Elster, ich habe drei Augen und Du nur zwei) rufen.

Andere Unglücksvögel sind die Dohlen, die, wenn sie in Schaaren ziehen, in Tirol Sturm, in der Wetterau Krieg verkünden, die Eule, die allenthalben durch ihr krächzendes „Eweck, eweck“, wenn es in der Nähe eines Hauses erschallt, einen Sterbefall anzeigt, und die in Tirol als gespenstische „Habergais“ ungemein gefürchtet wird; ferner in Schlesien und Oesterreich der Hahn, wenn er in ein Haus hineinkräht. Auch eine krähende Henne weissagt Unglück, doch kann man dasselbe abwenden, wenn man ihr sofort den Hals umdreht. Wenn ein Hahn sieben Jahr alt ist, so legt er ein Ei, aus dem ein Drache entsteht — erzählt man in Tirol. Ebendaselbst verheißt es Glück, wenn einem bei Geschäftsgängen ein weißer Hahn begegnet. Träumt einem aber von weißen Hennen, so stirbt bald ein guter Freund.

Glücksvögel wieder sind der Kreuzschnabel, und das Rothschwänzchen, jener vermuthlich, weil sein Schnabel die Rune Donars bildete, die später durch das ihr ähnliche Kreuz ersetzt wurde, dieses aus ähnlichem Grunde, wie die rothbrüstige Schwalbe, als schnell dahin fahrendes Abbild des rothen Blitzstrahls. Der Kreuzschnabel hält im Harze den Blitz von dem Hause fern, in welchem er wohnt. In Tirol heißt es, wie erwähnt, wenn in einer Familie eine Krankheit ausbrechen wolle, so fahre sie in diesen Vogel, falls einer in der Stube gehalten werde, er schütze die Häuser vor „bösen Leuten", und das Wasser, in dem er sich gebadet habe, sei gut gegen die Gicht. Die Rothschwänzchen bewahren das Gehöft, an dem sie sich angebaut haben, ebenfalls vor Gewittern sowie vor Feuersbrünsten, und wer sie tödtet oder ihnen die Jungen aus dem Neste holt, dem schlägt nächstens der Blitz ins Dach. Im Zillerthale wird ein solcher Sünder von der Epilepsie befallen, im Oberinnthale giebt alles Vieh des Mörders oder Räubers rothe Milch, und sogar das Wasser in seinem Brunnen nimmt Blutfarbe an, in andern Thälern verliert er die beste Kuh im Stalle, wieder anderswo sagt man, so viele Rothschwänzchen jemand aus einem Neste nehme, so viele Verwandten stürben ihm in den nächsten zwölf Monaten. Kurz, die Rothschwänzchen nehmen im Volksglauben ziemlich genau dieselbe Stelle ein wie die Schwalben, und das gilt nicht blos von Tirol, sondern auch von Schwaben, vom Lechrain und von Westfalen. An einigen Orten indeß spielen diese Vögel nicht immer, oder überhaupt nicht die Rolle von glückbringenden oder schützenden Vögeln. Im Lechrain duldet man nicht daß sie in den Ställen nisten, weil die Kühe dann roth harnen, und dieß ein sicheres Vorzeichen ist, daß sie bald auch rothe Milch geben werden, „wovor", wie Leoprechting sagt, „jede

Bäuerin einen heiligen Schrecken hat." In Absam aber ist man der Ueberzeugung, daß, wo „Brandelen" sich anbauen, binnen Kurzem der Blitz einschlagen werde, und in Schwaz meint man, in dem Hause, über das ein Rothschwänzchen fliege, sterbe bald jemand von der Familie.

Der Wiedehopf, „des Kukuks Knecht", liefert in Tirol ein Amulet. Wer Augen von ihm in der Tasche hat, ist bei allen Menschen beliebt und hat vor dem Richter Glück, und wer den Kopf eines solchen Vogels bei sich trägt, kann von niemand betrogen werden.

Auf ein Feld, auf welchem Wachteln nisten, kommt kein Hagelschlag, und in Schlesien, Hessen, Süddeutschland und Tirol begegnen wir der Meinung, daß dieser Vogel auch Prophetengabe besitze. So viele Male er bei seinem ersten Lautwerden im Frühjahre ruft, heißt es hier, so viele Jahre bleiben ledige Leute, die ihn hören, noch unverheirathet, oder so viele Thaler oder Gulden wird nach der nächsten Ernte der Scheffel Roggen oder Dinkel kosten.

Bei Schwaz meint das Volk, wenn ein mit der Fallsucht Behafteter von dem Wasser trinke, in welchem sich ein Gimpel gebadet habe, so genese er von seiner Krankheit, und bei Lienz im Innthale herrscht der Glaube, daß in dem Hause, in welchem ein solcher Vogel gehalten werde, niemand den Rothlauf bekomme.

Im Unterinnthale haben auch die Zeisige in ihren Nestern Steine, welche unsichtbar machen, und die man deßhalb „Blendsteine" nennt.

Auf der Insel Rügen erzählt man von der Nachtigall, sie sei eine verwünschte Schäferin, die ihren Liebsten, einen Schäfer, schlecht behandelt habe, da sie ihn ihre und seine Heerde bis tief in die Nacht hinein habe treiben lassen. Lange schon habe sie ihm versprochen gehabt, seine Frau zu werden, niemals aber

Anstalt zur Erfüllung ihrer Zusage gemacht. Da habe jener endlich im Zorne ausgerufen, er wolle doch, daß sie bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könne. So ist es denn auch — wie die beiläufig nicht aus altem Volksglauben, sondern aus einem Wortspiele entstandene Geschichte weiter berichtet — richtig gekommen: Die hartherzige Schäferin ist in einen Vogel verwandelt worden, der auch bei Nacht nicht schlafen kann, und singt ihr Klagelied in folgenden Worten:

„Is Tid, is Tid,
To wiet, to wiet!
Trizi, Trizi,
To Bucht, to Bucht, to Bucht!"

Das heißt: 's ist Zeit, 's ist Zeit, zu weit, zu weit! Trizi (der Name des Hundes) zur Bucht, zur Bucht, zur Bucht! (Der gewöhnliche Schäferruf, wenn der Hund die Schafe im Bogen treiben soll.) Darauf pfeift sie noch dreimal und schweigt dann.

Ich wende mich nun zu andern Thieren, an denen altdeutsches Heidenthum haftet, oder die sonst im Volksglauben anders beschaffen sind als in der Zoologie, und zwar gedenke ich zunächst einiger von denen, welche das Volk, weil sie fliegen können, zu den Vögeln zu rechnen pflegt.

An der Heiligkeit der dem Donar geweihten Eiche nahm einst der auf ihr lebende Hirschkäfer oder Schröter Theil, der in Niedersachsen „Füerböter", d. h. Feueranzünder, in Süddeutschland „Donnerpuppe" heißt, und von dem man an verschiedenen Orten glaubt, daß er glühende Kohlen auf die Dächer trage, und daß er den Blitz auf das Haus herablocke, wenn man ihn einfange und mit heim nehme. Weiter verbreitet ist, namentlich unter Kindern, welche überhaupt die alten Traditionen in Be-

treff der Thiere am treuesten bewahren, die Betrachtung des **Marienkäfers** (coccinella septempunctata) als eines Götterboten. Derselbe hatte einst dieselbe Function, wie der Storch, d. h. er trug den Leuten aus Frias oder Holles Brunnen oder Höhle die Seelen der Kinder zu, welche geboren werden sollten. Er ist zugleich ein prophetisches Thierchen und hat zahlreiche Namen. In Sachsen heißt er, bei Dresden Herrgottsschäfchen, bei Leipzig Gotteskühchen, um Halberstadt Marihöne (Marienhuhn) oder Muttergotteslämmchen, in Westfalen Hiärguatshainken (Herrgottshühnchen) oder Sunnekieken (Sonnenkühchen), in Franken Kanneskühle (Johanneskühchen) oder Herrgottsmoggela, in Schwaben Frauenkühli, in Schleswig-Holstein Marspeert (Marienpferd), im Aargau und im Elsaß Annekathrinele, in England Ladycow oder Ladybird, Kuh oder Vogel unserer lieben Frau, an anderen Orten auch Sonnenkind oder Mondkalb. Der Käfer wohnte nach dem Glauben des Volkes, später nur noch der Kinder, bei der Göttin im lichten Gewässer droben oder im Kinderbrunnen. Man darf ihn nicht tödten, sondern muß ihn auf den Zeigefinger setzen und ihn unter einem Reimspruch bis an dessen Spitze hinauflaufen und dann fliegen lassen. Dann holt er gutes Wetter oder ein kleines Kind. In Franken singen die Kinder dabei:

„Herrgottsmoggela, flieg auf,
Flieg mir in den Himmel 'nauf,
Bring a goldis Schüssela runder
Und a goldis Wickelkindla drunter"

In Schwaben lautet der Spruch:

„Frauenkühle,
Sitz auf's Stühle,
Flieg über die Tannebäum
Und bring' uns schön warmen Sonnenschein."

Bei Plön in Holstein wird er mit den Worten

„Maikatt, (Maikatze)
Flügg weg,
Stüff weg,
Bring mi morgen goet Wedder med,“

in den Elbmarschen mit dem Reim:

„Marspeerd fleeg in Himmel!
Bring mi en Sack voll Kringel,
Mi een,
Di een,
Alle lütjen Engel een“

beschworen.

Im Aargau wird er von den Kindern angesungen:

„Liebes Herrgottschäferli,
Flüg über de Rhi (Rhein),
Bring dem Herrgottsmütterli
Es Glas voll Wi (Wein).
Chäferli, flüg über de Rhi,
Säg der heilig Sant Chaterie
Es sött morn schön Wetter si.“

Auf den Flügeldecken des rothen oder hellbraunen Käfers sind gewöhnlich sieben schwarze Punkte. Sind es mehr, so glaubt man, daß in dem Jahre das Korn aufschlagen wird, sind es dagegen weniger, so hofft man auf eine reiche Ernte. Auch wird das Thierchen wie der Kukuk nach der Dauer der Lebenszeit und des Brautstandes befragt, z. B. zu Witten a. R. mit den Worten:

„Sunnenschienken, Riägenschienken,
Wannäer sall ek Brut sin?
Een Jahr, twee Jahr“, u. s. w.

Auch über das Leben nach dem Tode kann man von ihm Auskunft erhalten. In Westfalen fragt man ihn: „Herrgottshäunken, wo sall ik hin? Inn en Himmel, in de Helle, oder int Fiägefüür?“ Fliegt es aufwärts, kommt man in den Himmel, fliegt es abwärts, in die Hölle, sonst ins Fegefeuer. Wenn man ein Marienkäferchen tödtet, so geben die Kühe rothe Milch.

Die Kreuzspinne scheint zu Donar in Beziehung gestanden zu haben. Sie hat seine Rune auf dem Rücken, sie heißt in Westfalen „Hittenhiär“ (Ziegenhirt), und man meint hier, sie lebe von Gift, das sie der Luft entziehe, weshalb sie ein wohlthätiges und unverletzliches Thier sei. In ein Haus, in dem sich eine Kreuzspinne befindet, schlägt das Wetter nicht. Läuft eine über das Bett eines Kranken, so muß er bald sterben. Die Spinne überhaupt weissagt das Wetter, und sie verkündet, wenn man sie früh gewahr wird, Unglück, wenn man sie Abends sieht, Glück. In Leipzig nennt man sie „Kanker“, und man hört hier die Redensart: „Dir will ich schon noch einen Kanker kauen“, was die Bedeutung hat, man wolle dem Betreffenden irgendwie (wohl auf zauberische Art) etwas anthun.

Die Bienen sind nach schwäbischem und westfälischem Aberglauben sehr klug. In Schwaben heißen sie „Herrgottvögel“ oder „Marienvögel“. Herrscht in der Familie ihres Herrn Unfriede, so werden sie unruhig und ziehen fort. Dieselben vermeiden die rothe Blüthe des dreiblättrigen Klees, die „Johannisbrod“, „Herrgottsbrod“ oder „Frauenbrod heißt, und zwar lassen sie dieselbe deßhalb unberührt, weil unser Herrgott bei der Schöpfung zu ihnen gesagt hat, sie müßten entweder am Sonntag das Umherfliegen und Honigsammeln sein lassen oder für immer den (besonders süßen) Saft des dreiblätterigen Klees meiden. Die Bienen wählten das Letztere; denn sie meinten,

es könne ja einmal nur am Sonntag gutes Wetter sein, und dürften sie an dem nichts sammeln, so würden sie sieben Tage hungern müssen. Stirbt in einem Bauernhofe der Herr, so muß es den Bienen angesagt werden. In Westfalen klopft man dabei an den Stock und spricht den Reim:

„Ime, dinn Här es dout,
Du saß hewwen keine Nout,“

d. h. „Biene, Dein Herr ist todt, Du sollst haben keine Noth.“ Ein ähnlicher Gebrauch herrscht in England, wo man in manchen Gegenden die Bienenkörbe sogar mit Krepp umwindet. Auch in Westfalen sind sie sehr verständige Thiere, die sogar sprechen können und deutsch verstehen. Wollen sie schwärmen, so rufts im Stocke: „Tüh, tüh, tüh! Futt, futt, futt!“ (Zieh, zieh, zieh! Fort, fort, fort!) Sind sie faul gewesen, so macht ihnen der Bienenvater im nächsten Frühjahr, indem er vor die Hütte tritt, Vorstellungen und erinnert sie daran, daß, „wie sie recht wohl wüßten“, seine Kinder Honig und die Leute in der Kirche Wachs brauchen. Sieht man Bienen ziehen, so muß man mit drei Fingern nach ihnen zeigen und sie mit den Worten segnen:

„Dei Weiser un dei Bienen,
Dei flegen wohl över minen Herrn sin Hus,
Sei tregen em Honnich un Waß;
Ik befehl ju dörch den heiligen Namen Gottes,
Sett ju alle up dat gröne Graß.“

Im Aargau sagt man, die Kinder würden von den Bienen gestochen, wenn sie grob von ihnen redeten und z. B. zu ihnen friß statt iß, verrecke statt stirb oder hocke statt setze Dich sagten.

Ein weißlicher Nachtfalter wird in Sachsen Molkendieb,

in Westfalen Molkentöwener (Molkenzauberer) genannt, und man glaubt hier, diese Schmetterlinge seien Hexen, welche sich in die Ställe schlichen, um den Kühen die Milch zu entziehen. In manchen Orten bei Meschede hat das im Frühling stattfindende Austreiben des Sonnenvogels oder Sommervogels, wobei das Gehöft dreimal umschritten und mit hölzernen Hämmern an die Pfosten geklopft wird, den Zweck, zu verhüten, daß sich im Sommer die Molkentöwener bei den Milchnäpfen versammeln.

Die Hausgrille oder das Heimchen, welches in Westfalen Herdhuhn heißt, bringt Glück, deßhalb darf man es nicht tödten, — sagt man in Sachsen und Westfalen, während sein Ruf anderwärts Unheil verkündet. „Der sieht aus, als hätte er Heimchen gegessen", meint man bei Berleburg von jemand, der ein kränkliches Aussehen hat.

Läßt man sich auf der Insel Rügen einen Maulwurf in der Hand sterben, so wird man glücklich und bekommt namentlich viel Geld, wogegen man in Westfalen mit jener Hand „allerlei Wehtage" heilen kann.

Wenn man in Baiern Schnecken an die Wand wirft, so verwandeln sie sich in Geld; wer sie aber an ihren Fühlern zwickt oder das Thier sonst plagt, wird krank.

Die Eidechsen sind in Schwaben, wo sie Eckäse heißen, Prinzessinnen, welche wegen ihrer Eitelkeit in solche Thierchen verwünscht und verwandelt worden sind. Der Schwanz soll ihr langes schönes Haar gewesen sein. Auf ihrem Kopfe sieht man zuweilen eine kleine Krone. Auch die Eichhörnchen sollen verwünschte Menschen sein, und sie leiden an der fallenden Sucht, was, wie ihre rothe Farbe, darauf hinweist, daß sie zu den Thieren Donars gehören. Der Fuchs tritt häufig in einer Weise auf, daß man vermuthet, es sei eine Hexe. In dem

Heckenwege zwischen Segeberg und Kleinrönnau in Holstein lauerte oft ein Fuchs den Vorübergehenden auf, biß sie und nahm besonders Kindern die Sachen weg, die sie bei sich hatten. Keine Kugel verwundete ihn, bis endlich ein Bauer seine Flinte mit einem geerbten silbernen Knopfe lud. Die traf ihn in die Vorderpfote. Darauf lief er rasch fort und fuhr in Kleinrönnau in einen Backofen. Als man darauf hin ging, um ihm den Rest zu geben, kroch eine alte Frau, die stark am Arme blutete, heraus und schrie: „Kommt, Hunde, freßt!“ Auch der Fuchs ist ein dem Gewittergotte geheiligtes Thier. Dagegen ist der Wolf das Thier Wuotans. An ihn knüpft sich der schon bei Gervasius von Tilbury vorkommende Aberglaube, daß Menschen durch Anlegung eines Zaubergürtels sich in Wärwölfe verwandeln können. Derselbe war früher sehr allgemein. Bei Iburg war ein Knecht, der, während die Andern Mittags schliefen, sich in einen Wolf verwandelte und bei einer solchen Gelegenheit ein ganzes Fohlen fraß. Dieselbe Geschichte ist in oder bei Marne im Ditmarschen und in mehreren schleswigschen Dörfern passirt.

In Husby bei Schleswig war einmal, wie Müllenhoff erzählt, eine alte Frau, die ihren Knechten Sonntags immer frisches Fleisch auftischte, während doch nie etwas davon gekauft wurde. Ein beherzter Dienstjunge versteckte sich endlich einmal auf dem Heuboden, als die andern alle in die Kirche gegangen waren, und da sah er, wie die Frau einen Wolfsriemen hervorlangte und umlegte. Da wurde sie ein Wolf und lief aufs Feld hinaus, von wo sie nach einer Weile mit einem Schafe zurückkam. Da dachte der Junge, wenn die so leicht zu Fleische kommt, kann sie uns auch wohl reichlicher geben. Als daher die Frau das Fleisch in den Topf steckte und dabei nach ihrer Gewohnheit seufzte: „Ach, Du leewe Gott, weer ik bi Di!“ ant-

wortete der Junge von oben herab, als ob er der Herrgott wäre: „Nun un in Ewigkeit kummst Du nich to mi." — „Worum denn nich, Du leewer Gott?" fragte die Frau. — „Du gifft Din Volk nich nog (genug) in Pott," sagte die Stimme auf dem Heuboden. — „Ei, so will ik bätern mi," rief die Frau. — Ja, gewiß, dat raed ik Di," sagte der vermeintliche liebe Gott, und die Frau steckte von jetzt an ein weit größeres Stück Fleisch in den Topf. Der Junge konnte aber nicht schweigen und verrieth die Sache im Dorfe. Als daher die Frau an einem Sonntagsmorgen wieder ein Schaf holte, paßten ihr die Leute auf. Doch konnte man ihr mit keiner Kugel etwas anhaben, und erst als man eine Flinte mit Erbsilber lud, verwundete man sie. Seit der Zeit hatte die Frau einen offnen Schaden, den ihr kein Doctor kuriren konnte.

Einem Bauer in Niederselk, so berichtet Müllenhoff ferner, begegnete auf dem Felde eine alte Wölfin, die sprang immer auf sein Pferd zu, um es am Halse zu packen. Da kam dem Bauer ihre Stimme bekannt vor, und er rief: „Büst Du dat, min olle Möhm, odder büst Du dat nich?" Da stand seine eigne alte Mutter in leibhaftiger Gestalt vor ihm und konnte kein Glied rühren. Der Bauer hob sie auf seinen Wagen und brachte sie nach Hause. Es dauerte aber nicht lange mehr, so starb sie.

Eine dritte Sage aus Nordschleswig zeigt, daß dort ein Roggenfeld ein guter Zufluchtsort vor Wärwölfen ist. Ein junger Mann aus Jägerup kam eines Abends spät von Billund. Da er schon ganz nahe bei seinem Heimathsdorfe war, stürzten ihm drei Wärwölfe entgegen, die ihn wahrscheinlich zerrissen haben würden, wenn er sich nicht in das Roggenfeld des Schmiedes gerettet hätte. Da hatten sie keine Macht mehr über ihn. Die drei Zauberwölfe sollen drei Schwestern aus Jägerup

gewesen sein und sich an dem jungen Mann dafür rächen gewollt haben, daß er die Tochter der einen nicht heirathen gewollt.

Auch in den deutschen Alpenländern spukten vor nicht gar langer Zeit solche Wölfe. Bei Obervaz in Graubünden z. B. richtete einer großen Schaden unter den Schafen an. Oft machte man Jagd auf ihn, aber immer vergeblich. Dabei war das Thier nicht so scheu wie gewöhnliche Wölfe, sondern näherte sich den Menschen ohne Furcht und kam sogar an den Brunnen des Dorfes, wo es merkwürdiger Weise nicht aus dem Troge, sondern vom Rohre wegtrank. Die besten Jäger hatten an ihm umsonst ihre Kunst versucht, als eines Tages ein tiroler Schleifer in das Dorf kam. Der rieth den Leuten, als sie ihm ihre Noth klagten, sie sollten ein Bret von einem halbvermoderten Todtensarge nehmen, in welchem ein Astloch wäre. Durch dieses Loch sollten sie auf den Wolf schießen. Man folgte diesem Rath, und als der Wolf wieder zum Brunnen kam, schoß man auf diese Weise nach ihm, und siehe da, er fiel sogleich todt nieder. Aber als man ihn näher betrachtete, war es kein Wolf mehr, sondern einer von den Kapuzinern des Dorfes.

Zu Moosham im südlichen Lungau erzählt man von vier Wölfen, welche Brüder waren, und von denen jeder seinen Spitznamen hatte. Den einen hieß man den „Berger", weil er sein Unwesen fast nur in den Bergen trieb, den andern wegen seines Aussatzes den „grindraudigen Thoma", den dritten wegen seiner schmucken Gestalt den „Schönmayr", den vierten endlich wegen seiner Wohlbeleibtheit die „Stocknudel." Alle vier waren kühne Wildschützen, die ihr Leben großentheils im Wildbanne zubrachten. Sie gaben vor, Zauberer zu sein. Als einmal von Moosham eine allgemeine Jagd auf sie veranstaltet wurde, verwandelte sich der Berger, als er nicht mehr entrinnen konnte,

in einen Baumklotz, auf dem sich dann der Pfleger von Moosham seinen Rauchtabak schnitt. Dabei war dem Klotze bange, der könne sein Messer, auf dessen Klinge ein Kreuz war, in ihn hineinstoßen. Die Wölfe wurden endlich an der Sandbrücke gefangen und in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf den Passeggen als Zauberer hingerichtet. In derselben Gegend erzählt man von einem Zauberer Jakel, der sich nicht blos in einen Wolf, sondern auch in einen Ochsen verwandeln konnte, und das Volk glaubt hier, daß Bestreichen mit einer gewissen Salbe einen Menschen auf vierundzwanzig Stunden zum Wolfe werden lasse. Wirft man in Westfalen Eisen oder Stahl über einen Wärwolf, so steht der betreffende Mensch splitternackt vor einem.

Die Katze war das Thier Fria's, und hiervon bewahrt der Volksglaube noch deutliche Spuren. Die Katze ist eine Prophetin. Läuft sie jemand über den Weg, so hat er Unglück zu befürchten, putzt sie sich, so hat das Haus Gäste zu erwarten, läßt sie in Baiern und Tirol beim Fressen Brocken liegen, so wird das Korn wohlfeil. Ein Mädchen muß die Katzen liebkosen, dann bekommt sie einen schönen Mann, heißt es in der Wetterau, in Schlesien und in Tirol; Männer dagegen, welche Katzenfreunde sind, verheirathen sich nicht. Auf der Insel Rügen bringen dreifarbige Katzen Unglück, in der Oberpfalz dagegen löscht man Feuersbrünste, indem man ein solches Thier hineinwirft, auch bewahrt man sich hier vor dem Fieber, wenn man derartige Katzen zu Hausgenossinnen hat. Im Aargau ruft man der Katze gegen Behexung zu: „Buseli, mach miau, lueg döt goht (dort geht) en alti Frau", auch dient sie zur Besegnung, wenn man ein Kind heilen will, welches sich verletzt hat. Zahlreich sind die nord- und süddeutschen Sagen, nach denen sich Hexen in Katzen verwandelten.

Eine alte Frau in Kiel erzählte nach Müllenhoff: In einem Hause auf dem Walkerdamme, das einem Manne Namens Arp gehörte, war mehrere Tage schon ein gewaltiger Lärm von Katzen auf dem Boden gewesen. Eines Abends wollte das Dienstmädchen Heu von da herabholen. Da das Katzengeheul fortdauerte, sagte sie: „Du verdammte Kat, wat jaulst du so?" und warf mit dem Heuhaken nach der einen Katze. Da fahren sie alle auf sie los, kratzen und beißen sie und machen sie ganz zu Schande. Als die Herrschaft dem jämmerlich schreienden Mädchen zu Hülfe kam, konnte man die Thiere kaum von der Dirne losbringen. Sie war dann viele Wochen krank und die Doctors konnten ihr nicht helfen. Der Lärm aber dauerte fort, die Kühe im Stalle brüllten, und kein Mensch getraute sich mehr auf den Boden. Da hörten die Leute endlich, daß in Dorfgaarden ein Mann Namens Thöming wohnte, der so was verstünde. Sie ließen ihn holen, und als er die Kranke sah, sagte er, dem wolle er bald abhelfen, Er setzte sich vor das Bette, drückte aus einer Wunde des Mädchens etwas Blut und fing dann an, etwas aus einem Buche zu lesen. Da kamen alle Katzen über die Schwelle in die Stube gepurzelt. Dann hat er wieder gelesen und sie damit hinausgebracht. Am andern Morgen war die nächste Nachbarin ebenso zerissen wie die Magd; denn sie war eine Hexe gewesen, und der Mann hatte die Katzen durch das Lesen auf sie gehetzt. Jetzt wurde Ruhe im Hause, und das Mädchen wurde wieder gesund, hinkte aber davon.

Zu Bühl in Schwaben erzählte man sich nach Meier folgende (anderswo ähnlich gestaltete) Geschichte: Ein Soldat kam fast jeden Abend, wenn er nicht Dienst hatte, zu einem Mädchen, das er heirathen wollte. Das ging eine Weile so fort. Da sagte das Mädchen eines Abends, er dürfe jede Nacht zu ihr

kommen, nur nicht des Freitags, da passe es ihr niemals. Dem Soldaten kam dieß verdächtig vor, und so machte er sich schon am nächsten Freitage auf den Weg zu seinem Schatze. Unterwegs traf er eine weiße Katze, die lief beständig auf ihn zu, und als sie gar nicht weichen wollte, zog er seinen Säbel und schlug nach ihr, wobei er ihr eine Pfote abhieb. Da sprang die Katze, was sie konnte, auf den Ort zu. Als der Soldat nun zu der Magd in die Kammer trat, lag sie im Bette und gab auf die Frage, was ihr fehle, eine ganz verwirrte Antwort. Zugleich bemerkte er Blutspuren am Bette, und so zog er die Decke weg. Da schwamm sie im Blute, und der eine Fuß war ihr abgehauen. „Hoho, steht es so mit Dir, Du Hexe!" rief der Soldat und ging davon. Das Mädchen aber starb am dritten Tage.

Eine ähnliche Geschichte passirte in Derendingen, wo Hexen als Katzen ein noch nicht getauftes Kind stahlen und den Vater desselben, der es ihnen wieder abnehmen wollte, angriffen und verfolgten, bis eine von ihnen einen Säbelhieb über die Brust bekam, den am andern Tage die Nachbarin der Leute hatte.

Mehr als die meisten andern Thiere hat die Schlange schon in sehr früher Zeit den Menschen zu denken gegeben, und infolge dessen spielt sie bereits in Glaube und Brauch, Mythe und Sage des Alterthums eine wichtige Rolle. Ihr Wohnen in der Erde, ihre Fortbewegung ohne Füße, ihre Gliederlosigkeit überhaupt, ihr stummes Züngeln und ihr ganzes lautloses Wesen hatten etwas Geheimnißvolles. Ihre stete Verjüngung, als welche die Ablegung der alten Haut und die Ersetzung derselben durch eine neue erschien, rief die Vorstellung hervor, daß sie Alter und Tod nicht kenne, und ließ heilkundigen Sinn, heilbringende Kraft, dann überhaupt wohlthätiges Wissen und Vermögen bei ihr vermuthen. Man fand ihr leises Auf-

steigen aus der Tiefe dem Aufsprießen des Saatkornes, ihr Sich-hinringeln den Windungen und Krümmungen der Quelle ähnlich, die ebenfalls aus dem Erdboden kam, dachte an deren befruchtende Eigenschaft und hatte den Eindruck, auch die Schlange müsse etwas davon haben. Andrerseits ließ ihr brütendes Daliegen, ihr Schleichen, die Beobachtung, daß einige dieser Reptile sich mit dem Vorderleibe aufrichten und blitzschnell vorwärts springen können, und der Umstand, daß andere ein verhängnißvolles Gift in sich tragen, das glatte, kalte Thier als unheimliches, verschlagnes, tückisches Geschöpf der Nachtseite der Natur erscheinen.

So wurde die Schlange immer als etwas Räthselhaftes, bisweilen als etwas Heiliges, bisweilen auch als etwas Dämonisches aufgefaßt, so wurde sie in der Phantasie der Völker zu einem Thiere mit menschlichem oder übermenschlichem Verstande, zum Attribut, zum Symbol von Göttern, zum guten Genius, zur Kinderfreundin und lieben Hausgenossin bei dem einen, zum Höllengezücht, zur Verkörperung des bösen Prinzips bei dem andern Menschenstamme, endlich als Bewohnerin unterirdischer Räume, zur Hüterin von Schätzen geistiger und materieller Art in hundert Sagen bis auf die Gegenwart.

In den Mythologien des Morgenlandes tritt uns die Schlange vorwiegend als Gestalt des Bösen entgegen. So in der persischen Zendreligion, wo Ahriman sich in ihr verkörpert, so in der biblischen Erzählung vom Sündenfall, und so in der Apokalypse, wogegen sie bei den alten Aegyptern das Symbol des Gottes Kneph, des Spenders der segensreichen Nilfluth und des rinnenden Wassers im Allgemeinen, war, und bei der christlichen Sekte der Ophiten als doppelsinniges Wesen sowohl verehrt als gefürchtet wurde.

Bei den Griechen erscheint die Schlange fast durchgehends als heiliges und heilbringendes Thier, und ähnlich wird sie

von deren Verwandten in Italien angesehen. Sie dient als Symbol von Quellbächen und Flüssen. Sie ist ein Attribut des Heilgottes Asklepios, sie findet sich in der jüngeren Form des Hermesstabes. Sie wurde bei der orgiastischen Dionysosfeier um die Arme und in die Haare geflochten. Mystische Beziehungen wurden durch sie als in die Erde verschwindendes und aus ihr wieder emporkommendes und als immer sich verjüngendes und auf die Wiederbelebung und Unsterblichkeit der Menschen hindeutendes Thier versinnbildet. Nach Hesiod zog sich Kychreus, der mythische Held von Salamis, eine Schlange auf, die später von der Insel vertrieben und von Demeter (der Erdmutter) aufgenommen wurde und fortan zu deren Dienerinnen gehörte. Gewöhnlich bilden Schlangen das Gespann am Wagen des Triptolemos. Thebanische Sagen erzählten, daß Kadmos in eine Schlange verwandelt zu dem Encheleern in Illyrien ausgewandert sei. Kekrops und Erichthonios, die erdgeborenen Urmenschen Attika's, waren nach alter Ueberlieferung ganz oder zur unteren Hälfte Schlangen gewesen. Athene gab dem letzteren, als sie ihn den Töchtern des Agraulos zur Erziehung überbrachte, ein Schlangenpaar als „Lebenshüter" mit — eine Mythe, der noch zu den Zeiten des Euripides der Gebrauch athenischer Mütter entsprach, ihren Neugebornen kleine goldne Schlangen als Amulete anzuhängen. Häufig dient zu sinnbildlicher Vergegenwärtigung des Schutzgeistes eines Menschen oder einer Familie das Zeichen der Schlange. Nicht selten werden von der griechischen Sage Schlangen in Beziehung zu mythischen Propheten gebracht. Der Seher Jamos wird als Kind auf einer Veilchenflur von zwei Schlangen ernährt. Der Argiver Polyidos, der den in einem Honigfasse ertrunkenen Sohn des Königs Minos vermöge seiner Sehergabe wiedergefunden hat, soll denselben wieder beleben, und wird, als er sich dessen

weigert, mit dem Todten in dieselbe Gruft verschlossen. Hier tödtet er eine Schlange, die an das Kind heranfriecht. Darauf kommt eine zweite Schlange mit einem Kraute, durch welches sie die Erschlagene wieder lebendig macht, und Polyidos bedient sich nun desselben Mittels, um den Knaben ins Leben zurückzurufen. Melampus verdankt seine Prophetengabe Schlangen, die er vom Tode gerettet hat, und die ihm dafür die Ohren ausgeleckt haben, so daß er die Sprache der Vögel versteht — eine Erzählung, die sich in der Geschichte der Kassandra wiederholt. Tiresias beobachtet am Kyllene zwei Schlangen, die sich begatten, und verwundet sie, worauf er zum Weibe und erst nach Jahren, als er von demselben Acte Zeuge ist, wieder zum Manne wird.

Bei den Römern und wahrscheinlich auch bei den übrigen Italikern war die Schlange das Symbol des guten Hausgeistes, zugleich aber wie der Wolf, der Fuchs und der Specht ein weissagendes Thier. Sehr gewöhnlich war, daß man sie sich in den Häusern und Schlafzimmern hielt. Plinius sagt deßhalb, ihre Brut würde, wenn die Feuersbrünste ihr nicht Einhalt thäten, den Menschen über den Kopf wachsen. Die Ehe der Eltern Scipio's war kinderlos gewesen, und sein Vater hatte schon die Hoffnung auf Nachkommenschaft aufgegeben, als man, während dieser verreist war, eines Tages bei der schlafenden Mutter eine große Schlange liegen sah, worauf nach einiger Zeit Scipio geboren wurde. Der Vater der Gracchen sah einst auf seinem Ehebette ein Schlangenpaar. Er befragte die Haruspices deßhalb und bekam die Weisung, eine von beiden zu tödten, wobei ihm bemerkt wurde, der Tod des Männchens werde seinen eignen, der des Weibchens aber den seiner Gattin Cornelia zur Folge haben. Er ließ die weibliche Schlange entschlüpfen, und bald darauf starb er. Im Haine des Tempels

der Juno Sospita Mater Regina befand sich eine Höhle, in welcher eine Schlange hauste, die ohne Zweifel das Symbol jener Geburtsgöttin Latiums war. Dieser Schlange wurde in jedem Frühling von einer Jungfrau ein Opferkuchen dargebracht, wobei das Mädchen mit verbundenen Augen in die Höhle geführt wurde. Fraß die Schlange von diesem Kuchen, so galt dieß als ein Zeichen, daß die Opfernde rein sei und daß der kommende Sommer ein fruchtbarer sein werde.

Bei der Pest im Jahre 291 v. Chr. gaben die sibyllinischen Bücher den Römern den Rath, den Aesculap von Epidauros nach Rom zu holen, und als die zu diesem Zwecke nach jener griechischen Stadt abgeordnete Gesandtschaft dort ankam, führte man sie in den Asklepiostempel und bat sie, zu nehmen, was ihrer Heimath frommen werde. Da soll sich die heilige Schlange des Gottes, deren Erscheinen stets Glück bedeutete, zu den Füßen von dessen Bilde erhoben haben und den Gesandten durch die Stadt nach dem Hafen und auf ihr Schiff gefolgt sein, um sich hier auf dem Hinterdeck ruhig hinzulegen. Die Führer der Gesandtschaft ließen sich hierauf von den Priestern des Ortes in dem Kultus dieser Schlange, in welcher sie den Genius des Aeskulap erblickten, unterrichten und eilten dann heimwärts. Als sie in Antium anlegten, schlüpfte die Schlange an's Land und ringelte sich in dem dortigen Haine des Apollo um eine Palme, an der sie drei Tage verweilte, um dann auf das Schiff zurückzukehren. Als dieses aber vor Rom anlangte, schwamm das Thier nach der Tiberinsel und wählte sich dort sein Heiligthum, in welchem sie noch in später Zeit verehrt wurde und Opfer empfing. Die Pest war mit ihrem Eintreffen verschwunden, und noch viele Jahre nachher bewirkte die Vertreterin des griechischen Heilgottes hier wunderbare Kuren von Kranken und Krüppeln. Ich

gedenke noch des von Plinius erwähnten Gebrauchs der Römer, Schlangeneier mit vor Gericht zu nehmen.

Die germanische Welt hat die Schlange im Allgemeinen immer als ein böses und verabscheuenswerthes Gewürm angesehen. Doch fehlt es in unsern Volkssagen nicht an Zügen, wo sie in freundlicherem Lichte erscheint. Ja in manchen erinnert sie lebhaft daran, daß die Schlange in Rom der gute Hausgeist war. Gehen wir in die älteste Zeit zurück, so begegnen wir in der eddischen Midgardsschlange einem der drei Hauptwidersacher der Asen und einem der drei Urheber des Weltunterganges. Schlangen benagen die Wurzeln der Weltesche Ygdrasil. In Nastrand, der nordischen Hölle, ist „der Saal aus Schlangenrücken gewunden, und ihre Gifttropfen träufeln durch das Getäfel“. Mehrfach ist von Schlangenhöfen und Schlangenthürmen die Rede, in die man gefangene Helden wirft, damit sie umkommen. Wenn Gervasius von Tilbury gewisser Frauen gedenkt, die sich in Schlangen verwandeln können, wo sie dann „eine weiße Binde auf dem Kopfe haben“, so spricht er unmittelbar nachher von Wärwölfen, und in der gleich darauf folgenden Melusinengeschichte ist die Wahrnehmung des Ritters Raimundus, daß seine Frau im Bade zur Schlange wird, als keine erfreuliche behandelt. Bei Saxo Grammaticus dagegen verleiht der Genuß einer Speise, die mit dem zwei schwarzen Schlangen entfließenden Geifer bereitet ist, „alles Wissens Fülle, darunter auch das Verständniß der Stimmen der Raubthiere und der Heerden.“ Sigurd versteht, nachdem er vom gebratenen Drachenherzen das Fett abgeleckt hat, die Sprache der Vögel. Siegfried macht sich durch ein Bad im Blute des Lindwurms unverwundbar.

Sehr verschieden sind die Auffassungen der Schlange, welche den noch im Volksmunde lebenden Sagen, Meinungen und

Liedern der alten Zeit zu Grunde liegen. In einem holsteinischen Reime (bei Müllenhoff) sagt der „Hartwurm“, d. h. die Blindschleiche, von sich:

„Kunn ik hören, kunn ik sehn,
Bieten wull ik dar en Flintensteen.“

Ebenso meint man in der Gegend von Meran, daß die Blindschleichen sehr giftig seien und, wenn sie sehen könnten, den Leuten schnurgerade durch den Leib fahren würden. Das Gesicht aber haben sie hier dadurch verloren, daß einst, als die heilige Jungfrau mit dem Christkinde im Grase saß, eine Blindschleiche herzukroch und sie stechen wollte. Als Gott nach der Schöpfung, so erzählt man in Schwaben, alle Thiere fragte, was sie thun wollten, antwortete die Blindschleiche, sie wolle das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Da sprach Gott: „Sei so blind, daß Du keinen Menschen siehst.“ Seitdem können diese Thiere nicht sehen; aber ihre Natur ist noch immer sehr böse, und wenn sie an jemand herankommen könnten, so würden sie ihn durchbohren. Andere wissen, daß Gott oder die heilige Jungfrau ihnen mit Binsen die Augen ausgestochen hat, weil sie unter allen Thieren die grausamsten sind, und daß die Binsen davon ihre dürren Spitzen haben.

Gewisse Leute in Tirol wissen diese und andere Würmer mittelst eines Segens in ein Feuer zu bannen; aber man muß dabei auf seiner Hut sein; denn wenn unter den Schlangen eine weiße ist, so überspringt sie das Feuer und schießt dem Banner durch den Leib, was u. A. im vorarlbergischen Walserthale vorgekommen ist. Schlangenbanner im großen Stil waren Sanct Patrick in Irland und der Abt Hugo im Kloster Altenryf, der ein ungeheures Heer giftiger Würmer, welches die Alp Les Grosses Combes im Süden des Kantons Freiburg unnahbar

machte, durch Beschwörungen in den Schwarzensee trieb, für welche Wohlthat die Mönche seines Klosters bis 1798 frei fischen durften. Am Niederrhein und in einigen Strichen Westfalens nimmt man dieses Schlangenbannen, wie wir gesehen haben, am Peterstage vor. In der Neumark heißt es, wer sich am Karfreitage die Schuhe putze, werde von keiner Schlange gestochen. Eine schwäbische Geschichte, die hierher gehört und bei Meier steht, lautet:

In der Rohrhalde bei Kiebingen befand sich früher eine Meierei, in der es viele Schlangen gab. Es waren Ottern, armsdick, aber nicht giftig. Sie lagen im Hofe wie im Hause umher und sogen oftmals den Kühen die Milch aus. Deßhalb schickte man endlich nach einem Beschwörer, der sie fortschaffen sollte. Der ließ zuerst die Bodenluke mit Bretern zunageln und hierauf darunter ein Feuer anzünden. Dann ging er selbst auf den Boden, und nachdem er sich hier in einen Kasten versteckt, machte er auf einer Pfeife den Ruf des Schlangenkönigs nach. Sogleich kamen alle Schlangen der Gegend herbeigeschossen, liefen in die Scheune und wollten durch die Luke auf den Boden springen, von wo der Ruf herkam. Weil die Oeffnung aber versperrt war, fielen sie in das Feuer zurück und verbrannten. Hätten sie dem Mann an den Leib kommen können, so würden sie ihn umgebracht haben.

In Steiermark soll der „Stutzen," eine große Schlange mit einem Katzenkopfe und vier Füßen, leben, der die, welche ihn angreifen, mit seinen giftigen Zähnen tödtlich verwundet. Vor Jahren hat, nach Vernaleken, der Erzherzog Johann einen Preis von 30 Dukaten auf die Einbringung eines solchen Thieres gesetzt. Im berner Oberland und im Jura begegnen wir dem Glauben, daß es hier „Stollenwürmer" gebe, d. h. Schlangen von 3 bis 6 Fuß Länge, die zwei kurze Raupen-

füße hätten, den Kühen die Milch aussaugten und durch ihr Erscheinen den Eintritt von Regenwetter nach langer Trockenheit anzeigten. In der Landschaft Gaster sah ein Mann einen Drachen, der Füße und mit rothen Flecken gesprenkelte Flügel hatte, welche wie Silber glänzten. Zwei Tage darauf gab es ein Gewitter mit Hagel, wie denn derartige Thiere überhaupt durch ihr Sichtbarwerden schwere Unwetter verkündigen. In Luzern befindet sich ein Drachenstein, der rund, sehr hart und verschieden gefärbt ist. Er soll allerlei Schäden heilen, wenn man sie mit ihm bestreicht oder ihn darauf bindet. Ein Mann soll ihn beim Heumachen im Blute eines schlangenartigen Ungeheuers gefunden haben, welches in der Luft über ihm hingeflogen und, während er in Ohnmacht gefallen, wahrscheinlich verwundet worden sei.

Die Hausottern gelten in Tirol für harmlos, und wer eine davon tödtet, der stirbt noch im nämlichen Jahre. In Oesterreich darf man nach Zingerle den „Hausadern" nichts zu Leide thun, da sie Glück und Segen bringen und die von ihnen von Zeit zu Zeit abgelegte fast silberweiße Haut eine heilende Wirkung hat. Manchmal zeigen sie sich mit einer gelben Krone auf dem Kopfe, und wer sich die verschaffen kann, der wird steinreich.

Zu Stockerau in Niederösterreich giebt es nach Vernaleken Nattern, die auf dem Kopfe ein silbernes Kränzchen tragen. Sie sind aber sehr selten und haben die Eigenheit, daß sie sich in jedem Jahre nur einmal baden und dann stets in einer Quelle, aus der an diesem Tage noch kein Thier getrunken hat. Sie legen dann ihr Kränzchen neben dem Wasser auf einen Stein, und wenn sie die Quelle verlassen, so drücken sie nur den Kopf auf das Kränzchen, und dasselbe wächst sogleich wieder fest. Ist jemand so glücklich, es wegnehmen zu können,

während sie noch im Bade sind, so kann er damit nicht nur sein Hab und Gut erhalten, sondern es auch vermehren; denn wenn er diesen Schatz zu seinem Gelde thut, so kann er davon so viel ausgeben, als er will, ohne daß es abnimmt, und wenn er das Natternkränzchen auf sein Getreide wirft, so kann er davon so viel verkaufen, als er wegzufahren im Stande ist, ohne daß er auf seinem Boden irgend welchen Abgang bemerkt. Die Wirksamkeit des Kränzchens hört mit dem Tode seines Besitzers nicht auf, es kann daher mit seinem Segen auf einen Andern übergehen. Der letzte Inhaber desselben aber wird vom Teufel geholt.

Derselbe oder doch ein ähnlicher Glaube herrscht nicht blos in Oesterreich, sondern auch in den baierischen und schweizerischen Alpen, in Schwaben und Sachsen sowie in ganz Norddeutschland und ist Veranlassung zu einer großen Anzahl von Sagen geworden, die sich mehr oder minder gleichen, und aus denen ich im Folgenden einige auswähle. Der Kern derselben ist, wie man leicht herausfindet, der Gedanke, daß einer Schlange eine Krone, ein Kränzchen oder überhaupt ein Kleinod, ein Schatz geraubt wird, gewöhnlich während sie zu Wasser geht. Bisweilen geschieht es auch zum Verderben des Räubers oder wenigstens des letzten, der den Raub besitzt. Damit erscheinen aber alle diese Schlangensagen als Nachklänge derjenigen, die uns erzählt, wie Sigurd oder Siegfried auf der Gnitahaide die den Hort behütende Schlange erschlägt, während sie vom Wasser kommt, und wie er dadurch den Schatz gewinnt, der ihm und jedem folgenden Inhaber bis zum letzten nach einiger Zeit den Tod bringt. Die Krone oder das Kränzchen der heutigen Sagen ist nichts Anderes als der Ring des Zwerges Andwari, der diesem sein Gold vermehrt, und an welchen Andwari den Fluch geknüpft hat, seinem Besitzer das Leben zu kosten. Wenn hier und da das eine Glied fehlt, oder die dichtende Phantasie des Volkes

Dieses oder Jenes geändert oder den oder jenen Zug hinzugeschaffen hat, so darf uns dies nicht irremachen, da sich derselbe Prozeß bei allen Mythen beobachten läßt.

Die einfachsten Formen der Sage vom Raube der Schlangenkrone sind folgende:

In den Ruinen der Duborg bei Flensburg lebt eine Schlange von blauer Farbe. Die trägt eine Krone vom feinsten Golde. Sie läßt sich jeden Tag nur einmal und zwar Punkt zwölf Uhr Mittags sehen, und wer ihr da die Krone rauben kann, der ist glücklich. Der König bezahlt ihm sogleich zwanzigtausend Thaler Courant dafür; denn wer sie besitzt, der ist unsterblich. (Erinnerung an die Unverwundbarkeit Siegfrieds nach seinem Bade im Blute des Drachen Fafnir.)

Einst fanden Dorfmädchen bei Niederselk im Schleswigschen auf dem Felde einen Knäuel Schlangen, unter denen die größte, ihre Königin, eine goldne Krone trug. Da band eine von den Mädchen ihre Schürze ab und breitete sie auf den Boden hin. Alsbald kam die Schlange mit der Krone herzugekrochen und warf sie auf die Schürze, worauf jene mit dem Schatze davon lief. Als die Schlangenkönigin dieß sah, schrie sie so entsetzlich, daß jene davon taub wurde. Die Krone aber verkaufte sie für vieles Geld. (Wie das Vorige nach Müllenhoff.)

In Bremmenstein bei Iserlohn bewacht nach Kuhns Bericht ein verwünschter Graf in Schlangengestalt seine Schätze. Alle sieben Jahre um Mittsommer kroch früher der Wurm an drei auf einander folgenden Tagen aus dem Berge hervor, um sich in einem damals im Osten desselben befindlichen Teiche zu baden. Er trug dabei jedesmal eine Goldkrone auf dem Haupte, die er für den glücklichen Finder zurückließ. (Hier fehlt der Raub, aber die Schlange ist ein Mensch gewesen, und sie geht zum Wasser wie in der Fafnirssage.)

Ein Bauer aus dem schwäbischen Dorfe Derendingen hatte in der Steinlach eine Schlange gesehen, die, bevor sie ins Wasser stieg, die goldne Krone, die sie trug, am Ufer ablegte. Da gelüstete es ihn nach dem Kleinode, und eines Tages ritt er hin, stahl sie und jagte davon. Die Schlange merkte den Raub und schoß hinter ihm her. Der Bauer aber wich ihr bald rechts, bald links aus und gelangte auf die Weise glücklich vor seine Scheune, deren Thor er vorher hatte aufmachen lassen. Rasch ritt er hinein, die Schlange aber, die ihm auf den Fersen folgte, wurde von der Thür zerquetscht, die der Knecht dicht hinter seinem Herrn zuschlug.

Zusammengesetzter erscheint dieselbe Sage im Meißnischen, wo man sie folgendermaßen erzählt: Es war einmal ein Bauerbursche, der hatte gesehen, daß in dem Flusse bei seinem Dorfe eine Schlange mit einer Krone badete. Er wußte, daß es die Schlangenkönigin, und daß die Krone vom reinsten Jungferngolde war, und er wußte auch, wie er sie kriegen konnte. Er nahm ein rothes Tuch und einen Spiegel, setzte sich damit auf ein Pferd und ritt an die Badestelle, wo er das Tuch auf den Boden breitete und den Spiegel darauf stellte. Es dauerte nicht lange, so kam die Schlange, sah das Tuch, kroch darauf zu, blickte in den Spiegel und legte die Krone vor ihm ab. Dann ging sie ins Wasser. Der Bauernbursche aber raffte Tuch und Krone auf und ritt, so schnell er konnte, davon. Als die Schlange den Diebstahl gewahr wurde, stieß sie einen Pfiff aus, und sogleich sammelte sich um sie ein ganzes Heer von Schlangen, unter welchem auch fliegende waren, und mit denen sie dem Reiter nachsetzte. Schon hatten sie ihn fast eingeholt, da warf er seine Mütze ab, in die sich die Schlangen nun verbissen, bis sie sie ganz zerrissen hatten. Dann schossen und flogen sie ihm wieder nach, und zum zweiten Male hatten sie

ihn beinahe erreicht, als er seinen Mantel fallen ließ, über den die Schlangen dann wieder herfielen, während der Bauernbursch, so rasch sein Pferd nur laufen wollte, weiter ritt. Noch einmal waren sie dann dicht hinter ihm, und jetzt wickelte er die Krone aus dem Tuche und warf dieses hinter sich, so daß die Schlangen noch einmal Halt machten, da sie dachten, jetzt wäre die Krone gewiß darin. So entkam er mit dieser und wurde dadurch ein reicher Mann. Sein Gold ist ihm aber nicht gediehen.

In einer kürzeren Sage aus Wildbach an der Nagold, die uns Meier erzählt, stirbt der Schlangenkönig aus Gram über seinen Verlust. In mehreren süddeutschen Erzählungen wird er von seinem Volke todtgebissen. Zu Schnifis in Vorarlberg mißlang der Diebstahl, indem der Verfolgte die Krone selbst, um sich zu retten, wegwerfen mußte. Aehnlich erging es einem solchen Kronenräuber zu Sanct Georgen in Oesterreich, der von den Schlangen auf seiner Flucht eingeholt wurde und das ihn umringelnde Ungeziefer nur dadurch wieder loswerden konnte, daß er seinen Raub herausgab. Ganz unglücklich lief der Versuch, sich der Krone zu bemächtigen, für den Räuber in einer Geschichte ab, die ich wieder als charakteristisch und mehrfach an die Ursage erinnernd mittheilen will.

Bei einem Dorfe an der ungarisch-steierischen Grenze ist, nach Vernaleken ein großer Sumpf, in welchem sich früher viele Schlangen aufhielten, die unter der Herrschaft einer Königsschlange standen. Diese war ein großes schöngeflecktes Thier, welches auf dem Kopfe eine Krone von Gold hatte, welche es ablegen und wieder aufsetzen konnte, und welche die Eigenschaft besaß, daß der Gegenstand, zu dem man sie legte, nie weniger wurde, wenn man auch noch so viel davon wegnahm. (Gleich dem silbernen Natterkränzchen in Stockerau

und gleich Andwaris Ring.) Dieß war im Dorfe bekannt, und so gedachte sich ein dortiger habsüchtiger Bauernbursche, koste es, was es wolle, in den Besitz der Krone zu setzen. Zu diesem Zwecke stellte er in der Nähe des Sumpfes einen Tisch auf, breitete ein weißes Tuch darüber und setzte einen Topf mit Milch darauf. Dann versteckte er sich hinter einem Busche in der Nähe, wo er ein schnelles Pferd bereit hatte. Nach einer Weile kam die Königsschlange, kroch auf den Tisch zu, legte ihre Krone auf das Tuch ab und begann die Milch zu verzehren. Als der Junge dieß sah, schlug er das Tuch zusammen und lief mit diesem und der Krone nach seinem Pferde, mit dem er auf sein Haus zujagte. Die Schlange rief durch ein lautes Pfeifen Hunderte von Ihresgleichen aus dem Sumpfe, mit denen sie dem Reiter mit fürchterlichem Zischen nachsetzte. Als der nun vor seinen Hof kam, schrie er laut, worauf ihm der Knecht das Thor öffnete und es dann gleich wieder verschloß. Der Reiter stieg ab und dachte, er wäre jetzt in Sicherheit. Als er aber seinem schweißtriefenden Pferde mit der Hand über den Rücken strich, sprang eine von den Schlangen, die sich im Schwanze des Pferdes verborgen hatte, auf ihn zu und biß ihn in die Brust. Auf sein Geschrei eilte der Knecht herzu und tödtete die Schlange mit einem Messer. Dem jungen Bauer jedoch half das nichts. Er starb bald nachher unter großen Schmerzen. Der Knecht nahm jetzt die Krone und legte sie zu seinem Gelde. Er wurde dadurch immer reicher, aber auch immer geiziger, und so vergrub er, als er sterben wollte, sein Geld sammt der Krone in einem Walde, der davon außerordentlich wildreich geworden sein soll.

Noch deutlicher wie hier erkennen wir in einer andern österreichischen Sage in der Schlangenkrone oder dem Natterkränzchen den das Gut seines jedesmaligen Eigenthümers

vermehrenden, ihn aber schließlich verderbenden Zwergenring der Edda. Ein Bauer stiehlt ein Natternkränzchen, flieht, von den Schlangen verfolgt, zu einem Heiligenbilde, wird von einer alten Frau, die solch Ungeziefer bannen kann, gerettet, nachdem er ihr versprochen, ihr das „silberne Ringlein" zu geben, hält aber dann seine Zusage nicht und benutzt darauf das Kränzchen mit bestem Erfolg. Seine Getreideböden sind immer gefüllt, und sein Geld geht nie zu Ende, bis ihm die Alte eines Tages sein Kleinod wegnimmt und seine Kraft jetzt ebenfalls ausbeutet, indem sie den Silberring auf ihren Schüttboden trägt. „Nachdem er hier eine Zeitlang ihr Korn gemehrt, versah sie es einmal und raffte ihn mit dem Getreide in den Sack, mit dem sie zur Mühle ging. Der Müller schüttete das Korn in die Gosse, als aber das Kränzchen mit hineinfiel, wollte sie gar nicht mehr leer werden. Der Müller wartete ein paar Stunden; als jedoch schon alle Säcke in der Mühle mit Mehl gefüllt waren, das Korn in der Gosse aber noch immer nicht abnehmen wollte, hob er sie ab und sah nach. Er fand dabei das Ringlein, erkannte, daß es ein Natternkränzchen war, und that es zu seinem Gelde. Als die Alte kam und ihr Kränzchen haben wollte, leugnete er, etwas der Art zu haben, worauf die Frau fortging und vor Kummer und Verdruß starb. Der Müller aber wurde nun reicher und immer reicher. Da kam ihm der Gedanke, den Silberring statt zu seinem Gelde oder auf den Schüttboden lieber in die volle Gosse zu legen und zu mahlen. Das ging ein paar Tage ganz gut, und er wußte kaum, was er mit dem vielen Mehle anfangen sollte. Endlich aber gerieth das Kränzchen an die Oeffnung der Gosse, und auf einmal war es zwischen den Mühlsteinen, die es zu Staub zerrieben. Sogleich war die Gosse leer, und gleich nachher zog ein Gewitter herauf, und der Blitz schlug in die Mühle,

die sammt dem Müller verbrannte.“ Man sieht, es ist der verbauerte Nachklang des Kernes der Nibelungensage.

An die oben angeführte Erzählung von den Eltern Scipio's erinnert eine Geschichte vom Pillersee im nordöstlichen Tirol. An dessen Ufer setzte sich einst ein Bauer hin, um auszuruhen. Er machte sich dabei allerhand Gedanken, wobei ihm unter Anderem auch das Unglück durch den Kopf ging, daß er keine Kinder hatte. „Ach“, seufzte er, „wenn mir doch der liebe Gott diesen Stein vom Herzen nehmen wollte, wie froh wäre ich da!“ Da kamen zwei Nattern aus dem See, und die eine gab dem Bauer ein weißes, die andere ein rothes Krönlein, das weiße sollte er, sagten sie, seiner Frau bringen, dann würde sein Wunsch erfüllt werden. Der Mann that, wie ihm geheißen, und nun bekamen die Leute mit der Zeit mehrere Kinder und waren glücklich ihr Leben lang.

Auch in der folgenden Sage ist bei der geschenkten Krone vielleicht an Kindersegen zu denken. Vor alten Zeiten lebte zu Bützberg im Kanton Bern ein Bauer, der seine Magd alle Tage nach einer Matte schickte, um die Kühe zu melken, und da kam immer eine große Schlange zu ihr und wollte von der Milch trinken. Die Magd erlaubte ihr das, und sie wurde dafür belohnt; denn als sie sich verheirathete, kam, während sie beim Hochzeitsmahle saß, die Schlange langsam zur Thür herein und legte ihr eine Krone vor die Füße.

Ganz dieselbe Auffassung, nach welcher man die Hausschlangen in Rom in Stube und Kammer gewähren ließ, liegt der folgenden kleinen Geschichte zu Grunde, welche unsere Großmutter (sie stammte aus Hohenroda bei Delitzsch in der Provinz Sachsen) zu erzählen pflegte, und die nach Meier in Schwaben an mehreren Orten, in Nagold, Rotenburg a. N. und Thieringen lokalisirt ist. Eine Mutter gab ihrem kleinen Kinde Semmel-

milch zu essen und ließ es dann mit seinem Schüsselchen in der Stube allein, um in der Küche etwas zu besorgen. Nach einer Weile wollte das Kind mehr haben, und als die Mutter hineinsah, fand sie, daß die Milch aus der Schüssel verschwunden war, während von der eingebrockten Semmel noch verschiedene Stücke übrig waren. Als sie darüber schalt, sagte das Kind, ein Vögelchen habe ihm essen geholfen. Die Frau gab ihm nun andere Milch und ging wieder in die Küche. Bald nachher hörte sie das Kind in der Stube reden, und als sie durch die Thürspalte lauschte, sah sie eine Schlange aus der Milchschüssel trinken. Das Kind aber schlug das Thier mit seinem Löffel auf den Kopf und sagte: „Du mußt nicht immer Lappei essen, Du mußt auch Brockei essen." Die Schlange aber that dem Kinde nichts zu Leide, und so ließ sie auch die Mutter zufrieden.

Eine Verschmelzung dieser Geschichte mit Zügen aus der von der Schlangenkrone ist die stuttgarter Sage, wo nicht die Mutter, sondern der Vater dem Kinde und der Schlange vor der Milchschüssel zusieht. Die Schlange trägt hier eine goldne Krone, und der Mann erbeutet dieselbe, indem er sich mit einem Beile herzuschleicht und das Thier todtschlägt.

Auch die Czechen haben Hausschlangen, die bisweilen Kronen tragen, und denen man von Rechtswegen nichts zu Leide thun darf. Eine Frau aus Scheibradaun bei Neuhaus erzählte Vernaleken: „Als ich noch ein Kind war, mußte ich jedes Mal nach dem Melken die Milch in den Keller tragen; aber wenn ich sie dann wieder herausholen wollte, war immer die Hälfte der Milch von unsrer besten Kuh verschwunden, und niemand im Hause wußte, wo sie hingerathen war. Das ging eine Weile so fort. Da kam ich eines Tages wieder in den Keller, und als ich die Thür aufmachte, sah ich, wie eine große

weiße Schlange sich nach dem Sims, auf dem die Milchäsche standen, hinaufwand, das Bret, mit welchem wir den mit der fettesten und süßesten zugedeckt hatten, in die Höhe hob und von der Milch trank. Als sie mich gewahr wurde, entfloh sie in ein Loch. Erschrocken lief ich zu meinem Vater und erzählte ihm, was geschehen. Er durchsuchte das ganze Haus nach der Schlange, konnte aber keine Spur von ihr entdecken, und man sah sie überhaupt nicht mehr, auch fehlte von jetzt an nie mehr ein Tropfen Milch. Ein alter Mann aber, dem mein Vater den Vorfall mittheilte, sagte, das wäre die Hausschlange gewesen, von denen jedes Haus eine hätte." Andere alte Leute des Ortes wußten noch Folgendes. Wenn eine Hausschlange sich zehn Jahre bei einer Familie aufhalten kann, ohne beleidigt oder erschlagen zu werden, so wächst ihr auf dem Kopfe eine goldne Krone, die aus den Blumen entsteht, welche die Schlange in dieser Zeit gefressen hat. Dieselben verwandeln sich im Leibe des Thieres zu Gold, und daraus macht sich dieses die Krone selbst. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang kommt es aus seinem Loche hervor und wartet, bis die Sonne einen kleinen Fleck bescheint. Auf diesen legt die Schlange die angefangene Krone und arbeitet so lange daran, bis die Sonne aufgegangen ist. Dann kriecht sie mit der Krone in die Erde zurück, weil sie den Tag nicht vertragen kann. Hat nun eine Schlange ihr zehntes Jahr erreicht, so ist auch ihre Krone fertig, und nun flieht sie mit derselben in die Hölle. Wer sie ihr aber an diesem Tage vor ihrer Flucht abnehmen kann, der hat sein ganzes Leben hindurch Glück.

Eine Schweizersage bringt die gekrönte Schlange mit der wilden Jagd in Verbindung. Wenn diese im Seethal von Hallwill erscheint, um mit ihren gespenstischen Menschen und Hunden die Wälder und Felder zu durchbrausen und sich zu-

letzt in den Bachtobel des Häfei-Baches zu stürzen und zu verschwinden, wissen es die dort an der Bergstraße wohnenden Leute immer voraus; denn es hat sich dann am Tage zuvor unten am Seeufer eine große Schlange mit einem Goldkrönchen auf dem Kopfe sehen lassen. Man sagt auch, daß hier ein Schloß von der Erde verschlungen worden sei, und daß sich in der tiefen Grube, in die es versunken, bisweilen ein Schatz „sonne", der von einem schwarzen Manne gehütet werde und von einem Fronfastenkinde gehoben werden könne.

Eine andere Schweizersage, wie jene von Rochholz mitgetheilt, läßt eine Schlange Gewitter voraussagen. An sehr heißen Sommertagen zeigt sich am Wißmaidli-Brunnen bei Obersachs im Aargauischen eine Schlange, die „Augen wie Baumnüsse und einen zundelrothen Kamm" hat. Bemerkt man sie, so giebt es bald Blitz und Donner. Wer sie erblickt, bekommt böse Augen. Sie ist ein verwünschtes Fräulein, welches Schätze zu verschenken hat, wenn man es erlöst. Dieß kann aber nur dadurch geschehen, daß man der Schlange einen Nagel durch den Kopf schlägt und ihr die Haut abzieht, wie einem Aal.

Häufig sind in den deutschen Sagen solche Jungfrauen in voller oder halber Schlangengestalt, welche Schätze behüten und erlöst sein wollen. Dahin gehört die niesende Schlange bei Meier, von der man in Heubach folgendes erzählt: Im Walde zwischen Heubach und dem Dorfe Lauterburg traf ein Glaser, der oft in letzterem zu thun hatte, wiederholt eine bunte Otter, die nieste jedesmal, wenn er vorbeikam, wie ein Mensch, und zwar immer dreimal. Stets fand er sie an derselben Stelle bei einer Eiche. Niemals aber getraute er sich, zu dem dreimaligen Niesen etwas zu sagen. Endlich erzählte er die Sache seinen Kameraden, und die meinten, das sei wohl keine gewöhnliche Otter, er möge doch den Pfarrer fragen, was hier zu thun

sei. Er ging denn auch zu dem und erhielt den Rath, wenn er die Schlange wieder niesen höre, „Gott helf!“ zu sagen. Nun machte er sich eines Tages mit mehrern Begleitern auf den Weg nach jenem Platze, wo er der Schlange gewöhnlich begegnet war, und als sie noch ein Stückchen bis dahin hatten, blieben seine Gefährten zurück und ließen ihn allein weitergehen. Als er der Otter ansichtig wurde und sie niesen hörte, sagte er: „Gott helf!“ Sie nieste wieder, und abermals wünschte er ihr Gottes Hülfe. Sie nieste nochmals, und als er ihr darauf wieder jenen Wunsch zugerufen, kam sie ganz feurig am Leibe mit großem Gerassel auf ihn zugeschossen und jagte ihm damit eine solche Furcht ein, daß er davon lief. Die Schlange fuhr hinter ihm her und rief: „Ich thue dir nichts zu Leide, nimm mir nur das Schlüsselbund ab, das ich an der Kette da am Halse trage; doch thue es nicht mit bloßer Hand. Hernach folge mir. Ich werde dir den Weg zu einem großen Schatze zeigen und dich glücklich machen.“ Der Bursche ließ sich jedoch nicht halten, und als seine Kameraden ihn laufen sahen, flohen sie ebenfalls über Hals über Kopf. Darauf sagte die Schlange traurig: „Ach, jetzt muß ich noch so lange (zwischen Verbanntheit und Erlösung) schweben, bis jener kleine Eichbaum groß geworden und eine Wiege aus seinem Holze gemacht ist! Erst durch das Kind, welches man da hineinlegt, kann ich erlöst werden. Der Pfarrer tadelte den Glaser, daß er sein Erlösungswerk nur halb vollendet und nicht auch die Schlüssel genommen habe. Uebrigens starb der Mann vier Wochen nachher. Der kleine Eichbaum aber ist inzwischen groß und stark geworden; da er indeß noch nicht umgehauen ist, wird der Geist wohl noch umgehen müssen.

In dieselbe Klasse von Erzählungen gehört die von Rochholz nach einer alten Chronik mitgetheilte Sage von der Schlangen-

jungfrau im Heidenloche zu Augst oberhalb Basel, die oben Weib und unten Wurm ist und in einem Berge wohnt, dessen Eingang nur ein reiner Junggesell findet. (Man erinnere sich an das Opfer der Jungfrau in der Höhle der Schlange im Haine der Juno Sospita.) Wenn er sie dreimal küßt, so ist sie erlöst und der ihr anvertraute Schatz sein eigen. Im Jahre 1520 sei, so erzählen die Chroniken, ein einfältiger stammelnder Schneider aus Basel, Namens Linnimann mit einem geweihten Wachslicht in die Höhle hineingegangen und weiter gekommen, als je vorher einem andern Menschen möglich gewesen. Der habe dann von wunderlichen Dingen, die ihm begegnet, zu reden gewußt. „Erstlich habe er eine eiserne Pforte angetroffen und darnach aus einem Gewölbe in das andere und endlich durch etliche schöne, gar lustig grünende Gärten gehen müssen. In der Mitte sei ein herrlich und wohlgebautes Schloß oder Fürstenhof gestanden, in welchem eine gar schöne Jungfrau mit menschlichem Leibe bis unter den Nabel gewesen, welche auf ihrem Haupte eine Krone von Gold getragen und ihre Haare fliegen lassen. Unter dem Nabel habe sie wie eine greulige Schlange ausgesehen. Sie habe ihn bei der Hand genommen, zu einem eisernen Kasten geführt, auf welchem zwei schwarze bellende Hunde gelegen, vor denen niemand zu dem Kasten gehen dürfen. Die Jungfrau aber habe dieselbigen also gestillet, daß er ohne alle Hinderniß hinzutreten können. Nach diesem habe sie ein Bund Schlüssel, die sie am Halse getragen, abgenommen, den Kasten aufgeschlossen, allerlei güldene, silberne und andere Münzen daraus genommen, von welchen sie ihm aus sonderbarer Freigebigkeit ziemlich viel geschenkt, welche er auch mit sich aus der Kluft gebracht, wie er denn dieselbigen gewiesen und sehen gelassen. Die Jungfrau hat ihm gesagt, sie wäre aus königlichem Stamme geboren und in ein solches Un-

geheuer verflucht worden; sie hätte auch keine andere Hoffnung, erlöst zu werden, als wenn sie von einem Jüngling, der seiner Jungfrauschaft halben unverletzt wäre, dreimal geküßt würde. Alsdann würde sie ihre vorige Form und Gestalt wieder erlangen, und wollte sie hingegen zur Dankbarkeit den ganzen selbiger Orten verborgenen Schatz dem, der sie erlöste, geben und überantworten. Er sagte auch, er hätte die Jungfrau allbereits zweimal geküßt, darüber sie sich beide Male vor großer Freude und gefaßter Hoffnung der Befreiung von dem über ihr schwebenden Fluche mit so greuligen Geberden erzeiget, daß er sich gefürchtet, sie werde ihn lebendig zerreißen. Inzwischen (d. h. zwischen dem zweiten und dritten Besuche und Kusse) habe sich begeben, daß ihn etliche seiner Gespanne mit sich in ein Frauenhaus genommen, in dem er sich mit einem Weibe in solcher Weise eingelassen, daß er nachgehends den Eingang der Kluft nicht mehr finden, vielweniger in dieselbe wiederum hinein kommen können, welches er zum oftermal mit Weinen geklaget."

Ich lasse nun zunächst noch zwei schwäbische Sagen aus Meiers Sammlung folgen, von denen uns die erste die Schlange in der etwas seltsamen Rolle einer Wächterin bei dem dritten Gebote zeigt, während von der zweiten nur zu sagen ist, daß sie auch anderwärts, z. B. in Sachsen, erzählt wird.

Eben drei Stunden von Stein an der Donau wohnte eine reiche Bauerswittwe, die bei den dortigen Leuten in sehr schlechtem Rufe stand. Einst schickte sie am Pfingstmontage ihre Magd auf die Wiese, um Gras für das Vieh zu holen. Kaum aber hatte diese zu grasen angefangen, als vor ihr eine große Schlange erschien, die ihr befahl, sogleich nach Hause zu gehen, da man an einem Feiertage keine Dienstbotenarbeit verrichten dürfe. Als die Magd das hörte, lief sie eilends in das Haus und

erzählte es ihrer Frau. Diese aber schalt sie eine faule Dirne, die ihr etwas vorlüge, weil sie nichts thun wolle, und sagte dann, sie werde mit ihr nach der Wiese zurückkehren, damit sie die wunderbare Schlange auch sähe. So gingen sie denn mit einander auf die Wiese, und die Bäuerin fing an, Gras zu schneiden. Da aber war augenblicklich die Schlange wieder zur Stelle und gebot ihr, aufzuhören; wo nicht, so solle sie schwer zu büßen haben. Als jene diese Drohung hörte, wurde sie zornig und wollte mit der Sichel nach der Schlange hauen. Kaum aber hatte sie dazu ausgeholt, so sprang ihr der Wurm an die Brust und ringelte sich ihr um den Hals. Jetzt war die Bäuerin voll Angst und Schrecken und versprach, das Weitergrasen sein zu lassen und nach Hause zu gehen. Die Schlange aber antwortete: „Jetzt ist es zu spät dazu, Du mußt mich von nun an sieben Jahre am Halse tragen.“ So ist es denn auch geschehen, und die Frau hat sich in ihr Schicksal fügen müssen. Als die sieben Jahre aber bald um waren, erkrankte sie, und am Morgen des Pfingstmontags war sie todt. Von der Schlange ist seitdem nichts wieder zu sehen gewesen.

Im vordern Schwarzwalde war eine Magd, die hatte beim Wassertrinken eine ganz kleine Schlange verschluckt, (in Sachsen ist sie ihr, als sie beim Grasmähen auf einem Heuhaufen schlief, in den offenstehenden Mund gekrochen) wovon ihr der Leib allmählich sehr anschwoll; denn die Schlange blieb bei ihr und wurde immer größer. Mittags aber, wenn die Magd die Kühe molk, überfiel sie jedesmal eine solche Müdigkeit, daß sie eine Weile die Augen schließen und schlafen mußte. Dann kam die Schlange aus ihrem Munde heraus, trank von der warmen Milch im Eimer und kroch, wenn sie genug hatte, wieder in das Mädchen hinein, worauf dieses alsbald erwachte. Endlich merkten die Hausleute, wie die Sache sich verhielt,

paßten auf und schlugen die Schlange todt, und die Magd verlor nun sogleich ihren starken Leib.

Ich schließe diesen Abschnitt der Zoologie des Volkes mit einigen Nachträgen. Im kärnthner Lesachthale glaubt man, die Schlange lege ihr Krönlein auf ein rothes Tuch ab, das man an ihrer Badestelle ausbreite und mit frischem Brote belege. Zu Veltheim im Aargau schütten die Schlangen, bevor sie ins Wasser gehen, ihr Gift auf einen Stein am Ufer aus, und nimmt man es ihnen dort weg, so müssen sie sterben. Zu Vouvry im Kanton Wallis gab es eine fliegende Viper, die sich in die Fässer der Keller hineinbohrte und den Leuten ihren rothen Wein austrank. Als sie einmal an der Rhone schlief, stahl ihr ein Bauer den Edelstein, den sie am Kopfe trug. Zuvor hatte er daheim ein Faß inwendig mit Nägeln ausgeschlagen, und als ihn die Schlange nach dem Raube verfolgte, lief er auf dieses Faß zu, in welches jene, da es Wein enthalten hatte, hineinschoß, wobei sie sich an die Nägel spießte und daran verblutete. Nach einer von Stöber mitgetheilten Sage aus dem Elsaß hat die Juraschlange im Auge einen Karfunkel.

Selbst die Lappen kennen nach Castrén den Schlangenstein, und merkwürdigerweise hat er bei ihnen eine Eigenschaft, welche die obenerwähnten Schlangeneier bei römischen Prozessen gehabt zu haben scheinen. Alljährlich einmal versammeln sich die Schlangen in Lappland mit ihren Häuptlingen zu einem Thing, bei welchem jeder Unterthan Anträge stellen kann und die Häuptlinge Rechtsstreitigkeiten schlichten. An der Stelle aber, wo ein solches Thing abgehalten worden ist, findet man den sogenannten Schlangenstein, der dem Finder bei Klagen vor dem Richter gute Dienste leistet.

Sagen von verwünschten Jungfrauen, die in Schlangen-

gestalt Schätze hüten und auf Erlösung harren, giebt es im Harz und in Westfalen, in Sachsen, Thüringen und Hessen sowie in der Schweiz an vielen Orten. In der Mark heißt es, wer eine Schlange mit ins Bett nehme, werde viel Glück haben. Wer in Tirol einen Blindschleichenkopf mit in sein Gewehr ladet, trifft alles Wild, das ihm aufstößt. Der tiroler Haselwurm, der dem, welcher ihn fängt und ißt, allerhand zauberische Eigenschaften mittheilt, ist oben besprochen worden. In Ostpreußen lautet ein Spruch, mit welchem man Leute beschwört, die von einer giftigen Schlange gebissen worden sind, nach Wuttkes Mittheilung: „Du Schlange, Du Otterschlange, von wannen bist Du geworden? Von einer Weide. Zu einer Weide sollst Du wieder werden. Ich will ja beißen nicht mit meiner Macht, sondern mit Gottes und Christus des Herrn Macht, daß es Dir nicht soll schaden vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Im Namen Gottes des Vaters," u. s. w.

Endlich ist hier des fabelhaften Basilisken, der in der Schweiz „Baselist" genannt wird und das Wappenthier des Kantons Basel ist, zu gedenken, von dem man in der nördlichen Schweiz meint, er sei die Frucht der Begattung eines Hahnes mit einer Schlange. Nach Vernaleken erging im Jahre 1474 eine Sentenz des Rathes zu Basel, zufolge welcher ein Hahn verurtheilt wurde, als Hexenmeister den Scheiterhaufen zu besteigen, weil er ein Ei gelegt hatte. Letzteres wurde ebenfalls ins Feuer geworfen. In Appenzell ist der „Baselist" ein Ungeheuer, von dem man sagt: „Wenn en Baselist enn aluega cha, 's öb ma ehna cha g'sie, mos ma sterba," d. h. wenn ein Basilisk einen anblicken kann, bevor man ihn zu sehen bekommt, so muß man sterben — eine Meinung, die auch in England gegolten zu haben scheint, da Dryden sagt:

„Mischiefs are like the cockatrice's eye,
If they see first, they kill, if seen, they die."

In Tirol entsteht dieses Fabelthier, welches beiläufig nicht aus der germanischen Mythologie stammt, sondern aus dem Morgenlande über Rom in die mittelalterlichen Klöster und erst aus diesen unter das Volk gekommen ist — schon bei Plinius wird es erwähnt — aus dem Ei, welches ein vollkommen schwarzer Hahn, nachdem er sieben Jahre alt geworden ist, zu legen pflegt. Es wird sehr alt, ist ein Gemisch aus Kröte und Schlange mit einem Hahnenkopfe und tödtet durch seinen giftigen Blick. Tiroler Bäuerinnen lassen deßhalb einen Hahn nicht leicht über sieben Jahre alt werden. Nach lausitzer und schlesischem Aberglauben hat der Basilisk auch eine fürchterliche Stimme, deren Schall tödtlich wirkt. In den holsteinischen Marschen sagt man, er komme aus einem Ei, welches ein zwanzigjähriger Hahn gelegt, und vor seinem Blicke sterbe alles Lebendige sogleich, ja selbst Steine zersprängen davor. Indeß hat es hier Leute gegeben, die lange Jahre ein solches Thier gehabt haben. Nur verwahrten sie es in einem dunkeln Keller, in den kein Licht hinein schien. Hält man dem Basilisken einen Spiegel vor, so daß er sich selbst zu sehen bekommt, so muß er sterben wie ein anderes Wesen, auf das seine Augen fallen.

VII.

Die Astronomie des Volkes.

Wie das Volk, wo die Schule und die populäre Literatur ihm noch nicht andere Wege, sich zu belehren gewiesen haben, als die gewöhnlichen, seine eigene Botanik mit Alräunchen, Springwurzeln und Farnsamen, seine Zoologie mit Drachen, dreibeinigen Hasen, gekrönten Schlangen und grausam giftigen Basilisken, wie es seine sehr ausgebildete Medizin und in gewissem Sinne seine besondere Theologie, Anthropologie und Physiologie besitzt, so hat es auch seine eigene Wissenschaft von den Himmelserscheinungen und der Welt der Gestirne, seine Meteorologie und Astronomie; nur stimmen die einzelnen Landschaften hier oft nicht überein, und Vieles von dem, was einst von Allen geglaubt wurde, ist jetzt nur noch Kinderglaube oder scherzhafte Redensart bei den Erwachsenen.

Wenn es donnert, so sagt man auf der nordfriesischen Insel Sylt: „Der liebe Gott fährt seine Kiesen" (Feuerung aus getrocknetem Mist). Die Ditmarscher aber meinen dann, die Engel kegeln mit großen Steinen, und ist es ein schweres Ge-

witter, so heißt es: „Nun fährt der Alte wider die Bäume im Himmel und haut mit der Axt ein Rad“; denn aus den dabei herumfliegenden Funken entstehen die Blitze. „Unser Herrgott mangelt“, meint man bei fernem Donner in dem westfälischen Hagenburg. Im Lechrain schiebt Petrus mit seinem Anhange dann Kegel, anderwärts wieder schüttet unser Herrgott Getreide in den Kornkasten. Zu Owen in Schwaben sagt man: „Der Heiland kommt und ist zornig, hörst Du, wie er durnet?„ in Wurmlingen: „Das Himmelsvatterle balgt (schilt)“, im Schwarzwalde wird droben „mit Steinen gekegelt.“ Fällt ein solcher Stein durch ein Loch, so fällt er als „Donnerstein“ oder „Strahlstein“ auf die Erde, wo er alles, was er trifft, zerschmettert und tief in den Boden eindringt. Von dort kommt er allmählich wieder in die Höhe, und in sieben Jahren, sieben Tagen und sieben Stunden hat er sich der Erdoberfläche wieder so weit genähert, daß er „von einem Hahne herausgescharrt werden kann.“ Wenn man ihn dann nicht findet und mitnimmt, so sinkt er wieder in die Tiefe und kommt nicht wieder. Wer aber im Besitz eines solchen Donnersteines ist und ihn bei sich trägt, den trifft kein Blitz. Wenn man ferner ein Stückchen von ihm abschlägt und sich's in die Hand unter die Haut steckt, dann mit dieser Hand jemand schlägt oder auch nur berührt und dazu spricht: „Treff Dich der Strahl!“, so fällt der Getroffene augenblicklich todt zu Boden. Dieser Stein ist dreieckig und läuft spitz zu, sieht gräulich aus und ist sehr hart. Steht ein Wetter am Himmel, so bewegt er sich hin und her. Ein Feuer, das der Blitz anzündet, ist nach schwäbischer Volksmeinung nicht zu löschen, es sei denn, daß auf den ersten heißen Schlag sogleich ein zweiter „kalter Streich“ erfolgte, der Alles wieder auslöscht.

Charakteristisch für die Stellung des Volkes zu den Gewittern ist folgende in Schwaben sehr verbreitete Geschichte.

Ein Bauer pflügte einst mit zwei Ochsen, als ein Wetter heraufstieg und der Blitz ihm die beiden Thiere erschlug. Er kaufte sich ein Paar andere, und als er mit diesen im nächsten Jahre wieder pflügte und dabei abermals ein Gewitter heranzog, rief er, gen Himmel blickend: „So, schmeckst (riechst) e Paar Oechsle?" spannte eiligst seine Ochsen aus und machte, daß er mit ihnen heimkam. Seine Frage aber ist zum Sprichwort geworden, das in dem Sinne gebraucht wird: Ich merke, Du willst was von mir, aber ich gebe Dir's nicht. Wenn die Nebel im Gebirge aus dem Walde aufsteigen, heißt es bei Lauban: „Die Bergweibel schießen aus dem Busche", im Harze: „Die Bergmutter braut", in Schwaben: „Die Füchse backen Küchlein", im Aargau: „Der Hase siedet." Wenn es bei Sonnenschein in der Ferne regnet, sagt man in Sachsen: „Die Sonne zieht Wasser (aus dem Wolkenbrunnen), in Westfalen: „Es ist Kirmeß in der Hölle", am Niederrhein: „Frau Holle hat Kirmeß", in Baiern: „Jetzt prügelt der Teufel sein Weib." Wenn in den Alpenländern sich plötzlich ein starker Sturm erhebt, glaubt man, es habe sich jemand erhängt, und der Teufel beutele ihn vor Freude hin und her. Aehnlicher Aberglaube herrscht in Schwaben. Wenn man in einen Wirbelwind ein Messer wirft, so wird ein großer Kerl daraus, sagt man zu Uchte in Westfalen. Im Lechrain dagegen „füttert" man ihn mit Lappen oder Werg, das man aus dem Fenster wirft. Wieder in anderen Gegenden muß man hineinspeien, damit die darin sitzende Hexe einem nichts anthut. Wenn es schneit, „schüttelt Frau Holle ihre Betten aus", heißt es in Sachsen und im Brandenburgischen. Zu Derendingen in Schwaben erzählt man sich, der Sommer diene denen im Himmel zum Kleinhacken des Schnees. Wenn große Flocken fallen, „kommt es durch den groben", wenn es fein schneit, „durch den feinen Beutel" (wie das Mehl in

der Mühle). Im Schwarzwalde leeren beim Schneien die Waldweiber ihre Betten.

Wenn sich der Himmel mit kleinen weißen Federwölkchen bedeckt, so „blüht" er in der Gegend von Tübingen. In andern schwäbischen Landstrichen und in Sachsen sagt man dann: „Unser Herrgott treibt seine Schaafe aus."

Der Regenbogen wird im österreichischen Hochgebirge vom Landvolke als die Brücke angesehen, über welche die Seelen der Gerechten von ihren Schutzengeln in das Paradies geführt werden. In Schwaben meint man, derselbe stelle sich mit den beiden Endpunkten, mit denen er die Erde berührt, immer über zwei Gewässer, aus denen er dann mit zwei goldnen Schüsseln schöpfe. Wer zu rechter Zeit an die Stelle kommt, wo der Regenbogen „trinkt", der kann ihm die eine dieser Schüsseln abnehmen. Manche behaupten auch, er lasse da, wo er am Längsten auf dem Boden stehen bleibe, eine solche Schüssel zurück, weßhalb die Landleute sich nach einem Regenbogen auf die Suche nach dem Kleinod zu begeben pflegen. Wer aber eins findet, der darf es nicht verkaufen, sondern muß es als Erbstück in der Familie lassen; denn es bringt Glück ins Haus. Ein Schäfer aus Undingen auf der rauhen Alp hat einmal eins gefunden und seit der Zeit ist ihm kein Schaf mehr krank geworden. In Heubach verkaufte einer das seinige, und sofort wurde er zur Strafe stumm. Die Serben schreiben dem Regenbogen, welchen sie „die Geisterbrücke" nennen, die Macht zu, das Geschlecht der unter ihm Durchgehenden zu ändern — vielleicht ein Anklang daran, daß man sich nach der Bibel die verklärten Geister im Jenseits als geschlechtslos vorzustellen hat.

Allenthalben in Deutschland ist der Ausdruck und unter sehr vielen Leuten sicherlich auch der Glaube verbreitet, daß die Sterne „sich schnäuzen." Wenn in den österreichischen Alpen

eine Sternschnuppe fällt, so ist eine Person in Todsünden gestorben. Anderwärts zeigen sie an, daß an der Stelle, wo sie auf den Erdboden aufschlagen, ein Schatz vergraben liegt. Die Lithauer glauben, daß die Sterne die Enden der Lebensfäden der Menschen seien, und daß ein sogenannter Sternfall den Tod von jemand bedeute. In Sachsen wird hier und da gesagt, die alten Zimmerleute würden im Himmel damit beschäftigt, daß sie alte Monde zerspalten und die Stücke zu zackigen Sternen ausschnitzeln müßten. In Holstein ist eine ähnliche komische Meinung verbreitet. Hier müssen die alten Jungfern, nachdem sie gestorben sind, dem lieben Gotte die Sterne machen. Sobald eine Sonne des Abends im Westen untergegangen ist, kommen sie, um sie zu Sternen zu zerschneiden, die dann von den verstorbenen alten Junggesellen an den Himmel hinaufgeblasen werden.

Die Milchstraße heißt bei den Lithauern „der Weg der Vögel", indem dort die Seelen der Todten als weiße Vögel hin und herflattern. In Schwaben wird sie die „Jakobsleiter" genannt, und manche Leute sehen hier auf ihr noch heute wie einst der Erzvater Jakob (im Traume) die Engel auf und absteigen. In Siebenbürgen heißt die Milchstraße der „Mehlweg." In Westfalen wird sie mit plattdeutschen Ausdrücken bezeichnet, welche der Mühlenweg, die Straße nach Aachen, die Kölnische oder die Frankfurter Straße, die Heerstraße, der Weg Hels (der Todesgöttin), der Pfad nach dem Untergange bedeuten. Auch die Bezeichnung „Wetterbaum" kommt für sie hier vor, so daß sie mit der Federwolkenerscheinung verglichen wird, welche die deutschen Seeleute Wind- oder Sturmbaum, die Engländer fox-tail, d. h. Fuchsschwanz, nennen. Man sagt von ihr in Osnabrück, sie gehe gerade von Süden nach Norden. Bei Wolfenbüttel nennt man sie die „Himmelsstraße" und behauptet,

sie sei die Mitte der Welt, und die Sonne stehe zu Mittag regelmäßig in derselben. „Die Milchstraße dreht sich nach der Sonne, indem sie dort zuerst erscheint, wo die Sonne untergegangen ist", meinten himmelskundige Bauern zu Woltringhausen im Amte Uchte, wogegen ein andrer Dorfastronom sie „für den Widerschein der Sonne" erklärte.

In ähnlicher naiver Weise giebt sich das Volk über die auffallenderen von den Sternbildern am Nachthimmel Rechenschaft. Ein Schäfer in Volkringhausen war der Ansicht: „Das Siebengestirn sind die sieben Wochentage; die hat unser Herrgott so zusammengestellt, daß man immer ein Merkmal habe, an welchem Tage man ruhen müsse." Anderswo in Westfalen aber sagt man: „Gegen den Siebenstern steht Einer mit einer Grepe, der Sonntags während der Kirche Dörner (Dornzäune) gemacht hat." In Schwaben heißt dieses Sternbild die „Gluckhenne", weil unter den Sternen der Gruppe einer ist, welcher die übrigen sechs als Küchlein anführt und zugleich alle übrigen Gestirne des Himmels „zusammenlocken" kann. Eine Volkslegende vom Siebengestirn endlich erzählt: „Christus ging einmal an einem Bäckerladen vorbei, wo es nach frischem Brote duftete. Da ließ er die Jünger den Bäcker um ein Brot bitten. Der schlug es ihnen ab, seine Frau aber, die mit ihren sechs Töchtern dabeistand, gab ihm heimlich ein Brot. Sie wurde zur Belohnung ihrer Mildherzigkeit sammt ihren Mädchen unter die Sterne versetzt. Der Mann aber wurde in einen Kukuk verwandelt. Dieser Vogel heißt deßhalb der „Beckenknecht", und so lange er im Frühling ruft — von Tiburtii bis Johanni — ist das Siebengestirn am Himmel sichtbar."

Die drei Sterne, welche den Gürtel des Orion bilden, nennt das schwäbische Volk den „Mosesstab", und zwar soll es derjenige sein, mit welchem der Prophet das Rothe Meer schlug,

daß es sich theilte, und die Kinder Israel trocknen Fußes hindurchgehen ließ.

Das Sternbild des großen Bären wird in Schwaben der „Himmelswagen" genannt, und man erkennt an ihm deutlich vier Räder, zwei Pferde und den Fuhrmann; auch weiß man, daß er jede Nacht nach Jerusalem fährt. In Westfalen giebt es über diese Constellation verschiedene Meinungen. In Saldern heißt es, sie sei der Wagen, auf dem Elias (der bisweilen Donar vertritt) gen Himmel gefahren sei. Bei Pyrmont ist der kleine Stern am Wagen der „ewige Fuhrmann", der mit dem wilden Jäger, d. h. mit Wuotan verwandt ist. In Glandorf führt das Ganze den Namen „Petruswagen", was wieder an Donar erinnert, der oft durch Petrus ersetzt ist. In der Gegend von Paderborn endlich erblickt das Volk in den vier Sternen, welche ein Viereck bilden, die Räder und in den drei Sternen vor ihnen die drei Pferde des „Himmelswagens, und auf dem mittelsten Pferde sitzt der Fuhrmann, welcher den Namen „Dümeken" (Däumchen, Däumling) führt. Manche nennen ihn auch „Supdümeken" (Saufdäumling). Sehr wahrscheinlich sah man einst in dem Sternbilde entweder Donar mit seinem von Böcken gezogenen Wagen oder Wuotan mit dem Wagen für die todten Seelen, der bisweilen in den schwäbischen Sagen vom wüthenden Heere vorkommt. In Holstein wird es der „Karlswagen" genannt und als das Fuhrwerk angesehen, mit dem Elias und unser Herr Christus gen Himmel gefahren sind. Der kleine Stern über dem mittelsten von den dreien, welche die Deichsel bilden, ist der Fuhrmann, Hans Dümkt. Der war Knecht beim lieben Gott und that, obwohl er's da gut hatte, seine Arbeit nicht, wie sich's gehört; namentlich schnitt er den Häckerling immer zu lang. Mehrmals verwies ihm das sein Herr, er aber kehrte sich nicht daran. Darüber wurde der liebe Gott

zuletzt so verdrießlich, daß er ihn eines Tages beim Kragen nahm und auf die Deichsel des Himmelswagens setzte, wo er nun jeden Abend zu sehen ist — eine Warnung für alle Knechte, die den Häckerling zu lang schneiden.

Fast überall in Deutschland ist, wie bereits im zweiten Kapitel bemerkt wurde, die Meinung verbreitet, daß die Sonne am Ostermorgen drei Freudensprünge thue, in Rotenburg a. N. thut sie deren in der Christnacht, wo sie ihren Lauf verändert, zwei. Am Karfreitag dagegen ist sie von früh bis Nachmittags drei Uhr verhüllt und trauert. An jedem Sonntag (oder Sonnabend) muß sie wenigstens eine kurze Zeit scheinen, damit die Mutter Gottes ihre Windeln trocknen kann. Wenn man in Schwaben drei Sonnen zu gleicher Zeit am Himmel sieht, so giebt es Krieg, und das Land, über welchem die größte steht, gewinnt dabei. In Herbrechtingen hat man solche Nebensonnen oft gesehen, z. B. kurz vor dem Feldzuge Napoleons des Ersten gegen Rußland. Die größte Sonne stand damals nach Norden zu, weßhalb der Russe auch gesiegt hat. Bei Sonnenfinsternissen fällt giftiger Thau vom Himmel, und so ist dringend zu rathen, bei solchen Gelegenheiten die Brunnen zuzudecken und kein Kraut sowie keine Früchte, die sich während der Verdunkelung der Sonne im Freien befunden haben, eher zu genießen, als bis sie durch Regen gereinigt sind. Hinter Büsum, sagt man im Ditmarschen, ist die Welt mit Bretern zugenagelt. Da sitzt am äußersten Ende ein großer Riese, der hat die Sonne an einem Tau und windet sie jeden Morgen in die Höhe und Abends wieder herunter. Mehr ein Scherz und eine Neckerei ist es, wenn Andere von den (auch sonst viel gehänselten und im Rufe von Schildbürgern stehenden) Büsumern behaupten wollen, die säßen in ihrem Kirchthurme und hätten die Sonne dort an einem Seile, mit dem sie dieselbe alle Morgen auf-

ziehen müßten, oder wenn man sagt, sobald die Sonne Abends in ihre Nähe käme, bänden die büsumer Straßenjungen ihre Taschenmesser an Bindfaden und würfen damit in die Sonne hinein und zerrten sie dann herunter. Wieder Andere endlich versichern, daß es bei Hamburg ein Dorf giebt, dessen gottlose Einwohner sich solchen Unfug mit dem Monde erlauben, ihn auf und niederziehen und an ihm herumschnitzeln. Von ihren Messern hätte er die tiefen Löcher und die schwarzen Flecke, die man an seiner Scheibe bemerke. Damit sind wir aber bei dem Kapitel der Volksastronomie angelangt, welches ich ausführlich behandeln will.

Vor allen andern Himmelskörpern hat der Mond die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gelenkt, und überaus groß ist in Folge dessen die Menge der Vorstellungen, Sagen und Gebräuche, die sich an diesen Begleiter der Erde knüpfen. Daß er dabei sehr verschieden aufgefaßt wird, darf nicht Wunder nehmen. Bald klingen die Sagen der Urzeit nach, denen er ein belebtes Wesen war, bald ist er ein bloßer Ort am Himmel, wohin Uebelthäter verbannt sind. Aehnlichen Auffassungen begegnen wir in den Gebräuchen, die sich auf seinen vermeintlichen Einfluß auf Temperament und Gesundheit der Menschen, auf das Gedeihen der Feldfrüchte und andere Vorgänge und Zustände des Lebens beziehen. Doch spielen hier orientalische Vorstellungen, durch Römer, Kreuzfahrer und mittelalterliche Juden vermittelt, in den germanischen Ideenkreis herein. In diesem läßt die älteste Gestalt der Mythe vom Monde, die uns schriftlich erhalten ist, Odhin als Weltordner die Riesentochter Nacht und deren Sohn Tag zu sich berufen und jedem von beiden ein Roß und einen Wagen geben, damit sie in je vierundzwanzig Stunden je einmal um die Erde fahren. Nacht hat den Vortritt, ihr Roß, der Mond, heißt Reifmähne; das

knirscht in sein Gebiß und wirft den Schaum über die Erde, wovon Thau und Reif kommen. Ihr folgt Tag, dessen Roß heißt Scheinmähne, es hat leuchtende Haare, die Sonnenstrahlen, von denen Luft und Erde ganz erhellt werden. Später, als die reine Naturreligion sich mit ethischen Momenten erfüllte, nahm diese Mythe eine andere Form an. Es war ein Mann, so heißt es, der hieß Mundelför (Scheibenschwinger) und hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, und da sie so hold waren und so schön leuchteten, nannte er den Sohn Mond und die Tochter Sonne. Diese aber vermählte er einem Manne, der Glanz hieß. Die Götter jedoch wurden zornig über den Stolz Mundelförs und nahmen ihm die Kinder, um sie als Leiter des Ganges von Sonne und Mond an den Himmel zu setzen. Sonne mußte die Hengste führen, die vor den Wagen des Taggestirns gespannt sind und Frühwach und Allgeschwind heißen. Unter ihren Bugen sind Blasebälge, um sie abzukühlen; denn der Sonnenwagen ist aus Feuerfunken gemacht, die aus Muspelheim, dem Riesenlande, herüberfliegen und ganz glühend sind. Vor ihn ist auch ein Schild gesetzt, um die Hitze aufzufangen. Wenn der einmal herunterfiele, so würden Erde und Wasser entbrennen. Mond wurde bestimmt, den Wagen des Nachtgestirns zu lenken und über Neulicht und Volllicht zu herrschen. Noch späteren Ursprunges ist die Sage, nach welcher der Mond, als er einmal auf die Erde herabgesehen und Widfinns Kinder Bil und Hiuk erblickt, wie sie vom Brunnen Byrgr kamen und eine Stange mit einem Eimer Wasser auf der Schulter trugen, diese raubte und zu sich nahm, so daß man sie noch heute im Monde gehen sieht.

Die Urgestalt der Vorstellung des Germanenthums vom Monde drücken diese Erzählungen nicht aus. Man wird sich denselben Anfangs vielmehr einfach als Auge oder als fliegende

Scheibe oder auch als rollendes Rad (noch jetzt sagt man in der Oberpfalz: „Der Mond ist voll wie ein Pflugrad) vielleicht auch als glänzenden Schild gedacht haben — Ausdrücke, die in der Edda wenigstens von der Sonne wiederholt gebraucht werden.

Neben diesen Bildungen der Mythe ging wahrscheinlich unter den südlichen Germanen — vielleicht schon früh — eine andere Auffassung der beiden großen Gestirne her: Die Sonne wurde für eine göttliche Frau, der Mond für einen Mann gehalten, und beide galten für miteinander vermählt. Der Mond war aber ein so kühler Gatte, daß es die Sonne verdroß. Sie schlug ihm eine Wette vor: wer zuerst aufwachen würde, der sollte das Recht haben, bei Tage zu scheinen; dem Trägen gehöre die Nacht. Früh am Morgen zündete darauf die Sonne der Welt das Licht an und weckte den phlegmatischen Gemahl. Seitdem leuchten beide getrennt. Beide reut indeß die Scheidung, und so suchen sie sich einander zu nähern. Das ist die Zeit der Sonnenfinsterniß. Dann machen sie sich gegenseitig Vorwürfe, aber keins behält Recht, und so trennen sie sich wieder. Vor Kummer nimmt der Mond dann ab, bis ihm die Hoffnung wiederkehrt und ihn wieder voll werden läßt.

Von mehrern dieser Sagen und Mythen bewahrt der deutsche Aberglaube noch deutlich erkennbare Reste. Im Böhmerwalde wird z. B. eine Sonnenfinsterniß als Streit zwischen Sonne und Mond angesehen, und damit der Mond, der als der Stärkere gilt, nicht die Oberhand behalte, fallen die Altgläubigen auf die Kniee und beten, zum Ofen gewendet, oder schlagen mit Messern auf Pfannen und Sensen, damit der Mond, hierdurch erschreckt, vom Raufen ablasse. Noch wichtiger aber für unsern Zusammenhang ist die Art und Weise, in welcher sich das Volk in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sowie in England die Mondflecken erklärt; denn hier sehen wir mit

einigen Veränderungen die jüngere von den obenangeführten drei Eddamythen vor uns, ja einige Versionen zeigen auch Spuren von der jüngsten. Ehe ich indeß hierauf näher eingehe, lade ich die Leser ein, mit mir einen Blick auf die Deutung jener Flecken unter nicht germanischen Völkern zu thun.

Die Inder erzählen: Als der Beherrscher des Luftkreises, Indra, die schöne Ahalya verführen wollte, machte er den leuchtenden Candra (Mond) zum Vertrauten seiner Absicht. Dieser wußte, daß der Gatte der holden Frau, ein frommer Bramine, jedesmal beim ersten Hahnenkrähen zum Gebet aufstand und seine Hütte verließ, um sich im Ganges zu waschen. Beide Götter begaben sich also nach seiner Wohnung. Hier nahm Candra die Gestalt eines Hahnes an und krähte noch vor Mitternacht. Sogleich stand der heilige Mann auf, um dann hinunter an den Strom zu gehen, und nun besuchte Indra die Ahalya in Gestalt ihres Gemahls. Dieser aber wurde von der Göttin Ganga, da er sie vor Tagesanbruch störte, übel aufgenommen, und da schöpfte er Verdacht, kehrte rasch um und traf, als er seine Hütte erreichte, die beiden Götter bei seinem Weibe. Er prügelte beide unbarmherzig durch und belegte sie noch überdieß mit dem Fluche, daß sie die Merkmale dieser Schläge ewig behalten sollten. Der Mond ist daher noch jetzt voll dunkler Flecken.

Eigenthümlich ist die weite Verbreitung von Vorstellungen, welche den Hasen in Beziehung zum Monde bringen. In einer Fabel des Hitopadesa erscheint der Hase vor dem Elephanten und giebt sich für einen Gesandten des Mondes aus, der ja auch auf seiner Scheibe den Hasen als Wappenbild führe. Die Inder nennen daher den Mond den Hasenträger. Die Mongolen erzählen: Bogdo Schigamuni, (Buddha Ssakjamuni) der oberste Regent des Himmels, hatte sich einst in einen Hasen verwandelt,

um einem verhungernden Wandersmanne zur Speise zu dienen. Wegen dieser edlen Opferthat setzte Churmusta, welchen die guten Geister als ihren Obersten verehren (Ormuzd, wir haben ein Gemisch buddhistischer und persischer Mythen vor uns) die Gestalt eines Hasen zu ewigem Gedächtniß in den Mond. In Japan sind die Mondflecken ein Hase, der in einem Mörser Reis stößt. Bei den Namaguas im Hottentottenlande gilt der „Mann" im Monde für heilig, und demselben ist der Hase geweiht, weßhalb niemand dessen Fleisch essen darf. Auch in Siam sind die Mondflecken ein Hase. Doch werden sie hier von Andern auch als ein Ehepaar angesehen, welches die Felder auf der Mondscheibe bestellt. Bei den Buräten sind sie ein Mädchen, das von seiner Mutter verwünscht worden ist. Auf Samoa heißt es, eine Frau, die den Mond beleidigt habe, sei zur Strafe von ihm sammt ihren Kindern von der Erde entführt worden. In Peru geht die Sage, ein Mädchen habe sich in den Mond verliebt, und sei von ihm, als sie ihn angefaßt, in die Arme geschlossen worden, in denen sie sich noch heute befinde.

Betrachten wir den Vollmond, so wird er den Meisten wie ein pausbäckiges Gesicht vorkommen, das je nach der Stunde, in welcher sie aus dem Wirthshause heimgehen, gerade oder schief steht. Die Sternkundigen halten die dunkeln Flecke, welche in diesem Gesichte Augen, Mund und Nase andeuten, für die Schatten der Berge neben den Mondthälern. Das Volk, welches kein Fernrohr, aber ebenfalls Wissensdrang und zur Befriedigung desselben neben alten Ueberlieferungen eine flinke und fruchtbare Phantasie hat, nennt sie den Mann im Monde und weiß auch, wie der Mann in den Mond gekommen ist. Stimmen die Ansichten, die es in dieser Beziehung hat, nicht in allen Stücken überein, so laufen sie doch immer darauf

hinaus, daß er ein armer Verbannter ist, der einen dummen Streich begangen hat. Wie der deutsche Volksglaube, so nimmt dieß auch der englische an, und zwar läßt sich diese Meinung ziemlich weit zurück verfolgen. Schon Fischart in seiner Bearbeitung des Rabelaisschen „Gargantua“ gedenkt des „Männleins im Monde,“ das Holz gestohlen. Chaucer im „Testam. of Cresside“ weiß, daß dieser Dornbuschträger seines Diebstahls wegen nicht in den Himmel durfte, sondern im Monde bleiben mußte. Ritsons „Ancient Songs“ enthalten ein Lied auf den Mann im Monde, welches beginnt: „Auf einer Traggabel schleppt er, zitternd vor Kälte, eine Last Dornen, die ihm das Gewand zerreißen. Er hat sie gehauen und ist vom Flurhüter gepfändet worden.“ Weiterhin wird er als fauler Alter bezeichnet, der bald still steht, bald vorwärts schreitet und überdieß betrunken ist. Auch Shakespeare gedenkt des Mannes im Monde und zwar im „Sturm“ II. 2, 1, wo Stephano sich Caliban gegenüber für jenen ausgiebt und sagt, er sei aus dem Monde heraus gefallen, und wo Caliban antwortet: „Ja, ich habe Dich drin gesehen und bete Dich an. Meine Gebieterin zeigte Dich mir und Deinen Hund und Deinen Busch.“

In der Gegend von Tübingen erzählt man, wie Meier berichtet, den Kindern die Geschichte vom Mondmanne wie folgt: Ein Weingärtner in Reutlingen arbeitete des Sonntags in seinem „Wingert“, beschnitt die Reben, band, wie das Gebrauch, die abgeschnittenen Schößlinge in ein Bündel zusammen, legte es oben auf seine Butte und ging damit nach Hause. Nach Anderen stahl er dieses „Rebebüschele“ in einem fremden Weinberge. Als der Mann nun wegen seiner Entheiligung des Sonntags oder wegen seines Diebstahls zur Verantwortung gezogen wurde, leugnete er, verschwor sich hoch und theuer, daß er unschuldig sei und sagte: „Hann ih's dann, so komm' ih in Mann.“

(Hab' ich's gethan, so will ich in den Mond kommen.) Für diesen Frevel ist er denn auch richtig nach seinem Tode in den Mond versetzt worden, wo er zur Strafe geschmolzenes Eisen essen muß. Wenn daher jemand am Sonntage „schafft", so ruft man ihm zu: „Gieb Acht, sonst kommst Du auch noch einmal in den Mond." Die Mutter aber sagt zu ihrem Kinde, wenn der Vollmond aufgeht: „Guk au den Ma im Maun mit sell Rebebüschele!" und warnt es dann mit der Geschichte des unglücklichen Winzers vor aller Sonntagsentheiligung.

In andern schwäbischen Orten hat der Mann Sonntags im Walde Holz gestohlen und es in seiner „Kräbe" (Tragkorb) nach Hause geschafft. Im vordern Schwarzwalde endlich, in der Nachbarschaft von Calw und Liebenzell, schnitt er sich Sonntags, wo die Jäger und Feldhüter nicht im Walde sind, ein Büschel Besenreiser und trug es auf dem Rücken heim. Da begegnete ihm zwischen den Bäumen ein Mann, das war der liebe Gott; der stellte ihn zur Rede, fragte ihn, ob er nicht wisse, wie das dritte Gebot laute, und sagte, daß er ihn bestrafen müsse, doch solle er sich wählen dürfen, ob er lieber in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Darauf versetzte der Dieb: „Wenn es denn sein muß, so will ich lieber im Monde erfrieren als in der Sonne verbrennen." Und so ist er denn mit seinem Bündel Reisig auf dem Rücken, wie man deutlich erkennen kann, in den Mond versetzt worden. Nach Einigen aber war der liebe Gott gegen den unkirchlichen Menschen noch milder, indem er dem „Besenmännle", damit es bei der großen Kälte auf dem Monde nicht erfriere, das Bündel Holz auf dem Rücken anzündete, das heute noch brennt und niemals erlöschen wird.

Ein heidnischer Zug ist in derjenigen Form der Sage zu erkennen, wo der Mann nicht deßhalb in den Mond verbannt

wird, weil er den Sonntag entheiligt oder weil er gestohlen, sondern weil er im Mondscheine gearbeitet hat, und dieß ist offenbar die ältere Gestalt aller Geschichten vom Mondmanne. Alles Arbeiten bei Mondlicht ist zu vermeiden, namentlich darf man dann nicht spinnen; denn wie man in der Oberpfalz meint, hält das auf diese Art gewonnene Garn nicht, und eine schwäbische Sage bei Meier berichtet zur Warnung Folgendes: Eine Frau in Brackenheim, die sich mit Spinnen ernährte, war so fleißig, daß sie oft Nächte lang vor der Kunkel saß, und so sparsam, daß sie bei Vollmond kein Licht ansteckte. Da trat aber einmal mit dem Schlage Zwölf ein Mann zu ihr in die Stube, der brachte ihr einen ganzen Arm voll Spindeln und sagte: „Wenn Du die nicht in dieser Nacht vollspinnst, so ist's aus mit Dir; denn dann hol' ich Dich. Da kriegte die Frau eine große Angst, aber schlau, wie die Weiber sind, kam sie auf den klugen Einfall, daß sie die Spindeln ja nur einmal zu überspinnen brauche, und so wurde sie mit ihrer Aufgabe noch vor Tagesanbruch fertig. Der Mann, welcher der Teufel war, kam wirklich wieder, fand die Spindeln voll, nahm sie stillschweigend und ging fort. Die Frau aber hat niemals wieder im Mondschein gesponnen. Hier ist der Drohende also der Teufel. In mehreren ganz ähnlichen schwäbischen Sagen aber wird nur von einem gespenstigen, in der einen von einem nackten Manne gesprochen, und der ist wohl kein anderer, als jener Sohn Mundelförs, das Urbild der meisten von den verschiedenen Gestalten des Mannes im Monde. Das geht, abgesehen von dem oben erwähnten reutlinger Winzer, schon daraus hervor, daß eine andere Deutung der Mondflecken in denselben ein Mädchen erblickt, welches am Sonnabend im Mondschein gesponnen hat und dafür sammt ihrem Rocken vom Mondmanne zu sich hinauf gezogen worden ist. Die Edda sagt es

nicht ausdrücklich, aber Bil und Hiuk werden bei ihrem Wasserholen eben auch das Verbot, bei Mondlicht zu arbeiten übertreten haben.

Welchen Grund dieses Gebot hat, läßt sich nicht genau bestimmen. Möglich, daß die Urzeit schon eine nachtheilige Einwirkung des Mondes auf die Gesundheit der Menschen und auf die Erdennatur überhaupt wahrzunehmen glaubte. Möglich, daß die Mythe vom Raube der wasserholenden Kinder ein Symbol des Einflusses des Mondes auf das Meer oder eine Folgerung daraus ist, daß man geglaubt hätte, wie der Mond die Fluth hebe, so könne er auch Menschen von der Erde zu sich hinauf heben. Vielleicht auch, daß dazu das Gefühl trat, daß es unbillig sei, anders als bei Sonnenlicht thätig zu sein, und daß dieses Gefühl, anfänglich eine bloße Scheu, später zum Verbot und noch später zu einem Gliede in der Mythe wurde.

Kehren wir zu unserm Mondmanne zurück, so begegnen wir ihm auch in norddeutschen Sagen häufig. Im Havelland erzählt man, wie Kuhn uns mittheilt: Es war einmal ein Mann, der bekam am Weihnachtsabend Appetit auf Grünkohl, und weil er selber keinen im Garten hatte, ging er auf das Beet seines Nachbarn und holte sich welchen. Da ritt, als er seinen Korb eben voll hatte, der heilige Christ auf seinem Schimmel vorbei; der sagte zu ihm: „Weil Du am heiligen Abend gestohlen hast, so sollst Du gleich mit deinem Korbe voll Kohl im Monde sitzen.“ Auf der Stelle saß er darin und ist bis auf den heutigen Tag dort geblieben. Im Paderbornschen hat der Mondmann nicht gestohlen, wohl aber, wie Kuhn sich von einem dortigen Schäfer belehren ließ, am Ostertag den Leuten, die zur Kirche wollten, mit einer Gaffel Dornen den Weg durch sein Feldthor versperrt. In Ostendorf an der Lippe trägt er einen Wachholderbusch, weßhalb, sagt Kuhn, meine

Quelle auch hier und im Nächstfolgenden, uns nicht. In der Gegend von Wittingen ist der Mann in den Mond verbannt, weil er am grünen Donnerstag Besen gebunden, in Dreilinghofen, weil er am Sonntage gemäht hat.

Wieder anders wird die Sache in der Grafschaft Limburg und zu Hemer in Westfalen erzählt. Dort heißt es: Der Mann im Monde ist einer, der am Ostermorgen Holz gestohlen hat, weil er dachte, unser Herr Christus wäre nun gekreuzigt und todt. Zur Strafe muß er nun im Monde sein und Schleifholz tragen." In Hemer aber lautet die Geschichte: „Es war einmal ein Mann, der wollte am stillen Freitag sein Feld einzäunen und hatte eben einen Haufen Dorngesträuch an der Gabel; da kriegte ihn unser Herrgott zu fassen und setzte ihn so, wie er ging und stand, in den Mond."

Alle diese norddeutschen Erklärungen des Mondmännchens laufen, wie man sieht, auf eine Bestrafung der Entweihung oder Störung von Feiertagen hinaus, tragen also einen christlichen Charakter. Heidnischen Ursprungs dagegen sind wieder die nachstehenden beiden, von denen die erste aus dem Siegenschen, die andere aus Schmallenberg in Westfalen stammt. Ein junger Mann hat einmal des Nachts zu seinem Mädchen ins Fenster steigen wollen. Da hat aber der Mond so hell geschienen, daß der Bursche gedacht hat: „Du willst ihn doch mit einer Dornwelle verfinstern." Wie er aber so gestopft hat, ist er zuletzt daran hängen geblieben. — Ein Säufer hat einmal, als er betrunken aus dem Wirthshause auf die Straße getreten, dem Monde (vermuthlich, weil er ihm das schiefe Gesicht des seligen Herrn v. Mühler machte) mit einer Dornwelle gedroht, und der Mond hat das übel genommen und den Mann mit sammt seiner Dornwelle zu sich hinaufgezogen, wo er noch immer sitzt.

Nach einigen Erzählungen hat der Mond nicht blos diesen

einen Bewohner, sondern es befindet sich darin außer einem Manne, der Dornen an einer Gabel trägt auch eine Frau, die an der „Kirne“ (Butterfaß) steht und buttert. „Das sind“, so erzählt man zu Hemer, „ein paar Eheleute gewesen, die den Sonntag nicht heilig gehalten haben.“ Der Mann hat während der Kirche sein Feld mit Dornen umzäunt, die Frau aber hat Butter gekirr. Da hat sie unser Herrgott damit bestraft, daß sie dieß (ein Anklang an die Sagen vom ewigen Juden, vom fliegenden Holländer und vom ewigen Jäger) in alle Zukunft hin thun mußten, jedoch nach ihrer Wahl, entweder in der Sonne oder im Monde. Sie haben aber — man vergleiche damit die verwandte schwäbische Geschichte vom Verbannten im Monde, die oben mitgetheilt worden ist — bei sich gedacht, in der Sonne möchte es ihnen gar zu heiß werden, und so haben sie sich in den Mond setzen lassen.

Die Rantumer auf der schleswigschen Insel Sylt sagen nach Müllenhoff: der Mann im Monde ist ein Riese, der zur Zeit der Fluth gebückt steht, weil er dann Wasser schöpft und auf der Erde gießt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, so daß sich das Wasser wieder verlaufen kann.

Wohl nur eine Christianisirung der ältesten Eddamythe vom Monde, nach welcher dieser und die Sonne Riesenkinder sind, die im Anfang der Dinge an ihren Platz gestellt wurden, ist die von Maurer mitgetheilte Sage aus Island, daß die Sonne das Gesicht Evas, der Mond das Antlitz Adams zeige. Dagegen erinnert eine andere dort im Volksmunde lebende Erzählung vom Mond lebhaft an einen Zug in den Sagen vom wilden Jäger. Ein Dieb war eben dabei, an einem einsamen Orte die Lende eines von ihm gestohlenen Schafes zu verspeisen. Der Mond schien gerade hell und klar vom Himmel herab. Da rief der Bursche übermüthig zu ihm herauf: „Willst Du, Mond,

in Deinen Mund diesen fetten Bissen?" Sogleich antwortete eine Stimme: „Willst Du, Dieb, auf Deine Wange diesen heißen Schlüssel?" und zu gleicher Zeit fiel vom Himmel wirklich ein glühender Schlüssel herab und versengte dem Spötter die Backe.

Die Götter der Urzeit bildeten sich aus unbestimmten Empfindungen und Wahrnehmungen des Naturlebens, gewannen dann für einige Zeit mehr oder minder plastische Gestalt, die ethischen Gehalt hatte, und lösten sich zuletzt vor dem Christenthume wieder in das auf, woraus sie entstanden waren, doch so, daß diese Elemente, diese Empfindungen und Wahrnehmungen in der Seele des Volkes in bestimmterer Fassung, als eine Art Dogmen fortlebten. Die ethischen Götter sind bis auf schwache, kaum erkennbare Reste aus dem Glauben des Volkes verschwunden. Dagegen bewahrt derselbe eine gute Anzahl von Erinnerungen an die flüssige, vielfach verschwimmende Welt der jenen vorausgegangenen Naturreligion. Das ist auch in Betreff des Mondes der Fall. Die aus der unklaren Empfindung, daß der Mond einen Einfluß auf Mensch und Welt ausübe, hervorgegangene Mythe vom Mondmann oder Mondgott, der Menschen entführt, welche sich seinem Scheine aussetzen oder in demselben Arbeiten verrichten, wird sich, als der Gott am Christenthum starb, wieder in die Vorstellung von einer schädlichen Einwirkung des Mondes auf die Erde umgewandelt haben, und diese Vorstellung wird in der Folgezeit zu der noch blasseren und allgemeineren zurückgekehrt sein, nach welcher das Himmelslicht der Nacht überhaupt einen zauberhaften Einfluß auf uns und unsre Umgebung besitzt. So finden wir auch da, wo der Glaube an den Mann im Monde schon längst nur noch Kinderglaube ist, eine Menge von Geboten und Verboten, welche das Thun und Lassen des alltäglichen Lebens nach dem Monde geregelt wissen wollen.

Vieles, ja das Meiste hiervon, namentlich fast alles, was die Volksmedizin von ihren Aerzten und Kranken in Betreff des Mondes verlangt, stammt nicht aus dem germanischen Heidenthum, sondern aus altrömischen und altgriechischen Schriftstellern.

Schon Hyppokrates hat die angeblichen Wirkungen des Mondes auf den kranken Körper in ein förmliches System gebracht, „Siehe," so schreibt er, „den Mond an, wenn er sein volles Licht hat. Dann nehmen bei den Menschen Geblüt und Mark zu. Deßgleichen wiederfährt solche Zunahme auch dem Meere und allen Dingen der Welt. Befällt daher jemand eine Krankheit, so ist es nöthig, nachzusehen, ob der Mond aus den Strahlen der Sonne hervorgeht; denn alsdann wächst die Krankheit, bis der Mond zur Opposition kommt. Und wenn er dann in der Opposition ist, so muß man Acht geben, ob er bei einem bösen Planeten oder einem bösen Aspekt steht; denn daraus kann man wissen, ob der Kranke am Leben bleiben oder sterben wird." Darauf geht der tiefgelehrte griechische Arzt und Astrolog alle Zeichen des Thierkreises durch und beschreibt, was der Mond in denselben vermag.

„Wird Jemand krank, wenn der Mond zugleich mit dem Mars oder der Sonne im Widder steht, so wird das Uebel im Kopfe sitzen und denselben sehr beschweren, und die Pulsadern des Hauptes werden ihn schmerzen. Er bekommt auch Fieber, die nicht aussetzen, große Qual und Bangigkeit um's Herz und kann kaum reden, weil seine Brust und Lunge mit Hitze befangen sind. Deßhalb muß man einem solchen Kranken die Adern öffnen und ihm kühlende Speisen und Getränke geben, damit er nicht von Sinnen komme. Wenn aber Mars und Saturn in der Nähe des Mondes stehen, so wird der Kranke noch vor dem siebenten Tage sterben, d. h. von dem Tage an gerechnet, wo der Mond

mit der Sonne sich durch den vierten Aspekt verbindet, und es ist dieß vom zunehmenden Monde zu verstehen."

In ähnlicher Weise wird dann der Lauf des Mondes durch sämmtliche Bilder des Thierkreises abgehandelt. Am Tage des Beginns einer Krankheit mußte man sich den Stand des Mondes am Himmel merken; jener hieß der „erste Urtheilstag", dieser die „Conjunction." Hatte der Mond vom Eintritt der Krankheiten 90° zurückgelegt, so kam er am 7. Tage, dem „zweiten Urtheilstage" in das erste Quadrat. Der „dritte Urtheilstag" fiel mit dem vierzehnten, der vierte mit dem einundzwanzigsten Tage zusammen. Erreichte der Mond endlich am achtundzwanzigsten wieder den Ort, den er bei Beginn der Krankheit angenommen, so kam er von Neuem in Conjunction. Jeder dieser fünf Haupttage war für die Aerzte noch vor wenigen Jahrhunderten bei der Beurtheilung von Krankheiten von großer Bedeutung.

Nicht nach allen Beziehungen galt der Einfluß des Mondes im Alterthum für gefährlich. Derselbe wirkte auch wohlthätig. So lesen wir bei Galen (de dieb. decret. c. 2) der Mond habe in seinen Wirkungen große Aehnlichkeit mit der Sonne, weil er in einem Monat das vollbringe, was die Sonne in einem Jahre thue. Die Sonne vergleicht er mit einem großen Könige, den Mond aber mit einem Fürsten von nicht geringerer Würde: derselbe sei ein königlicher Statthalter, der, in die Mitte zwischen uns und die Sonne gestellt, die Gegenden der Erdbewohner regiere, und die übrigen Planeten zwar nicht an Kraft, aber dadurch übertreffe, daß er uns näher sei. Aus demselben Grunde nennt ihn Aristoteles (de generat. animal. IV. Buch), „die kleine Sonne".

Bei seinen Verrichtungen legte man schon im Alterthum Werth auf die jeweilige Stellung oder Phase des Mondes.

Plinius räth, an feuchten Orten im Neumonde zu säen. Derselbe Naturkundige behauptet, alles, wobei ein Abhauen oder Abbrechen stattfinde, werde am Besten weder im ab- noch im zunehmenden Monde vorgenommen, da das Ergebniß solcher Arbeiten dann weniger leicht verderbe. Und Plutarch sagt im dritten Buche des Symposions, die Hölzer, welche im Vollmonde gefällt wären, würden von den Zimmerleuten für zu hart gehalten und deßhalb verworfen, deßgleichen bänden die Ackersleute das Getreide, namentlich den Weizen, „im hohen Alter des Mondes" (Vollmond) auf der Tenne zusammen, damit es besser trockne; „denn", so fügt er hinzu, „das Korn, welches man bei wachsendem Monde auf die Tenne bringt, pflegt wegen seiner Feuchtigkeit und Weichheit beim Dreschen zu zerspringen." Unter den Küchenkräutern wachsen nach Plutarch nur die Zwiebeln bei abnehmendem Monde gesäet, gut.

Kommen wir zu den Vorstellungen unsrer deutschen Bauern und andrer Altgläubigen vom Monde zurück, so dient er ihnen bei ihrem Leben und Schaffen fast in demselben Maße wie die Sonne und in manchen Beziehungen noch mehr wie diese, als Uhr. Seine Wechsel werden beim Garten- und Feldbau, bei sympathetischen Kuren, beim Schröpfen und Aderlassen, beim Abtreiben von Würmern und vielen andern Verrichtungen als wichtiges Bestimmungszeichen betrachtet. Der zunehmende Mond giebt gewöhnlich eine günstige, der abnehmende eine ungünstige Zeit für die Unternehmungen des Landmanns, vorzüglich für Säen und Pflanzen, aber auch für Dienst- und Wohnungswechsel, Hochzeiten und manches andere Vorhaben. Der Vollmond scheint in manchen Gegenden geradezu als giftig aufgefaßt zu werden, während sein Licht in anderen als Heilmittel benutzt wird. Auch der Neumond hat seine Bedeutung, ja selbst der Montag nimmt an der Wichtigkeit, die sein Namen-

geber für das Leben hat, wie wir gesehen haben, einigen Antheil. Viele der hier in Betracht kommenden Regeln widersprechen einander, indem hier das Eine, dort das Entgegengesetzte beobachtet werden muß; manche stammen offenbar aus der Astrologie des Orients, einige haben ihre Begründung nur darin, daß man den Mond und seine Phasen mit dem Leben der Menschen, Thiere und Pflanzen verglich, ihn als Symbol und Omen irdischer Entwickelung betrachtete, andere wieder sind Nachklänge germanischen Zaubertreibens.

Im Nachstehenden gebe ich eine Uebersicht der wichtigsten Sätze dieses Aberglaubens und zwar zunächst der an das Obige sich anschließenden; nach denen der Mond als gefahrdrohendes, schädliches Gestirn erscheint. Daß man im Mondschein nicht spinnen soll, ist bereits erwähnt. In der Oberpfalz wird dieß damit motivirt, daß solches Garn nicht hält, in Südschwaben damit, daß man damit einem seiner Angehörigen einen Strick an den Hals spinnen würde. Man darf ferner in verschiedenen norddeutschen Gegenden kein Geräth oder Werkzeug im Mondschein stehen oder liegen lassen, weil es dann bald entzwei geht. Aus ähnlichen Gründen hütet man sich in Schlesien, Wäsche auf der Trockenleine zu lassen, wenn Vollmond ist. Wer aus einem Bach oder Brunnen trinkt, in welchen der Mond scheint, begeht in der Oberpfalz einen Frevel (entweder gegen den Mond oder gegen sich selbst), weil er den (giftigen?) Mond mit einschluckt. Ebendaselbst darf man im Mondschein nicht tanzen, weil dann die Decke der Erde so dünn wie Spinnenweben ist, und die Geister durch das Tanzen heraufgelockt werden. Verboten ist ferner in vielen Strichen Deutschlands, ungetaufte Kinder dem Mondschein auszusetzen, da sie hierdurch leicht mondsüchtig oder Zauberer werden, sehr unklug, nach dem Monde mit Fingern zu weisen, weil man sich damit ein Nagelgeschwür,

oder gegen ihn auszuspeien, weil man sich dadurch einen Ausschlag um den Mund zuzieht. Im hellen Mondlicht schlafen macht blind. Schwängerung im Mondschein, heißt es in der Oberpfalz, hat mondsüchtige Kinder zur Folge. Endlich soll der Mondschein den Teint schwärzen, die Fäulniß von Fleisch und Fischen befördern und Barbiermesser, auf die er fällt, stumpf machen. Daß der Montag in vielen Gegenden Deutschlands als ein Unglückstag angesehen wird, ist im zweiten Kapitel hervorgehoben und mit mehreren Beispielen belegt worden.

Zahlreicher noch als diese Behauptungen vom Monde im Allgemeinen sind die Regeln des Volksglaubens, die sich auf seine Phasen beziehen. Die Haare muß man sich in Tirol bei abnehmendem, sonst aber überall unter den Deutschen bei zunehmendem Monde schneiden lassen. Eier im ersten Viertel gelegt werden nicht leicht faul und sind gut zum Erzielen junger Brut. Alles Schlachtvieh, deßgleichen Krebse und Austern sollen im Vollmonde fetter als sonst sein. Kinder müssen während derselben Periode entwöhnt werden, weil sie dann besonders gedeihen, und ebenso soll man in dieser Zeit die Kälber absetzen. Kürbisse drei Tage vor Vollwerden des Mondes gesteckt, werden ungewöhnlich groß. Getreide ist nach fast allgemeiner Ansicht (in Tirol wird der Roggen ausgenommen) bei zunehmendem Monde zu säen, dagegen müssen Erbsen, Buchweizen und alles, was seine Frucht unter der Erde ansetzt, z. B. Rüben, Möhren, Kartoffeln und Zwiebeln bei abnehmendem gesäet und gepflanzt werden. Brachen soll man in Tirol, wenn der Mond „unter der Erde ist", d. h. bei Neumond.

Im Allgemeinen gilt, daß alle Dinge, die auf ein Gewinnen und Behalten abzielen, bei wachsendem, alle dagegen, die darauf gerichtet sind, etwas los zu werden, bei schwindendem Monde vorzunehmen sind. Da indeß im Aberglauben die Willkür der

Phantasie vorherrscht, so sind die Ausnahmen hier fast ebenso zahlreich vertreten als die Regel. Bei zunehmendem Monde muß man die Schafe scheren, damit die Wolle rasch wieder wächst, die Wiesen mähen, die zum Schlage bestimmten Waldstrecken fällen und (in Kärnthen) Dünger auf den Acker fahren. Vorzüglich muß alles zum Bauen bestimmte Holz in dieser Periode gefällt werden, weil sonst dem daraus errichteten Hause ein Unglück widerfährt; Brennholz dagegen ist bei abnehmendem Lichte zu schlagen, da es so besser brennt (Kärnthen). Waschen soll man in Tirol im letzten Viertel, und in derselben Zeit nimmt man im Brandenburgischen das Schweineschlachten und in Mecklenburg das Weißen der Stuben vor, „weil sie sonst nicht trocken werden." In vielen Gegenden, in Ostpreußen, Pommern und Hessen z. B. läßt sich auf dem Lande nicht leicht jemand bei abnehmendem Monde trauen. Dagegen ist der Vollmond und ebenso der Neumond fast allenthalben als glückverheißender Hochzeitszeuge angesehen. Will man eine neue Wohnung beziehen, so thut man gut, die alte Regel zu befolgen, welche die Neumondswoche dazu empfiehlt, weil „dann die Nahrung zunimmt." Wer kein Geld im Beutel hat, darf ihn bei Neumond nicht besehen, weil er sonst, „so lange das Licht währt", also die nächsten drei Wochen, kein Geld haben würde. Wer sein Silber während des Vollmonds zählt, der sieht es oft zu Golde werden, kann man heutzutage an mehreren Orten zu hören bekommen. Dagegen heißt es in der „Blume der Tugend", einem Gedichte des fünfzehnten Jahrhunderts, daß früher manche ihr Geld heraus geholt hätten, wenn sie den neuen Mond gesehen. Malitiös lautet der niederrheinische Aberglaube, daß in der Neumondszeit Verstand und Vernunft, wo sie nicht recht fest stünden, zu wackeln anfingen.

Von großer Wichtigkeit ist der Mond für die Bestimmung

des Wetters. Die Seeleute schreiben ihm eine schwammige Natur zu, vermöge welcher er, vorzüglich im vollen Lichte, in unglaublich kurzer Zeit ganze Wolkenmeere einsauge und den Himmel kläre. „Der Mond ist durstig," sagen sie, und säuft das Gewölk weg. „Wollt ihr wissen, behauptet eine alte meteorologische Regel für Bauern, die Grässe in seinem Buche „Des Deutschen Landmanns Praktika" mittheilt, „ob in einem jeglichen (irgend einem) Monat schön Wetter sein oder regnen wird, so lug, in welcher Stunde ein neuer Mond wird; an welchem Zeichen (im Kalender) und welcher Planet zu derselben Stunde regiert, so wird derselbe Monat gern heiß und trocken, kalt und feucht nach den Urtheilen der vier Zeiten des Jahres. Item, wenn der Mond neu ist worden, wie es dann denselben Monat wittern soll, das findest Du also: scheint der Mond weiß, so wird es gern schön, scheint er aber roth, so wird es gern windig, scheint er bleich, so regnet es gern. Item, wenn es regnet an dem nächsten Montag, nachdem der Mond neu ist worden, so soll es den ganzen Monat aus regnen. Und sagen die Meisten von dem Mond, wenn er neu ist und hat an dem Horn einen dunkeln Schein, schwarze Male, so bedeutet das in seiner Neue Regentage. Wenn er vier Tage alt ist, und goldgelbe Farben an ihm sind, so bedeutet das kürzlich (binnen Kurzem) starke Winde. Ist er aber schwarz in der Mitte, so wird schön Wetter sein, klar und heiter bis zu Ende."

Der Mond mästet also Austern und Schlachtvieh, wirkt als magischer Guano auf den Acker, als Heckpfennig auf den Beutel, dient als Monatsuhr für den Säemann und den Gärtner, als Wetterprophet und Barometer. Daß er auch unter den Arzeneimitteln der Volksapotheke und bei den sympathetischen Kuren bald als erstes, bald als letztes Viertel, bald als Neu-, bald

als Vollmond eine sehr wichtige Rolle spielt, und daß dabei zuweilen sogar sein Schein, auf Schäden geschöpft oder in Wasser eingenommen, zur Verwendung kommt, habe ich in dem Abschnitte über die Volksmedizin mit hinreichender Ausführlichkeit gezeigt.

Ohne Zweifel ist der Mond auch bei anderm Zauberwerk nothwendiger Zeuge und Gehülfe. So beim Gießen von Freikugeln, beim Bannen von Dieben und bei der Anfertigung von Wünschelruthen. Die in dem Abschnitt über die Botanik des Volkes angeführte westfälische Anweisung, sich einen Stock zu verschaffen, mit dem man Abwesende prügeln kann, und der bei Neumond geschnitten werden muß, wird nicht die einzige ihrer Art sein.

Völlig verschieden von den bisherigen Behauptungen, Regeln und Sagen von den Sternen und vom Monde ist das, was die auf orientalischer Astrologie fußende Kunstmagie vom Einfluß desselben auf die Erde und ihre Bewohner zu berichten weiß. Einiges hiervon ist bereits mitgetheilt worden. Ferner aber gehört hierher alles, was die „Komplexion" der Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen nach den Planeten und Himmelszeichen bestimmen soll. Der Bauer weiß davon in der Regel nichts, doch werden nach den gedruckt vorliegenden Anweisungen nach dieser Theorie noch heute Ehen und Freundschaften geschlossen und mancherlei andere Unternehmungen gewagt oder vermieden. Nach dieser Lehre giebt es gewisse Metalle und Steine, gewisse Pflanzen und Thiere und ebenso gewisse Menschen, in denen sich, je nach der Konstellation, unter der sie entstanden oder geboren sind, der eine oder der andere Himmelskörper mit den Eigenschaften seines Wesens darstellt. So giebt es solarische oder sonnenartige, jovialische, saturninische, martialische und so auch lunarische oder mondartige Naturdinge und Menschen.

Gold und Karfunkel z. B. gehören der Sonne an, Eisen, Schwefel und Rubin sind Kinder des Mars. Lunarisch dagegen sind alle Kräuter, welche weiche, dicke und saftige Blätter und einen wässerigen Geschmack haben, alle Sumpfpflanzen und alle solche, die besonders rasch wachsen: der Kohl und der Kürbis, Melone, Gurke, Rübe, Zwiebel, Lauch, die Mandragorawurzel, der Mohn, der Salat, alle Pilze und Schwämme, das Mondkraut, die Wasserlinse und von den Bäumen die Linde. Die lunarischen Thiere entsprechen dem: sie lieben feuchte Orte, wachsen rasch, sind langsam, meist ungeschickt, fruchtbar und unrein „von wegen der lunarischen Impression und des giftigen Menstrui.“ Zu ihnen zählen unter andern das Schwein und das Kaninchen, Ente, Gans, Kukuk, Wachtel, Wasserschlange, Schildkröte, die meisten Fische, die Spinne, der Krebs und die Auster. Die lunarischen Menschen endlich werden, wenn sie wohl geartet sind, tüchtige Schiffsleute, glückliche Fischer, schlaue Müller, die besten Jäger, hurtige und verschwiegene Boten; wenn sie dagegen übel geartet sind, das Gegentheil von dem Gesagten, Verräther, Meineidige, Hexen und Zauberer. Anderswo heißt es: „Ein Kind, geboren in des Mondes Stunde, wird unstät in seinem Wandel, läßt sich niemand meistern, thut sich selbst leicht den Tod an, hat selten Glück in zeitlichen Dingen; denn es mag seines Glückes nicht erwarten, stirbt meist in jungen Jahren, hat dunkle Augen, schielt gewöhnlich, wird oft krank, ist kalter Natur, selten fröhlich. Es ist wahrhaftig, wird leicht zornig, vergeht ihm aber bald, begehrt nicht fremdes Gut, ist gern ein Kaufmann oder Schiffer; sein Angesicht ist bleich, es wird zeitig grau und darf von Glücke sagen, wenn es im Angesichte nicht ein Zeichen überkommt.“

Fügen wir dem noch hinzu, daß den südlichen Völkern,

den Türken und Arabern, sowie den Italienern, das Bild eines Halbmondes als Amulet gegen Bezauberung durch das neidische Auge und gegen das sogenannte Beschreien dient, so hätten wir das Wesentlichste des Volksglaubens vom Monde beisammen und könnten nun kurz die Frage beantworten, wie viel davon Willkür, Mißverständniß, Uebertreibung oder Verkehrung von Thatsachen, also Aberglaube ist.

Daß der Satellit der Erde gewisse Vorgänge auf derselben bestimmen hilft, hat als erwiesen zu gelten. Sicher ist, daß bei Neumond und Vollmond die Fluth der See höher steigt als während der Viertel. Unleugbar ist ferner, daß der Mond Einfluß auf die wässerigen Niederschläge hat, daß es durchschnittlich am Meisten regnet, wenn er bald voll werden will, und wenn er der Erde am nächsten ist. Gewiß ist sodann, daß er auf die Wolkenbewegung wirkt, daß er die Wolken bei Vollmond, wenn sie am Horizonte heraufziehen, zertheilt, und daß er sogar in einer gewissen Beziehung zu den Gewittern steht. Endlich ist Thatsache, daß sein Wechsel einen Druck auf die Atmossphäre übt, von dem jedoch das Barometer wenig und die menschliche Lunge nichts empfindet.

Falsch dagegen ist es, wenn das Volk den Mond als kalt auffaßt. Derselbe strahlt vielmehr, wie Fechner in seiner Schrift „Schleiden und der Mond" nachgewiesen hat, eine gewisse Wärme aus. Da diese aber in demselben Maße geringer als die der Sonne ist, in welchem sein Licht schwächer als das Sonnenlicht ist, so erschöpft sie sich schon in den obersten Schichten unsrer Atmosphäre und gelangt somit nicht bis auf den Grund des unsern Planeten umfluthenden Luftmeeres, auf dem der Mensch mit seinen Mitteln zur Messung der Wärme sich aufhält.

Nicht völlig ohne Grund wieder ist, was von der Ein-

wirkung des Mondes auf die Gewächse geglaubt wird. Die guten und schlechten Weinjahre stehen ganz entschieden in Beziehung zu der neunzehnjährigen Periode, in welcher die Syzygien, Quadraturen und Hauptpunkte des synodischen Umlaufs des Mondes wieder ungefähr auf dieselben Tage der einzelnen Monate fallen, so wie zu der nahe damit zusammentreffenden Periode der Mondknoten und zu der neunjährigen der Apsiden. Selbstverständlich wirkt der Mond auch durch die Gesammtheit seiner Witterungseinflüsse auf das Gedeihen der Trauben, und so wäre er denn nach der hübschen Bemerkung Fechners nicht blos bei der Ebbe und Fluth des Wassers im Meere, sondern auch bei der des Weines im Fasse thätig. Daß ein erheblicher unmittelbarer Einfluß des Mondes auf die Vegetation der Pflanzen, wie ihn der Volksglaube annimmt, stattfinde, ist durch positive Versuche widerlegt; indeß deuten viele Angaben darauf hin, daß in den Tropen allerdings etwas mehr von einer derartigen Einwirkung der Mondperiodicität zu spüren ist.

Der Einfluß des Mondes dringt aber nicht blos durch Luft und Meer, er geht selbst in die Tiefen der Erde und ergreift mit dem Wägbaren zugleich das Unwägbare. Die Erde bebt, und die Magnetnadel zittert unter dieser Einwirkung. Wie die Fluth der See bei Neumond und Vollmond am höchsten steigt, so wächst auch die Häufigkeit der Erdbeben in dem Maße, in welchem Neumond und Vollmond heranrücken. Die Erde hat zwei Meere: ein kaltes, wässriges auf der Oberfläche und ein heißes aus geschmolznem Gestein und Metall in ihrem Innern, zwischen welche die feste Kruste des Planeten wie eine dünne Schale eingeschoben ist. Wie das Außenmeer ebbet und fluthet, so auch das Innenmeer, und dann, wenn die Fluth des letzteren am Stärksten ist, drängt es am Mächtigsten gegen

jene Schale, und das nennen wir Erdbeben. Allerdings treten diese nicht gerade immer dann ein, wenn der Einfluß des Mondes auf die beiden Meere seinen höchsten Grad erreicht hat, immerhin aber bleibt reichlich so viel übrig, daß man den Mond als Mitursache der Erdbeben bezeichnen darf.

Der Mond wirkt also auf die drei Meere des Makrokosmus, auf das Luftmeer, das Wassermeer und das unterirdische Feuermeer.. Warum nicht auch auf das Ebben und Fluthen im Mikrokosmus, auf die Bewegung der Kräfte und Säfte im organischen Leben? Der Fragende ist Fechner, dem ich in diesen letzten Betrachtungen folge. Er antwortet: gewiß würde der Mond eine Ebbe und Fluth im menschlichen Körper bewirken, wenn — der Mensch so groß wie die Erde wäre.

Ferner aber: der Mond scheint nur bei heiterem Himmel, und leicht kann man als Einfluß des Mondes ansehen, was nur Folge des heiteren Himmels ist. Letzterer hat in seiner Begleitung Kühle und starken Thau, und diese mögen das Gift sein, welches, wie oben angeführt, den Augen schadet, oder, wie Andere sagen, Kopfschmerz hervorruft, wenn man sich (dies wird vorzüglich von der Sommerszeit der heißen Länder gelten) dem Mondschein unbedeckt aussetzt. Dann mag die Helle des Mondes selbst Wirkungen haben, welche, ohne aus den Grenzen gewöhnlicher Luftwirkungen herauszutreten, doch beim Monde leicht als ihm eigenthümliche gedeutet werden können. Es ist z. B. denkbar, daß es, wenn reizbare Personen, namentlich Kinder und Frauen, bei Vollmond unruhig schlafen und nachtwandeln, und wenn sie dabei ihre Richtung nach dem Monde hinnehmen, nur das helle Licht ist, welches sie halbwach werden läßt und sie anzieht.

Sodann ist der Mensch geneigt, zwischen zeitlich zusammentreffenden ähnlichen Vorgängen eine ursächliche Beziehung zu

vermuthen. Die Periodicität des Mondes auf der einen, die des organischen Lebens auf der andern Seite bieten solche Analogien in Fülle, und bei dem Vielen, was im organischen Naturgebiet wechselnd ab- und zunimmt, kann es nicht fehlen, daß diese Ab- und Zunahme zuweilen mit derjenigen zeitlich zusammenfällt, die wir am Monde beobachten. Da man aber bei vorgefaßten Meinungen gewöhnlich nur auf die zutreffenden Fälle achtet und nur diese sich merkt, so entsteht hierdurch leicht ein falscher Schein erwiesener Wirksamkeit des Mondes. Dieser Schein thut, im Laufe der Zeit zum Glauben geworden, dann seine Wunder: nervenschwache Personen empfinden, was sie erwarten, ihre Phantasie schafft ihnen das, was sie sich vorstellen, zur Wirklichkeit um. Ein sehr großer Theil des Volksglaubens vom Monde ist hieraus erwachsen.

Daß der Mond in einem gewissen Verhältnisse zu dem Vorkommen von Wahnsinnsfällen steht, ist zwar behauptet, aber nicht bewiesen worden. Dagegen scheint sicher zu sein, daß er einigen Einfluß auf Epileptische ausübt, und daß die größte Sterblichkeit mit dem Neumond, die geringste mit dem Vollmond zusammenfällt. Ferner trifft die alle vierzehn Tage erfolgende regelmäßige Wiederkehr der Anfälle von tropischen Fiebern aller Wahrscheinlichkeit zufolge mit der Zeit des Vollmondes und des Neumondes zusammen. Sodann ist der Aberglaube von der Wirkung der Mondphasen auf Kropfkrankheiten kein reiner Aberglaube; denn man hat beobachtet, daß nicht zu alte Leiden dieser Art in der That mit dem Monde ab- und zunehmen. Endlich sollen die nach Marschfiebern häufig zurückbleibenden Milzanschwellungen und Wassersuchten unzweifelhaft dem Einflusse des Mondes unterliegen, und dasselbe wird von chronischen Hautkrankheiten in den amerikanischen Tropenländern behauptet.

Ueberblicken wir das zuletzt Gesagte, so kommen wir zu

folgendem Schlußergebniß: wenn der Mond allerdings hier und da einen Einfluß auf den Lebensprozeß äußert, so ist derselbe doch ebenso wie der auf die meteorologischen Vorgänge nur ein untergeordneter, so daß er nicht aus kurzen Beobachtungen oder oberflächlichen Angaben erkannt werden kann, da andere unregelmäßige Einwirkungen ihn leicht verdecken können. Um ihn dennoch aufzufinden oder über sein Nichtvorhandensein zu entscheiden, haben wir kein anderes Mittel als dasjenige, daß wir in Bezug hierauf ganz ebenso wie in Betreff der meteorologischen Einwirkungen des Mondlaufs verfahren, daß wir zahlreiche Beobachtungen anstellen und die Ergebnisse derselben zu Mittelwerthen oder vergleichbaren Summen vereinigen.

Es ist nicht gerade viel, was man nach den bisherigen Untersuchungen der Sache an sicheren und vollkommen klaren Ueberzeugungen in der Hand behält; indeß ist es immerhin genug, zu zeigen, daß der Glaube des Volkes von den Beziehungen des Mondes zu den Naturdingen der Erde und zu den Menschen in der großen Mehrzahl seiner Dogmen und Regeln wirklich Aberglaube ist.

VIII.

Der böse Blick.

Unter den zahlreichen Volksmeinungen und Volsbräuchen, in welchen die Weltanschauung vergangener Zeiten neben der modernen Bildung fortlebt, gehören die, welche die Vorstellung von der Möglichkeit einer Bezauberung durch das menschliche Auge zur Voraussetzung haben, zu den verbreitetsten und interessantesten. Wir begegnen ihren Wurzeln in den ältesten Urkunden unseres Geschlechts, und wir treffen sie selbst in wenig von einander verschiedenen Gestalten unter allen Völkern Europas und Westasiens an, gleichviel, ob dieselben der arischen oder der semitischen Race angehören. Hier wie dort glaubt man zunächst, daß der Neid über das Glück eines Andern im Stande ist, nachtheilig auf dessen Person oder auf die Sache einzuwirken, um die er beneidet wird, und daß es vorzüglich das Auge, der Blick ist, welcher die verderbliche Kraft der mißgünstigen Empfindung auf den Gegenstand derselben hinzuleiten pflegt. Daneben finden wir die Meinung, daß der Blick bestimmter einzelner Menschen oder ganzer Menschenklassen auch ohne deren Zuthun, ohne daß er mit Scheelsucht erfüllt ist, als schadenbringender

Zauber wirken kann, wobei man sich die Sache entweder als eine Art Augenkrankheit oder als eine unheimliche Begabung vorstellt. Drittens endlich ist in noch weiteren Kreisen als diese Ansicht die Anschauung verbreitet, daß gerade das Gegentheil grollenden Neides, lebhaftes unbefangenes Wohlgefallen, starke und aufrichtige Bewunderung eines Dinges, eines Menschen oder Verhältnisses, in lobenden Ausrufungen oder auch nur durch leuchtende Augen ausgedrückt, dem gepriesenen, angestaunten Gegenstande auf geheimnißvolle Weise Unglück bringe.

Die zuletzt erwähnte Form dieses Aberglaubens hängt in ihrem tiefsten Grunde mit der alten Furcht vor dem Neide der Götter zusammen, und die Vorstellung von der Scheelsucht und Mißgunst der übermenschlichen Mächte ist wiederum eine finstere Ueberlieferung aus den Zeiten des Aufdämmerns der Religion überhaupt. Geläutert und verklärt wird sie zur Scheu vor frevelhafter Ueberhebung. Der älteste Gott war die Gefährlichkeit einzelner Naturdinge, die menschenfeindliche Seite der Natur überhaupt. Als die erste Regung des religiösen Gefühls haben wir uns Schrecken und Grauen, dumpfe Furcht vor der unabwendbaren Gewalt der außer dem Menschen wirkenden Mächte, deren schädliche Eigenschaften von allen zuerst gefühlt wurden, zu denken. Erst später lernte die reifer werdende Menschheit die Schönheit und Erhabenheit der Naturerscheinungen beachten und bewundern, und erst in noch späterer und reiferer Zeit verband sich damit die Empfindung der Milde, Güte und Gerechtigkeit der in jenen sichtbar und fühlbar werdenden Mächte und das Gefühl der Liebe zu ihnen. Das Alte aber blieb neben dem Neugewonnenen und erhielt sich auch, als die Naturreligion mit der Bildung von seßhaften Genossenschaften, Gemeinden, Städten und Staaten mehr und mehr ethische Elemente in sich aufnahm, neben dem geläuterten Glauben in

dem Maße fort, wie das Heidenthum in unserm heutigen Aberglauben neben dem Kreise dor christlichen Vorstellungen und der ganzen modernen Bildung fortlebt.

Wir begegnen jener urzeitlichen Auffassung der Gottheit als einer Gewalt, die vor Allem zu fürchten ist, unter den Hellenen in den Zeiten, wo die gigantischen und titanischen Urgötter der schönen Familie der Olympier gewichen und zum finstern Hintergrunde der Gegenwart geworden sind, in zwei verwandten Vorstellungen, einer roheren und einer feineren, neben der neuen Gestalt der Religion. Die rohere begründet die Furcht mit einer Eigenschaft der Götter, die andere mit einem Hange der Menschen. Jene meint, daß die Götter neidisch sind, diese, daß man sie durch Ueberhebung und Uebermuth beleidigt und erzürnt. Jene personifizirt die alte Furcht vor bösen Naturgewalten und versetzt sie unter dem Namen der Mißgunst, Φθόνος, Invidia, unter die Himmlischen, diese stellt hinter deren Stühle die Nemesis, die Rächerin maßlosen Wohlgefühls und Stolzes. Nach der roheren Vorstellung können die Götter überhaupt kein hohes Glück, kein ungewöhnliches Gedeihen unter den Menschen sehen, blind wie der Blitz werfen sie die Bäume nieder, die andere überragend zu ihnen hinaufwachsen; nach der feineren muß zu dem äußeren Glücke ein ethisches Moment hinzutreten, wenn der Blitz herabzucken soll, der Baum muß in den Himmel wachsen w o l l e n. Die Götter der älteren Vorstellung v e r d e r b e n aus Eifersucht einen natürlichen Prozeß; die Götter der jüngeren und edleren Auffassung des Verhältnisses zwischen ihnen und den Menschen s t r a f e n den Geist, der zuviel Selbstgefühl hat, dem es maßlos wohl zu Muthe ist, der da meint, es könne ihm nicht fehlen, der das Gesetz, das ihm bestimmte Schranken anweist, nicht anerkennen mag.

Wie solche Vorstellungen sich bis in sehr späte Zeiten erhalten konnten, ist nicht schwer zu erklären. Sie wurden genährt durch das namentlich in bewegten Zeiten lebhafte Gefühl, daß jeder Besitz unsicher sei, und das vornehmlich ungewöhnliches Gedeihen oft einen raschen Umschwung erfahre; ferner durch den Glauben an die giftige Wirkung neiderfüllter Menschenaugen, endlich durch Beobachtungen, wie sie sich in den griechischen Sprichwörtern „Sättigung erzeugt Ueberhebung" und „Hochmuth muß man eifriger löschen als Feuersbrunst", ausprägten. Beispiele solcher Erfahrungen lieferten die Tyrannen, die Perserkriege, das Emporkommen und der tiefe Fall von Menschen und Staaten in den Kämpfen zwischen Athen und Sparta, die Schicksale, welche die Veränderlichkeit der Volksgunst in den Demokratien Griechenlands hervorragenden Parteiführern bereitete, und der demokratische, alle Ungleichheit hassende, jedes Emporwachsende über das Niveau der Allgemeinheit beneidende Geist des Volkes überhaupt. Die Demokratie ist die Regierungsform des Neides, dem Demokraten mußte die Tyrannis auch in ihrer besten Gestalt als sträfliche Ueberhebung, die von der Nemesis zu ahnden und zu verderben war, erscheinen. Andererseits aber war es ein wahrhaft frommes Gefühl, war es die Essenz aller echten Religion, wenn solche Glückliche, die ihr Gedeihen sich selbst zu verdanken meinten, sich ihres Ruhmes oder Reichthums überhoben und sich als unantastbar für das Schicksal und damit als der Gottheit gleich ansahen, für bedroht von dem Zorne und der Rache der himmlischen Mächte galten.

Bekannt ist die Scheelsucht und Feindseligkeit der Götter gegen die Menschen, wie sie in der Prometheusfabel des Aeschylos hervortritt, ebenso die Volkssage vom Ring des Polykrates. Bei Pindar lesen wir, daß die Götter immer gegen ein Gut zwei Uebel geben. Bei Aristophanes erklärt der Gott

des Reichthums seine Blindheit damit, daß Zeus nicht gewollt habe, daß er nur den Weisen und Gerechten seine Gaben spende. In der Alkestis des Euripides sagt Herakles, als Admet sich über das unverhoffte Glück der Wiedererlangung seiner Gattin freut: „Möge nur kein Neid der Götter folgen.“ Als Philoktet bei Sophokles dem Neoptolemos seinen Bogen übergiebt, spricht er die mahnenden Worte:

„Da nimm ihn hin, doch bete zum Neid,
Daß der Bogen Dir nicht voll Mühsal werde,
Wie mir und dem, der ihn vor mir besaß.“

Haben wir hier den Neid der Götter vor uns, so zeigen andere Beispiele die sträfliche Ueberhebung. Ajas wird mit Wahnsinn geschlagen, weil er im Bewußtsein seiner Heldenkraft sich blähend geprahlt, auch ohne Athene's Beistand siegen zu können, Kroisos von der Nemesis ergriffen und auf den Scheiterhaufen geführt, weil er geglaubt, von allen Menschen der glücklichste zu sein, Niobe ihrer Kinder beraubt, weil sie sich wegen der Zahl derselben über die Mutter des Sonnengottes Apollon erhoben, u. s. w.

Auch der Gott der Bibel liebt es nicht, daß man zu viel erreicht, daß der Mensch ihm zu ähnlich wird. Mißgünstig, nicht blos erzürnt über den Ungehorsam Adams, der vom Baume der Erkenntniß gegessen und dadurch „geworden als unser einer“, treibt er ihn aus dem Garten Eden, damit er ihm nicht völlig gleich werde, „damit er nicht ausstrecke seine Hand und breche auch vom Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich.“ „Denn Du bist Erde“, schließt die Strafrede und sollst wieder zu Erde werden, davon Du genommen bist.“ Aehnliche Empfindungen scheinen ihn bewogen zu haben, den Bau des Babelthurmes zu stören, „deß Spitze bis an den Himmel reichet“,

und der den Menschenkindern „einen Namen machen" sollte. Aus gleichen Beweggründen ferner straft Jahve die von Davids Ehrgeiz unternommene Zählung des Volkes durch eine Pest, welche die Zahl der Menschen, auf deren Beherrschung der König stolz ist, erheblich verändert. Ganz entschieden eine Warnung vor sträflicher Sicherheit und Ueberhebung enthält endlich das Gleichniß vom reichen Manne (im Lukasevangelium), deß Feld wohl getragen hatte, und der darauf zu seiner Seele sprach: „Liebe Seele, Du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink und laß Dir's wohl sein." Aber Gott sprach zu ihm: „Du Narr, diese Nacht wird man Deine Seele von Dir fordern, und weß wird's sein, das Du bereitet hast?"

Die oben bezeichneten Vorstellungen spielten nun vielfach in einander. Die Angst vor dem Verlust des gewonnenen Glückes und vor den Göttern, die es verliehen hatten und es jeden Augenblick nehmen und in sein Gegentheil verwandeln konnten, ließ den Unterschied zwischen Verschuldung durch Uebermuth und unverdienter Mißgunst zurücktreten vor dem eifrigen Bestreben, sich vor den Wirkungen beider sicher zu stellen. Ein unvorsichtiges Wort über eignes Verdienst oder großes Glück konnte den Neid oder Zorn der Götter wachrufen, und so scheute man sich, ein solches Wort sich entschlüpfen zu lassen, ja so mochte man nicht einmal von Andern seinen Besitz an Ehre oder Gut rühmen hören. Das bloße Annehmen solchen Lobes hatte denselben nachtheiligen Einfluß auf den Belobten, das staunende Rühmen seines Schicksals oder eines ihm gehörigen Gegenstandes durch Freunde oder Bekannte, hatte, wenn er es nicht sofort ablehnte, dieselbe Wirkung, als ob er selbst gesprochen hätte. Sich selbst bewundern und preisen und ebenso sich bewundern und preisen lassen war ebenso schädlich wie der

neidische Blick; denn es lenkte den Neid der Ueberirdischen auf die Betreffenden. Daneben aber bestand auch in den spätesten Zeiten des Alterthums und besteht noch heute der Glaube an die unheimliche Begabung gewisser Menschen, durch ihren bloßen Blick — wie der fabelhafte Basilisk — zu schaden und zu tödten, bei Vielen fort.

Der in Vorstehendem besprochene Aberglaube war im Alterthume in seinen drei Formen auch unter den Gebildeten verbreitet, und Philosophen bemühten sich, ihn zu erklären. Ganze Familien, ja ganze Völkerschaften sollten durch ihre Augen, wenn sie dieselben auf einen Gegenstand richteten, verderblich zu wirken im Stande sein, und zwar nicht bloß auf Menschen, sondern auch auf Thiere, ja selbst auf leblose Dinge. Die Griechen hatten für diesen Augenzauber den Ausdruck *βασκαίνειν*. Der böse Blick selbst aber hieß griechisch *ὀφθαλμός πονερός*, lateinisch fascinus oder oculus obliquus. Kennzeichen solcher giftiger Augen waren doppelte Pupillen oder eine solche in dem einen und das Bild eines Pferdes in dem andern Auge. Plinius berichtet, daß in Afrika gewisse Geschlechter durch ihr Lob Bäume verdorren und Kinder sterben ließen, und daß es unter den Triballern und Jllyriern Leute gab, die durch längeres Anstieren auf gleiche Weise schadeten, namentlich aber durch zornerfüllte Augen die mannbar werdende Jugend tödteten. Nach Apollonides waren im Lande der Skythen Frauen dieser Art, die man Bythien nannte, und nach Pylarchos hatte das in Pontus lebende Geschlecht der Thybier dieselbe Eigenschaft. Dieselben sanken — wie die deutschen Hexen — im Wasser nicht unter, selbst wenn sie mit Kleidern belastet waren. Damon hatte Aehnliches von den Pharnazen in Aethiopien vernommen, die auch einen vergiftenden Schweiß besaßen. Cicero erklärte den Blick aller Frauen für schädlich, die eine doppelte Pupille

hatten. Plutarch sagt im Symposion, dieser Augenzauber sei besonders Kindern verderblich, da sie eine noch weiche und flüssige Komplexion hätten, doch sei der Blick der Thybier auch Erwachsenen nachtheilig; denn alle siechten, denen sie die Augen, den Athem oder die Rede zuwendeten. Auch die telchinische Seuche gehört hierher, von welcher schon alte Mythen sprechen, eine Krankheit, welche der Neid der Telchinen, der zu Menschen gewordenen Hunde des Aktäon, ausgebrütet hatte, wobei wir uns daran erinnern, daß der Hund allgemein als der Typus der Scheelsucht gilt. Selbst Thiere konnten diesen Zauber ausüben und andrerseits sich gegen ihn schützen. Eine Grillenart, Mantis genannt, konnte mit ihrem Blicke jedem Thiere Schaden anthun. Die Tauben spuckten ihren Jungen in die Schnäbel, um die Wirkung des auf ihnen ruhenden bösen Auges unschädlich zu machen, und andere Vögel bewahrten in ihren Nestern Pflanzen und Steine, die gegen dasselbe gut waren.

Bei solcher Noth war auch der Mensch frühzeitig darauf bedacht gewesen, sich und die Seinen durch sühnende Bräuche, durch Amulete oder auch durch gewisse Geberden zu sichern. Jene Gebräuche sollten zunächst den Neid der Götter abwenden. Versah es jemand damit, daß er zu viel Freude über etwas, zu viel Selbstgefühl, zu viel Behagen über seine Lage äußerte, oder bewunderte und lobte ihm ein Anderer durch Blicke oder Worte seine Schönheit, seine Gesundheit oder einen andern Besitz, so setzte der Betreffende ohne Verzug hinzu: *Προσκυνῶ τὴν νέμεσιν.* (Eine Kniebeugung vor der Rächerin des Frevels) oder: „Absit invidia verbo", und wurde dieß unterlassen, so geschah es wohl, daß der erste beste Freund dem Gerühmten oder Bewunderten in's Gesicht spuckte, um ihn vor den Folgen dieser Unüberlegtheit zu sichern. Die Amulete aber, die vor dem neidischen Blicke oder den Augen mit doppelter Pupille schützen

sollten, hing man sich, seinen Kindern, seinem Vieh gewöhnlich in Gestalt von Arm- oder Halsbändern an, zeichnete sie auf Geräthe und Gefäße, auf Mauern oder an Thüren und richtete sie auch auf freiem Felde auf. Dieselben waren aus edlen Metallen, Stein oder Bein, am häufigsten aber aus Korallen gemacht und hatten mannichfaltige Formen. Bisweilen waren es kleine Halbmonde (μήνισκοι oder lunulae), oft auch Götterbildchen, wie in späterer Zeit der aus Aegypten eingeführte Serapis und der ebenfalls vom Nil herstammende Harpokrates. Letzterer wurde von den dortigen Bildhauern mit dem einen Finger im Munde dargestellt, wodurch sie ihn als Säugling bezeichnen wollten. Die Römer machten nach dieser Geberde aus ihm einen Gott des Schweigens, und so konnte kaum eine Gottheit besser als Schutz gegen voreilig lobende Redensarten dienen, durch die man sich selbst zu schaden oder von Andern beschädigt zu werden Gefahr lief.

Die meisten dieser Amulete, über die ich nach Otto Jahns vortrefflicher Abhandlung berichte, sind zugleich mit den Attributen anderer Götter ausgestattet, welche die schützende Kraft zu verstärken bestimmt waren, indem sie gewissermaßen für jeden besondern Fall einen besondern Schirm bereit hielten. Wiederholt erscheint auf denen, welche umgehängt wurden, auch eine Hand mit ausgespreizten fünf Fingern — Anfangs wohl das Symbol eines Gebets um Schutz vor dem drohenden Neid, dann ein einfacher Gegenzauber. Ganz vorzüglich aber glaubte man die nachtheilige Wirkung des scheelen Blickes zu brechen, wenn man denselben auf irgend eine Weise ablenkte oder theilte und so verhinderte, daß er seine volle Zauberkraft auf den Gegenstand ausstrahlte, den man zu sichern beabsichtigte. Der erste Gedanke war hier wohl der, den Bewundernden, Neidischen oder einfach Giftigen zu schrecken, und so bestanden die Amulete

für Thore, Mauern, Schilde, Harnische und Gefäße oft in dem bekannten Gorgonenhaupte mit seiner ausgestreckten Zunge, seinen gefletschten Zähnen und seinen hervorquellenden Augen, oft auch in den Köpfen reißender Thiere, Löwen, Wölfen u. d. Noch häufiger wurde gerade das, was den schlimmen Zauber ausüben sollte, gebraucht, um ihn abzuwehren, also gegen das böse Auge das Bild eines Auges — eine Art magischer Homöopathie. Am gewöhnlichsten findet sich das an Schiffen, mitunter an Ringen, Schilden, Vasen, Bechern und Schalen, einmal auch an einer Leier. Man hat diese Augen in verschiedener Weise anders deuten wollen. Aber ganz richtig bemerkt Jahn dagegen, daß dieselben häufig mit dem Gorgonenhaupte verbunden sind, welches entschieden ein Sicherungsmittel gegen den bösen Blick war, ja daß man sogar eine Schale besitzt, auf welcher das Auge als Stern ein Gorgonion zeigt, wodurch demselben also gerade die Kraft eines solchen beigelegt wird.

Neben den Schreckbildern hatte man sodann Amulete, welche den gefährlichen Blick Anderer dadurch verwirren, in seiner Wirkung schwächen oder diese ganz ablenken sollten, daß sie demselben einen grotesken Gegenstand, eine Karikatur, einen verwachsenen Zwerg oder eine andere Mißgestalt entgegen hielten. Vor Allem aber gehört hierher das Unanständige und Unfläthige, einerseits, weil es eine lächerliche Seite hat, dann, weil es das Auge des Wohlerzognen beleidigt, es zurückstößt, es nöthigt, sich abzuwenden. So galten im Alterthum als Hauptmittel gegen allen Zauber, namentlich aber gegen den des bösen Blickes Bilder des Phallus und des weiblichen Gliedes, und zwar wurden diese Bilder, da der Aberglaube dem Unheimlichen eine burleske Seite abzugewinnen liebt, sich mit seinem Zauberkram gern auf humoristischen Fuß stellt, von der Phantasie der Amuletschnitzer nicht selten durch Beigabe wunder-

licher Attribute, Füße, Flügel u. d. aus einem turpe in ein ridiculum verwandelt.

Die Anwendung dieses Gegenzaubermittels war unter den Römern so allgemeiner Gebrauch, daß es bei ihnen selbst fascinus hieß. Hauptsächlich wurden durch dasselbe die Kinder bewahrt, da sie, wie bemerkt, des Schutzes am Meisten bedurften. Man hing es ihnen an einer Schnur oder einem Riemen entweder in eine herzförmige Kapsel oder in einen Lederbeutel verschlossen oder auch unverhüllt um den Hals. Von der Kapsel nannte man ein solches Amulet auch bulla, vom Riemen lorum. Endlich kommt auch der Ausdruck praebia vor. Sie wurden von den Knaben bis zum Empfang der Toga, von den Mädchen bis zu ihrer Verheirathung getragen. Von solchen Talismanen berichtet Varro, wenn er sagt: „Pueris turpicula res in collo quaedam suspenditur," und Macrobius schreibt in Bezug auf sie: „cordis figuram in bulla ante pectus." Unter den Erwachsenen scheinen sich besonders Triumphatoren solcher Schutzmittel bedient zu haben, indem sie das Bild des Phallus unter ihrem Triumphwagen hängen hatten. „Fascinus imperatorum custos — currus triumphantium, sub his sacris pendens defendit medicus invidiae," sagt Plinius, und die Sache erklärt sich leicht. Der Triumphator stand nach römischer Auffassung auf dem Gipfel menschlichen Glückes und war so einerseits der eignen Ueberhebung, andrerseits der Scheelsucht der Menschen um ihn und der Mißgunst der Götter am meisten ausgesetzt. Auch war zu bedenken, daß auf ihn, wenn er auf seinem Wagen hoch über die Köpfe des der Prozession zuschauenden Volkes hervorragte, Aller Augen gerichtet waren, und daß ihn so außer unzähligen bewundernden Blicken auch solche treffen konnten, die aus doppelten Pupillen kamen. Daß man sich der Abbildungen von Geschlechtstheilen endlich auch zur Abwendung

der Fascination von Gärten und Wohnungen bediente, zeigt eine andere Stelle bei Plinius', wo es heißt: „Horto et foco contra invidentium effascinationes dicari videmus in remedio satyrica signa.“

Noch bestimmter als die Schriftsteller sprechen von dem ausgedehnten Gebrauche gerade dieses Amulets gegen den bösen Blick die Monumente. In allen Sammlungen begegnen wir demselben. Wir finden es selbständig und mit Henkeln versehen, um am Halse getragen werden zu können, und wir sehen es an Geräthen, Lampen und Schmucksachen befestigt. Häufig tritt der Phallus, wie schon angedeutet, als Karikatur auf, indem er den Kopf eines Hahnes, eines Hundes oder eines Widders hat, mit Füßen und Flügeln einem Vogel ähnelt oder mit Bocksbeinen und Adlersschwingen an ein fabelhaftes Thier erinnert. Nicht selten endlich sind an Amuleten dieser Art Schellen angebracht, indem man den Klang des angeschlagenen Erzes für reinigend, sühnend, und vorzüglich wirksam gegen gespenstische Einflüsse hielt.

Trug man kein Amulet, so konnte man sich dadurch helfen, daß man vor einem gefährlich scheinenden Auge die Faust in der Weise ballte, daß die Spitze des Daumens zwischen Mittel- und Zeigefinger hervorsah, was man „die Feige (fica) machen“ nannte, und womit der cunnus dargestellt werden sollte, oder daß man einen andern obscönen Gestus, das Ausstrecken des Mittelfingers aus der geschlossnen Hand anwendete. Beide Geberden galten als Ausdruck der tiefsten Verachtung, durch welchen demjenigen, gegen den man sie machte, eine schwere Beleidigung zugefügt wurde. Es wirkte also hier die Vorstellung, daß man den Zauber durch herausfordernde verächtliche Gesten brechen könne; aber es trat auch wohl ein Anderes hinzu. Indem man sich, die Seinen und sein Haus und Geräth

mit Darstellungen des Unanständigen und Beleidigenden behing oder bemalte, indem man auf solche Darstellungen gerichtete Handbewegungen machte, that man sich selbst eine Erniedrigung, eine Schmach an, welche die Folgen eigner Ueberhebung oder fremder Bewunderung oder Scheelsucht ausglich und so die Kraft eines Gegenzaubers ausübte. Diese Vorstellungen verfließen namentlich bei der bereits erwähnten Sitte in einander, in Fällen, wo man entweder selbst durch Preisen seines Glückes oder allzu kühne Hoffnungen, oder wo ein Anderer durch Bewunderung jenes Glückes den Neid der Götter herausgefordert hatte, auszuspeien oder sich anspucken zu lassen; denn vor jemand auszuspeien oder ihn gar anzuspucken galt wie heute so auch im Alterthum für den ärgsten Schimpf.

Dieser Aberglaube, der mancher Mutter im alten Hellas und Rom Kopfzerbrechen, Herzeleid und schlaflose Nächte gekostet haben wird, lebt nun, wie zu Anfang angedeutet wurde, auch in der Gegenwart fort, im Süden und Südosten mit fast ungeschwächter Kraft, im Norden durch die allgemeiner gewordene Aufklärung auf entlegne Winkel und auf einige Redensarten beschränkt, bei denen sich die Meisten nicht viel mehr denken werden. Betrachten wir auch von diesen Resten alter Weltanschauung einige Beispiele.

Ganz allgemein ist der Glaube an den bösen Blick in Italien. Man bezeichnet ihn hier in der Regel mit den Worten mal occhio oder occhio cattivo, in Neapel mit dem Ausdruck jettatura, und schützt sich vor ihm wie im Alterthume durch verschiedene Amulete und Geberden. Schützende Ausrufe sind hier: „Di gratia non gli diate mal d'occhio,“ d. h.: Wolle Gott, daß das Böse Deines Auges ihm nicht schade! und in Neapel: „Li mal uocchio no me pozzano,“ d. h.: Möge mir der böse Blick nichts anhaben! Unter den Amuleten sind hier zunächst die aus

Wachs, Balsam und Chrisam [v]erfertigten Agnus Dei zu nennen, die man den Kindern an den Hals hängt, und die, wie Baronius bemerkt, an die Stelle der altrömischen bullae getreten sind. Aber auch die heidnischen Schutzmittel kommen zum Theil noch in Anwendung. Noch heute tragen neapolitanische Damen silberne Halbmonde am Arme, um gegen die fallende Sucht gesichert zu sein, die wie in Deutschland von den Altgläubigen so auch in Italien als eine durch Zauber herbeigeführte Krankheit, als etwas „Angethanes" gilt. Noch heute macht ferner der Neapolitaner die oben erwähnte Geberde, bei welcher der Daumen der geschlossenen Hand zwischen Zeige- und Mittelfinger hindurchgesteckt wird. Dies heißt „far la fica" und ist eigentlich eine Verhöhnung, dient aber wie einst zur Besänftigung der im Volke ohne deutliches Bewußtsein von ihr noch fortspukenden Nemesis. Daher macht man diese Geberde, wenn damit ein Freund vor Bezauberung geschützt werden soll, um ihn nicht zu beleidigen, unter dem Mantel. So heißt es in der „Terpsichore" des Basile, nachdem das große Glück eines jungen Mannes und der dadurch in vielen erregte Neid geschildert worden sind:

„Frate, le voglio fare
Na bella fica sotto a lo mantiello
Azzo che lo mal' nocchio ne le pozza;"

und in der „Urania" desselben Dichters begegnegnen wir den Versen:

„Comme staje galante
E comme staje polite
Pare no signoriello
Ecco na fica sott' a lo mantiello."

Die italienische fica ist die altrömische, und was damit außer der Feige bezeichnet wurde, haben wir oben gesehen. Auch im

mittelalterlichen Latein drückte man die Sache durch „facere ficam“ oder „ficum“ aus. Die Franzosen sagen gleichfalls „faire la figue,“ die Portugiesen, bei denen der böse Blick olho mao heißt, „dar huna figa“, die Spanier, welche den Augenzauber mal de ojo nennen, „hazer la higa“, wobei das lateinische f in h übergegangen ist. Da die beiden letztgenannten Völker große Furcht vor dem bösen Blicke hegen, so hängen sie den Kindern obscöne Figuren an den Hals, welche portugiesisch figas, spanisch higas genannt werden.

Frau d'Aulnoy, welche 1679 Spanien besuchte, erzählt in ihrer Reisebeschreibung, daß eine junge spanische Frau ihr Folgendes mitgetheilt habe: „Mit Ihrer Erlaubniß, Sie müssen wissen, daß es in diesem Lande Leute giebt, die ein solches Gift in den Augen haben, daß sie, wenn sie jemand, vorzüglich ein kleines Kind, starr ansehen, Ursache werden, daß er an der Auszehrung stirbt. Ich habe einen Mann gekannt, der ein solches süchtiges Auge hatte. Da er nun die Leute krank machte, wenn er sie ansah, so zwang man ihn, das Auge mit einem Pflaster zu bedecken; denn das andere war bei ihm unschädlich und hatte nichts Giftiges. Wenn er bei guten Freunden war, so brachte man bisweilen einige Hühner herbei, worauf er sagte: Sucht euch eins aus, das ihr todt gesehen haben wollt. Zeigte man ihm nun eins, so blickte er das Huhn starr an, und man sah es bald darauf im Kreise herumtaumeln und in kurzer Zeit todt niederfallen.“ Ich fragte die junge Frau, ob man an den Augen dieser Leute nichts Außerordentliches wahrnähme. „Nein“, erwiderte sie, „nur daß sie einen solchen Glanz und ein solches Leben haben, daß es scheint, als wären sie ganz Feuer, und als ob sie wie Pfeile einem durch und durch gehen wollten.“

Vida kannte ebenfalls einen Mann mit giftigen Augen. Derselbe wohnte auf der Höhe von Viterbo und war ein Greis

von widerwärtigem Aussehen; das unheimlich grimme Auge war mit Blut unterlaufen, und borstiges graues Haar bedeckte seinen Scheitel. Er tödtete durch seinen Blick von kriechenden Thieren, was ihm vorkam, kleine Vögel und jedes schwächere Leben. Trat er irgendwo in einen Garten, wo der Frühlingsanfang die Keime hervorgelockt hatte und die Bäume in der Blüthe standen, so gab es eine arge Verwüstung unter den Pflanzen und allem Grün; „denn wohin er auch den entsetzlichen Blick und die Schärfe der Augen richtete, überall sah man die Blüthen und Blätter wie vom Todeshauch angeweht verwelken und absterben.“ Er stand aber damals keineswegs allein, auch bei Andern soll dergleichen grausenhafte Behaftung bemerkt worden sein, und Borell begegnete in seiner Praxis wiederholt Leuten, deren Augen ein solches Gift ausstrahlten, daß sie nicht allein die Milch in den Brüsten der Säugammen austrockneten, sondern auch die Blätter und Früchte der Bäume verbrannten, so daß man diese verdorren und abfallen sah. Es kam endlich so weit, daß sie nur dann irgendwo hin zu gehen wagten, wenn sie dieß vorher angezeigt und die dort Befindlichen alle Kinder sammt ihren Ammen, alle jungen Thiere und überhaupt alles, was von ihnen vergiftet werden konnte, bei Seite geschafft hatten. Desgleichen will Borell Leute gesehen haben, deren Blick sogar die Gläser und Spiegel, die sie in Gebrauch genommen, angefressen hätte, sodaß sie gezwungen gewesen wären, sich von Zeit zu Zeit neue anzuschaffen, indem die Oberfläche derselben blind und an manchen Stellen förmlich durchlöchert gewesen. Auch St. André behauptet Derartiges, indem er eine Frau gekannt haben will, welche sich niemals lange derselben Brille hätte bedienen können, und die ihm einige vorgezeigt hätte, die in der Mitte der Gläser unzählige kleine Löcher gehabt.

Sehr verbreitet ist der Glaube vor dem neidischen Auge und vor der Bezauberung durch bewundernde Blicke unter den Albanesen und Neugriechen, welche letzteren die Sache „Kakomati" — von κακὸν ὀμμάτιον — nennen. Man pflegt sich hier dagegen entweder dadurch, daß man dem gefürchteten Auge eine Hand mit ausgespreizten Fingern entgegenhält, oder dadurch zu schützen, daß man ausspuckt oder den vom Neide eines Andern oder des Schicksals Bedrohten anspeit. Ich selbst erlebte einige Beispiele davon. Bei einem Ausfluge, den ich mit einem Freunde in's Innere von Korfu machte, trafen wir einige hübsche schwarzäugige Kinder, die unter der Obhut ihrer Ammen unter Olivenbäumen spielten. Wir blieben stehen und freuten uns der niedlichen Gruppe. Kaum hatten aber die Wärterinnen dieß bemerkt, als sie mit der Geberde des Schreckens sich anschickten, mit den Kleinen Fersengeld zu geben. Ein Begleiter erklärte uns, was ihnen Angst eingejagt, und sagte, was zu thun sei. Wir spuckten beide energisch aus, und jetzt durften wir sogar hingehen und den Kindern die Wangen streicheln. In einem Dorfe am Eurotas zwischen Sparta und Leondari kam, als wir vor einem Hause hielten, um uns ein Glas Wein einschenken zu lassen, die Frau heraus und fragte, indem sie mir ein Sieb mit gierig fressenden Seidenwürmern hinhielt, ob die Thiere gut wären. Die Coconernte war im Jahre vorher unbefriedigend ausgefallen und man hielt uns für Kenner. Ich sagte, um dem Rufe der Allwissenheit nicht zu schaden, in dem hier die Westeuropäer zu stehen scheinen, die Raupen wären gut, sie fräßen ja ganz vortrefflich. Mein Blick mochte dabei nach der Auffassung der Frau zu viel Bewunderung und vielleicht Neid ausgedrückt haben. Sie machte ein böses Gesicht und verdeckte die Thiere mit ihrer Schürze, und nicht eher gab sie sich zufrieden, als bis ich den Rath

unsres Dolmetschers befolgt und — ich that's zu mehrerer Sicherheit dreimal — ausgespuckt hatte.

Das letztere Mittel hilft auch gegen den giftigen Blick, bei welchem an keinen Neid gedacht wird. Derselbe heißt hier φϑιαρμὸς, d. i Schwund, und zu völliger Entkräftung seines Zaubers wird nach dem Ausspeien „φϑου φϑου ή τὸν κακὸν φϑιαρμὸν“, d. i. Pfui, pfui auf den bösen Schwund, ausgerufen. Außerdem aber sichern vor seinem Gifte, welches Bäume bis auf die Wurzeln hinab verdorren läßt, dreieckige Amulete, die mit Salz, Knoblauch und Kohle angefüllt sind, und die man umhängt, indem man die Formel ausspricht: Σκόρδον κὶ ἅλατι 'ς τῶν ἐχϑρῶν μας τὰ μάτια, d. i.: Knoblauch und Salz in die Augen unsrer Feinde. Endlich ist auch hier wie in den romanischen Ländern der alte Gebrauch noch üblich, die Wirkung des Augenzaubers durch obscöne Fingerstellung zu vereiteln, und zwar ist der Ausdruck dafür hier γειλοκοπῶ (von γεῖλος=cunnus und κόπτω schlagen).

Ganz ähnliche Vorstellungen herrschen unter den Rumänen und den slavischen Nationen, vorzüglich unter den Serben, Russen und Polen. In Woycicki's polnischen Volkssagen und Märchen wird von einem Edelmann erzählt, der am Weichselstrande einsam und von allen Nachbarn geflohen wohnte, weil sein Blick allen Menschen Siechthum und Tod brachte, die Heerden sterben ließ und die Scheunen in Brand steckte. Nur durch Ansehen eines welken Erbsenbüschels konnte er auf einige Zeit gebunden werden. Endlich in Liebe entbrannt zur Tochter eines andern Edelmanns, welche die Wölfe gezwungen haben, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen, vermählt er sich mit ihr. Weil aber sein Uebel auch sie und die Tochter, die sie ihm geboren, bedroht, reißt er sich die Augen aus und vergräbt sie an der Gartenmauer. Er ist nun genesen, aber die vergrabnen Augen

behalten in der Erde ihre Kraft und tödten den alten Diener, welcher früher allein bei seinem Herrn ausgehalten, als er sie aus Neugier ausscharrt.

In Ungarn wird der Augenzauber mit den Worten: „szemeli meg verni", d. i. mit den Augen schlagen, bezeichnet.

Sehr gefürchtet ist das böse Auge ferner unter den russischen und polnischen Juden. In Kairo war ich einmal bei einem wohlhabenden jüdischen Kaufmann zu Tisch. Als ich eintrat, fand ich die Familie in Bestürzung, da das eine Kind plötzlich von einer starken Augenentzündung befallen worden war, und auf meine Frage, ob etwa eine Erkältung stattgefunden habe oder man sich sonst eine Ursache denken könne, erwiderte die betrübte Mutter (sie war aus Odessa), eine Erkältung gewiß nicht, wohl aber hätte sie sich vorzuwerfen, daß sie die Kleine heute gut gewaschen und geputzt auf die Ezbekieh geschickt. Dort hätte sie wahrscheinlich einer, der's ihr nicht gegönnt, mit einem bösen Blick angesehen.

Am Allgemeinsten unter allen Völkern Europas glauben wohl die Türken an den Augenzauber. Die Bootführer des goldnen Hornes hängen in der Regel einige Ringe von blauem Glase gegen denselben am vordern und am hintern Theile ihres Fahrzeugs auf, und als feineres Schutzmittel haben manche in einem Schränkchen des Bootes ein Stück Papier unter Glas und Rahmen, auf dem eine von den neunundneunzig Eigenschaften Allah's steht. Schon Noah soll seiner Arche auf Anweisung des Erzengels Gabriel einen solchen Talisman einverleibt haben. In vielen Läden Stambuls ferner sieht man eine Abbildung des mystischen Thieres Ahaua, einer Sphinx mit Kopf und Brust eines Weibes, und dem Körper eines Löwen, zur Abwendung des bösen Blickes aufgehängt. Die Bauern Rumeliens und Anatoliens bringen auf ihren Feldern

Schädel von Ochsen oder Pferden an, um die Ernten gegen Augenzauber zu sichern. Häufig sieht man in der Türkei Kinder, denen zum Schutz gegen das „Naßr“ — so heißt hier der bewundernde, neidische oder giftige Blick — eine Knolle Knoblauch in die Haare geflochten ist. Zu den Hauptgegenständen des Kopfputzes der reichen Türkinnen gehört das „Naßraskissi“, welches aus drei hohlen Gehängen besteht, von denen das eine einen kleinen Türkis, das andere einen der Namen Gottes und das dritte ein Alaunkörnchen enthält. Wenn bei einer Hochzeit das Brautgemach eingerichtet wird, so vergißt man niemals über der Thür desselben auf der Innenseite ein großes Stück Alaun in einem scharlachrothen Tuche aufzuhängen, welches vor dem bösen Auge bewahren soll und dort jahrelang verbleibt. Ist ein Barbier zugleich Zahnarzt, so pflegt er über der Thür seiner Bude ein dreieckiges Mosaikbildchen von Zähnen und blauen Glasperlen anzubringen: die Zähne stellen die Trophäen seiner Kunst vor, die Perlen aber behüten ihn vor Augenzauber. In jedem türkischen Kramladen sind kleine handförmige Büchsen mit blauen Korallen zu haben, die man den Kindern als Amulete umhängt. Endlich befestigen viele Leute in den türkischen Städten und Dörfern Talismane oder ganze Kränze von solchen an den Giebeln ihrer Häuser , um den bösen Blick zu entwaffnen.

Auch außerhalb Europas finden wir den hier besprochnen Volksglauben weit verbreitet. Unter den jerusalemer Juden heißt das neidische Auge „Ajin rah,“ und um die Kinder davor zu schützen, bindet man ihnen ein goldnes oder silbernes Amulet in Gestalt einer kleinen Hand mit einem Faden an den Kopf. Wird ein Haus frisch getüncht, so malt man, um es vor Schaden durch das Ajin rah zu bewahren, eine große schwarze Hand an die Wand, welche, weil sie alle fünf Finger streckt, „Chamsa,“ d. i. die Fünf, benannt wird. Wenn jemand

erkrankt und die Ursache darin sucht, daß ihm jemand etwas mit den Augen angethan habe, so läßt man eine „Absprecherin" kommen, welche dem Bezauberten mit einem Kamme oder einem stiellosen Messer über den Kopf zu fahren und dazu die Namen der drei Erzväter und Mosis, des Lehrers, zu murmeln pflegt. Die Hand mit den ausgestreckten fünf Fingern begegnet uns in Jerusalem auch in den Höfen türkischer und arabischer Häuser als Schutzmittel gegen das „Naßr," wie auch unter den Arabern das böse Auge bezeichnet wird. Wir treffen sie in ganz Nordafrika, in Tunis, wo man zur Abwendung der Bezauberung die naß gemachte Hand in die Asche des Herdes steckt und dann damit über Thür und Fenster schlägt, in Algier, wo man den Kindern Korallenhalsbänder umhängt, an denen sich ein goldnes oder messingnes Amulet in Form eines Händchens befindet, und in Marokko. Wir treffen die Hand als Schutz gegen den bösen Blick endlich auch im ersten Hofe der Alhambra an.

Auffallen kann, daß man das Zeichen der Hand in Aegypten nicht bemerkt, wo doch sonst der Glaube an Augenzauber und die gegen ihn empfohlnen Mittel so allgemein wie kaum anderswo anzutreffen sind. In Kairo begegnete mir dieser Aberglaube an allen Ecken und in jeder Gasse. Man kann hier jeden Tag mehrmals in den Fall kommen, eine vornehme arabische Dame an sich vorüber wandeln zu sehen, an der Alles Pracht, Reichthum und Sauberkeit ist, während das Kind, das sich bei ihr befindet, wie der personifizirte Schmutz neben ihr herwatschelt. Die Mutter in glänzende Seidenstoffe gekleidet, ihre Augenbrauen sorgfältig mit Spießglanz, ihre Fingerspitzen mit Hennah geschminkt, hinter ihr her ein Duft von Moschus und Zibeth, der die ganze Gasse erfüllt, und neben ihr dieses von Koth förmlich starrende Jüngelchen oder Mädchen in Lumpen läßt

Argwöhnische auf eigne Gedanken kommen. Es ist aber nichts Anderes als ein Beispiel dafür, daß hiesige Frauen ihre Kleinen gerade dann ungewaschen und ungeputzt lassen, wenn sie mit ihnen ausgehen, und zwar aus Furcht vor dem bösen Blicke. Aus demselben Grunde behält man die Knaben so lange als möglich im Harem und kleidet manche Mutter ihren kleinen Sohn als Mädchen, weil letztere dem Neide weniger ausgesetzt sein sollen.

Indeß kann das böse Auge auch Frauen und erwachsenen Männern gefährlich werden. Kommt man zu jemand, während er im Begriff ist, sich zu Tische zu setzen, so wird man in der Regel von ihm eingeladen werden, an dem Mahle Theil zu nehmen. Lehnt man das ab, so erfordert die Höflichkeit, daß man seine Weigerung mit einem Glückwunsche wie „Henian" (Wohl zu bekommen) begleitet, weil der Hausherr sonst glauben würde, man gönne ihm das eine oder das andere Gericht nicht, und eine gewöhnliche arabische Redensart sagt: „In der Speise, auf die ein neidisches Auge gefallen ist, liegt kein Segen."

Amulete, welche ein lebendiges Wesen abbilden, gestattet der Islam nicht. Man muß sich daher mit Sprüchen, Pflanzen und Mineralien gegen den Augenzauber zu wahren suchen. Ein Hauptschutzmittel gegen alle schwarze Magie und so auch gegen den nachtheiligen Einfluß des neidischen Auges ist natürlich der Koran, wenn man ihn, wie von Manchen geschieht, in einem Miniaturexemplar bei sich trägt. Wer es billiger und bequemer haben will, mag sich mit einem Zettel, auf den bestimmte Stellen des heiligen Buches, z. B.: „Gott ist der beste Beschützer," oder: „Sie bewachen ihn nach Allah's Befehl" geschrieben sind, gegen alle Pfeile böser Augen rüsten. Fast eben so gut sind Papierstreifen mit den neunundneunzig Eigenschaften Gottes oder mit den Namen des Propheten, deren man

ebenfalls gerade hundert weniger einen hat. Aehnliche Kräfte werden einem Zaubermittel zugeschrieben, welches „Ashab el Kaf“ (Genossen der Höhle) d. h. Siebenschläfer heißt. Die Namen der sieben frommen Jünglinge sammt dem ihres Hundes werden auf den Boden von Bechern und Schalen und noch häufiger auf den runden Präsentirteller von verzinntem Kupfer eingegraben, der bei Mahlzeiten, auf ein niedriges Gestell gesetzt, unsere Tischplatte vertritt.

Wie schon angedeutet, sind es in Kairo ganz ebenso wie im alten Rom vorzüglich die Kinder, welche man mit Amuleten gegen den bösen Blick sichern zu müssen meint. Sie tragen dieselben in Kapseln, die meist die Gestalt eines Dreiecks haben, oben an ihrem Tarbusch. Auch das Vieh auf der Weide und die Pferde beim Ausreiten werden mit derartigen Mitteln zur Abwehr etwaigen Neidzaubers behangen. Das gewöhnliche Amulet ist bei diesen ein glattes Stück Alaun; häufig kommen auch Quasten mit kleinen Muscheln, den sogenannten Kauris, besetzt als Amulete vor. Die letzteren waren, wie hier nachzutragen ist, schon bei den Römern als Gegenzauber gegen das böse Auge in Gebrauch, und zwar hatten sie eine obscöne Bedeutung. An diese ist bei den Aegyptern nicht zu denken; vielmehr sind sie hier eine Ueberlieferung, deren Sinn verloren gegangen ist, und man bezweckt mit ihnen nichts als Ablenkung des Blickes von dem betreffenden Thiere auf etwas Lebloses.

Glaubt man, daß jemand etwas übermäßig bewundert oder mit Neid betrachtet, so wird er gewöhnlich von dem, den er damit beunruhigt, mit den Worten: „Segne den Propheten!“ zurecht gewiesen, und gehorcht jener, indem er sagt: „O Gott, sei ihm günstig!“ so fürchtet man keine bösen Folgen. Höchst unschicklich ist es, seine Bewunderung über einen Gegenstand, der einem andern gehört, mit den Worten: „O, wunderschön!“

oder: „O, grundgütiger Gott!“ (Ja Selamu selim) auszudrücken. Der Mann von Lebensart sagt in einem derartigen Falle nur: „Maschallah!“ d. h. Wie Gott will — ein Ausruf, der zwar auch Ueberraschung, aber mehr noch Ergebung in den Willen Gottes ausspricht. Nimmt man das Kind jemandes auf den Arm, um es zu liebkosen, so darf man nicht vergessen zu sagen: „Im Namen Gottes des Allbarmherzigen!“ und: „O Gott, sei unserm Herrn Muhamed gnädig!“ worauf man noch ein „Maschallah“ folgen läßt.

Noch allgemeiner ist es Sitte, wenn man ein Kind bewundert, dabei zu bemerken: „Ich suche Zuflucht für Dich beim Herrn des Tagesanbruches“ — eine Anspielung auf die Sure vom Tagesanbruche, die 113 des Koran, welche mit einem Gebet um Schutz gegen Neider endigt. Glauben Eltern zu bemerken, daß jemand ihr Kind anstaunt oder sie um dasselbe beneidet, so reißen sie wohl auch ein Stück vom Saume am Kleide des Kleinen ab, verbrennen es mit Salz, Alaun und Korianderkörnern und beräuchern entweder das Kind damit oder bestreuen es mit der Asche davon. Der Aberglaube hat für diesen Entzauberungsprozeß eine bestimmte Zeit festgesetzt: er muß nämlich des Abends vorgenommen werden, „wenn die Sonne roth zu werden anfängt“. Alaun muß, wenn der durch Augenzauber angerichtete Schaden heilen soll, auf folgende Weise verwendet werden. Man legt ein Stück davon, das etwa die Größe einer Kinderhand hat, auf ein Kohlenfeuer und läßt es hier so lange liegen, bis es aufgehört hat, zu zischen und zu knistern. Dieß hat kurz vor dem Untergange der Sonne zu geschehen, und die Person, welche die Operation vollzieht, hat, während der Alaun brennt, das erste und die drei letzten Kapitel des Koran dreimal herzubeten. Nimmt man den Alaun vom Feuer weg, so hat seine Schlacke unfehlbar die

Gestalt der Person angenommen, deren Neid Veranlassung zu diesem Verfahren gegeben hat. Man zerstößt diese Schlacke dann, mischt sie in eine Speise und giebt diese einem schwarzen Hunde zu fressen. Ein anderes beliebtes Mittel, den Wirkungen des bösen Blickes zu begegnen oder sie aufzuheben, ist, daß man mit einer Nadel in ein Stück Papier sticht und dabei sagt: „Das ist das Auge Mehemeds, Achmeds, Ibrahims (oder wie der Betreffende sonst heißt) des Neidischen", worauf man den Zettel verbrennt.

Um den Wirkungen des neidischen Auges vorzubeugen, gebrauchen in Egypten viele Leute, namentlich Frauen, das sogenannte „gesegnete Storaxharz (Mej'ah Mubarakah) eine Mischung von verschiedenen Stoffen, die nur in der Aschura, d. h. in den ersten zehn Tagen des Monats Moharrem, zubereitet und verkauft wird. Während dieser Zeit sieht man oft in den Straßen Kairos Leute, welche diese Mixtur feilbieten, indem sie ausrufen: „Gesegnetes Storaxharz! Ein gesegnetes Neujahr für die Gläubigen! O, gesegnetes Storaxharz!" Der Verkäufer trägt auf dem Kopfe ein rundes Präsentirbret, das auf Papierblättern von verschiedener Farbe die kostbare Mischung enthält. In der Mitte befindet sich ein großer Haufen von einem braunrothen Farbestoffe mit etwas Storax, Koriandersamen und Fenchelkörnern. Um diesen großen Haufen herum liegen fünf kleinere: drei von Salz, einer blau, einer roth und ein dritter gelb gefärbt, ein vierter von Wermuth und ein fünfter von Weihrauch. Wird der Verkäufer in ein Haus gerufen, so setzt er sein Bret ab, läßt sich einen Teller geben, um das, was gekauft wird, darauf zu legen, und nimmt nun von jedem Haufen nach der Reihe zweimal. Dazu pflegt er einen langen Zauberspruch zu singen, der in der Regel mit den Worten beginnt: „Im Namen Gottes und bei Gott! Es giebt keinen

Sieger, der Gott besiegt, den Herrn des Ostens und des Westens. Wir sind alle seine Diener, wir müssen seine Einheit bekennen. Seine Einheit ist eine erhabene Eigenschaft.“ Dann folgen einige Worte über die Kräfte des Salzes, und hierauf fährt er fort: „Ich zaubre Dich frei vom Mädchenauge, das schärfer ist, als ein Nagel, vom Frauenauge, das schärfer ist als ein Taschenmesser, vom Knabenauge, das schmerzlicher als eine Peitsche, und vom Männerauge, das schärfer als ein Hackemesser ist.“ Sodann erzählt er wie Suleiman (der König Salomo, der den Orientalen bekanntlich ein Meister in der Zauberkunst und Geisterbeherrschung ist) den bösen Blick seines Einflußes beraubt hat. Hierauf nennt er alle Gegenstände, die der Käufer seiner Wundermixtur seinem Vermuthen nach besitzen mag, und erklärt, daß sie durch seine Waare vor allem Nachtheil geschützt sind.

Das Mej'ah Mubarakah wird nun von dem Käufer ein ganzes Jahr lang aufbewahrt, und wenn man fürchtet, daß ein Kind oder sonst jemand von der Familie von einem gefährlichen Blicke getroffen werden könne, so wirft man eine Messerspitze davon auf ein Becken mit glühenden Kohlen und beräuchert den Betreffenden mit dem aufsteigenden Rauche.

Andere Amulete gegen das neidische Auge sind Staub vom Grabe des Propheten, Wasser aus dem heiligen Brunnen Semsem in Mekka und Stücke von der Broccatdecke der Kaabah. Die Hausthür sichert man sich mit Inschriften wie: „Der vortreffliche Schöpfer ist der Ewige“ gegen den Blick des Neiders. Kaufleute schützen die Waare in ihrem Laden, indem sie über den letzteren die Namen Gottes und Muhameds, das Glaubensbekenntniß des Islam oder irgend einen Koranspruch anbringen. Wohlhabende Leute feiern in Aegypten ihre Hochzeiten theilweise auf der Straße. Namentlich ist es Sitte, bei solchen Gelegenheiten des Abends Kron- oder Armleuchter vor dem

Hause des Bräutigams aufzuhängen. Ein schöner Leuchter versammelt dann gewöhnlich eine Menge von Bewunderern um sich, und weil das bewirken könnte, daß er herabfiele und zerbräche, pflegt man die Aufmerksamkeit der Leute dadurch von ihm abzulenken, daß man von Zeit zu Zeit einen Krug oder sonst ein Thongefäß auf die Straße wirft.

Sehr ungern läßt man Fremde zu seinen edlen Pferden, da sie dieselben mit neidischen Blicken betrachten könnten. Eines Tages kam zu Lane, dem ich bei diesen Beispielen des ägyptischen Aberglaubens vom „Naßr" folge, ein arabischer Freund und erzählte ihm, wie der Pascha sein Fleischmonopol aufgegeben habe, sodaß die Metzger fortan für eigne Rechnung schlachten dürften. „Wahrhaftig, empörend aber ist es", so fuhr er fort, „ganze schöne Schafe mit Fettschwanz und allem Zubehör der Oeffentlichkeit ausgesetzt zu sehen, sodaß jeder Bettler, der vorübergeht, neidische Blicke darauf werfen kann, und man möchte wirklich eben so gut Gift essen als solches Fleisch. Mein Koch ärgert sich gleichfalls darüber, und statt in einem Laden zu kaufen, der ganz nahe bei der Hand ist, läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, in ein entfernteres Quartier zu gehen und seinen Bedarf bei einem Manne zu holen, der so vorsichtig ist, sein Fleisch vor den Augen der Vorbeigehenden zu verbergen." Aus demselben Grunde sieht man wohl in den Basaren die schönsten und theuersten Waaren niemals ausgelegt.

Besonders deutlich äußert sich der Glaube an den Augenzauber bei Geburten und Beschneidungsfesten. Im alten Rom machte nach Persius die Großmutter über dem Neugebornen das Zeichen der Feige und spuckte aus. In Kairo statten nach der Geburt eines Kindes die Freundinnen des Hauses der Mutter am siebenten Tage ihren Besuch ab. Nach mancherlei andern Förmlichkeiten trägt man das Kind in Prozession durch

alle Zimmer des Harems, wobei die Hebamme aus einem Säckchen, welches dem Kleinen in der vorhergehenden Nacht zum Kopfkissen gedient hat, Salz und Fenchelsamen streut. Sie sagt dabei: „Das schmutzige Salz sei in den Augen des Neiders, worauf alle anwesenden Frauen antworten: „O Gott, sei unserem Herrn Muhamed günstig!“ Dann erst wird das Kind herumgezeigt, und die Frauen beschenken es mit Tüchern, in welche Geldstücke eingeknüpft sind. Bei Beschneidungen vornehmer Kinder führt man den gewöhnlich fünf bis sechs Jahre alten Knaben in großem Aufzuge, begleitet von seinen Freunden und Mitschülern, Dienern, Musikanten u. d., besonders aber auch von Frauen, zu Pferde durch die Straßen. Er ist dabei aus dem obenerwähnten Grunde in Frauenkleider gehüllt und mit Frauenschmuck bedeckt, und eine der Weiber streut bei jedem Schritte Salz auf den Weg, um allen üblen Wirkungen eines neidischen Blickes, der den Knaben trotz jener Vorsichtsmaßregeln treffen könnte, sofort ein Ende zu machen.

Zum Schlusse werfe ich noch einen Blick auf die Reste des Aberglaubens vom bösen Auge in Deutschland. Hier findet sich zunächst in weitester Verbreitung und zwar selbst unter Gebildeten jene altgriechische Scheu vor Ueberhebung oder jene unklare Furcht vor einem neidischen Uebermenschlichen, welche sich darin ausspricht, daß man sich hütet, sich seines Wohlbefindens, des guten Erfolges seiner Geschäfte, des Gedeihens seiner Kinder zu rühmen, und daß man, wo dieß in einem unbewachten Augenblicke doch geschehen ist, sofort eine Formel hinzusetzt, welche nach dem Herkommen die auf solche Weise herausgeforderte Schicksalsmacht beschwichtigt. Wer seine Gesundheit preist, sich des schönen Standes seiner Saaten laut freut, sein Glück in Handel und Wandel lobt, der muß, um nicht bald das Gegentheil aller dieser Verhältnisse zu erfahren,

sogleich ein „Unberufen", ein „Unbeschrien" oder „Gott behüt's" oder auch einen Ausdruck scheinbarer Unzufriedenheit folgen lassen. Auch bei der Rückkehr von der besten Messe wird der kleine Verkäufer auf die Frage, wie dieselbe ausgefallen, mit „So so, la la", oder: „'s hätte besser gehen können", antworten, und wenn sich darin bisweilen auch ein ungenügsamer Sinn äußert, so läßt sich doch zugleich ein Anklang an die allgemeine Furcht vor Erweckung des Neides im Frager oder vor sträflichem Wohlgefühl gegenüber dem Schicksal heraushören. Maßvoll sein ist eine der ersten Regeln der volksthümlichen Ethik, „Hochmuth kommt vor dem Fall" eins der am Häufigsten gebrauchten Sprichwörter, und in Holstein kann man dem Bauer sogar die ganz entschieden auf eine ähnliche Vorstellung wie die antike vom Neide der Götter hindeutende Redensart brauchen hören: „Allens met Maten, uns' Herrgott de lücht" — Alles mit Maßen, unser Herrgott lügt oder täuscht. Gleichfalls hierher gehört der weitverbreitete Glaube, daß man die Kinder nicht wägen und nicht messen soll — man könnte auf das Ergebniß sich zu viel einbilden und die Kleinen damit „beschreien." Ebenso ist hierherzustellen, daß altgläubige Leute das Zählen des Obstes an reichtragenden Bäumen untersagen, weil man den Baum durch „Berufen" verderben kann.

Wie man sich selbst durch zu starke Kundgebung der Freude über sein Wohlergehen oder das Gedeihen der Seinen schadet, so wird dieß auch durch derartige unvorsichtige Aeußerungen Anderer bewirkt. Spricht man einem Waidmann, der auf die Jagd geht, die Hoffnung aus, er werde recht viel Glück haben, so trifft er nichts (Oberlausitz). Lobt jemand unsere Gesundheit, so müssen wir ausspucken, am Besten dreimal, oder „Gott behüt's!" sagen, oder auch uns mit der Hand über den Mund fahren (Erzgebirge). Schaut ein Fremder dem tiroler Bauers-

mann in den Stall und sagt: „Hast Du schönes Vieh!" dann mag der Besitzer zusehen, daß den Thieren kein Schade geschieht. Bewundern wir in Sachsen die rothen Wangen eines Kindes, sein schnelles Laufen- oder Sprechenlernen, so fügt die gewissenhafte Amme oder Muhme sicher ohne Verzug ein „Unbeschriggen" hinzu, weil das Kleine sonst „drei Tage nicht wachsen thut." Spricht man in niederösterreichischen Dörfern zu einer hübschen sanften Kuh: „Ach ist die doch lieb!" so meinen die Leute, sie werde dadurch verschrieen. Auch darf hier kein Fremder mit ungewaschenem Gesicht in einen Stall gehen, weil das Vieh dadurch, d. h. durch die nicht gereinigten Augen verschrieen wird — ein Aberglaube, der schon nicht mehr in das Kapitel von dem durch Bewunderung oder Scheelsucht Schaden stiftenden, sondern in dasjenige des giftigen Auges gehört und mit dem verwandt ist, nach welchem derjenige, welcher sich früh Morgens nicht gesegnet hat, in Westfalen die Kraft des bösen Blickes erhält, in Schwaben aber besonders empfänglich für diese Kraft wird. In Wurmlingen lebte, wie Meier berichtet, früher ein Mann, der ganz allgemein für einen Hexenmeister gehalten wurde. Derselbe ging eines Morgens an der zehnjährigen Tochter seines Nachbars vorüber, griff dem Mädchen an den Kopf und sagte: „Du hast recht schöne Zöpfe." Hierauf lief das Mädchen wie wahnsinnig nach Hause und sagte, seit ihm der Hexenmeister an den Kopf gefaßt, sei es ihr darin ganz seltsam. Darauf ging der Vater zu jenem hin und drohte, ihn, der sein Kind verhext habe, zu erschießen, wenn er nicht auf der Stelle helfe. Da sagte der Hexenmeister: „Ich will ihr helfen. Aber das sage ich Dir, man sollte die Kinder des Morgens nicht ungesegnet aus dem Hause lassen." Dann machte er etwas, und das Mädchen war hergestellt.

Die unwillkürliche Bezauberung durch Bewundern eines

Menschen oder einer Sache, das Beschreien in gutem Glauben ohne irgendwelche schlimme Absicht hat also auch in Deutschland neben sich den bösen Blick, welcher nichts mit dem bewundernden und so den Neid des Schicksals weckenden und ebensowenig etwas mit dem neidischen Blicke zu thun hat, der sich in der Meinung erhalten findet, daß das Essen, um welches man von einem Andern beneidet wird, einem nicht gedeiht. Jener böse Blick — beiläufig auch unsern Vettern in England unter dem Namen „evil eye“ bekannt und von ihrem Sprichwort „nobody can say, your eye is black“ gemeint — ist wie im Alterthum ein rein magisches, außerhalb des bewußten und wollenden Geistes liegendes Wirken, welches an der Natur des Betreffenden aber, wie die Gabe Geister zu sehen, haftet. Wie man zu dieser Gabe kommen kann, indem man einem heulenden Hunde auf den Schwanz tritt und ihm zwischen den Ohren durchsieht, so kann man beim Kommunizіren das böse Auge bekommen; denn wer beim Umgang um den Altar sich umblickt, von dem wird künftig alles, was er ansieht, „verschrieen“ (Lauenburg). Besonders aber sind es alte Frauen und Juden, deren Blick unheilvolle Kraft ausstrahlt. Die Hexe war immer mit dem Basiliskenauge begabt, welches ihr, wie wir gesehen haben, nachdem sie die letzte Prüfung bestanden, vom Teufel verliehen wurde.

Wo der Ausdruck „böser Blick“ nicht mehr in Gebrauch ist, wird die Ansicht, daß die Behexung auch durch die Augen verübt werde, dadurch ausgesprochen, daß man den Hexen als Hauptattribut rothe oder (wie in Schwaben) schielende Augen oder auffallend große oder in der Mitte zusammengewachsene Augenbraunen gibt. Allgemein gebräuchlich unter dem Volke ist die Bezeichnung „böser Blick, wie es scheint, nur noch in Tirol, das an Italien grenzt. Die Sache kommt aber auch in

andern Alpenländern sowie in Schlesien, in Schwaben, am Rhein und, wie wir fanden, in Westfalen und Lauenburg vor. Wie in Tirol Menschen und Thiere auf diese Art „vermeint“ werden können, so glaubt man in der Nordschweiz, daß einäugige Frauen sogar den Pflanzen schaden; denn es heißt da, wenn eine solche dem Stecken von Kartoffeln zusehe, so würden sie ungenießbar. In Schwaben können die Hexen durch bloßen Blick ein Kind krank machen; namentlich bewirken sie dadurch, daß ganz kleine Kinder volle Brüste bekommen, die Milch geben. In Niederösterreich sagt man, wenn es einer Hexe möglich geworden, ein Kind eine Weile anzusehen, so gewönne sie (mit ihrem verderblichen Einfluß) über dasselbe Gewalt. Solche Kinder heilt man dadurch, daß man sie in einen Backofen schiebt, aus welchem soeben das Brot herausgenommen worden ist, und sie einige Sekunden darin läßt. Die durch den bösen Blick Vermeinten können in Tirol weder essen noch trinken, bekommen lockere Zähne und liegen rathlos da, bis man ihnen Sanct Johanniswein eingiebt. Das beste Mittel zur Sicherung von Haus und Stall gegen solche Bezauberung ist das Zeichen des Drudenfußes. Anderwärts, in Schlesien und auf dem Hundsrück z. B., wo man Kälber, die zur Aufzucht bestimmt sind, besonders vor dem „Judenblicke“ zu hüten hat, gilt als guter Schutz der Stuben und Ställe Dill und Salz. Früher mögen noch andere Amulete in Gebrauch gewesen sein. Vermuthlich gehörten dazu Knoblauch (wie in der Levante) und (wie im alten Rom) die „Schlangenköpfchen“, jene kleinen Muscheln, mit denen man Pferdegeschirre und die Riemen besetzt, an welchen die Fleischer ihre Wetzstähle tragen.

Das Auge Gottes, welches häufig an Kirchen angebracht ist, kann mit dem obenerwähnten Auge verwandt sein, mit welchem die Römer einst ihre Schiffe vor dem bösen Blicke

bewahrten. Daß ferner ein großer Theil der Wahrzeichen unſrer Städte urſprünglich die Bedeutung ſolcher Amulete hatte, ſagt ſchon ihr Name. Noch mehr aber läßt ihre Geſtalt, die entweder grauſenhaft oder lächerlich, zuweilen auch, z. B. bei dem Brückenmännchen in Dresden, obſcön iſt, hierauf ſchließen. Endlich gehören in dieſen Zuſammenhang ſicher auch die fratzenhaften oder ungeheuerlichen „Lölle" an alten Rathhäuſern und Münſtern. Alle dieſe ſeltſamen Phantaſiegebilde ſind ohne Zweifel ganz wie die mißgeſtalteten Zwerge, die Gorgonengeſichter und die mit Flügeln, Füßen und Köpfen ausgeſtatteten Phallen der römiſchen Alterthümer von den mittelalterlichen Steinmetzen lediglich oder wenigſtens in der früheſten Zeit zu dem Zwecke geſchaffen worden, den Zauber des böſen Blickes von den betreffenden Bauwerken und den ſie Benutzenden hinwegzuſchrecken oder hinwegzuſcherzen.

IX.

Volksprophetie.

Gewisse Sekten, die Irvingianer z. B., klagen, daß die Gnadengabe der Weissagung unsrer Zeit abhanden gekommen sei. Die Rockenphilosophie unsrer Bauern aber weiß, daß dem nicht so ist, sondern noch heutigen Tages eigenthümlich begabte Menschen vorkommen, welchen die Zukunft in Visionen offenbart wird. Dieser Glaube begegnet uns im Norden wie im Süden Deutschlands, in der Bretagne wie unter englischen und schottischen Landleuten, im Gebirge und auf den Niederungen, namentlich aber auf langgestreckten einsamen Haiden und Mooren.

Wie in den Wüsten des Morgenlandes und über den Meeren und Strandgegenden des europäischen Südens so werden auch dort in den nördlichen Landstrichen unseres Welttheils zuweilen über irgend einer Stelle des Horizontes Landschaften, Orte und Gebäude sichtbar, die, gewöhnlich schattenhaft, mitunter auch farbig, mitunter zitternd und flackernd wie erhitzte Luft, meist aber still und stetig, sich eine Weile erhalten und dann allmählich verschwinden. Immer sind diese wunderbaren

Phänomene Abbilder oder Spiegelungen von Gegenständen, die tiefer als der Standpunkt liegen, von dem aus sie gesehen werden. Dörfer, Schlösser, Kirchen, Gehölze, Inseln, die hier dem Auge für gewöhnlich entzogen sind, tauchen am Gesichtskreise auf und lösen sich von demselben nach oben zu ab, zuweilen verkehrt, so daß die Dächer, Thurmspitzen und Baumwipfel nach unten stehen, häufig aber auch in vollkommen natürlicher Stellung ihrer einzelnen Bestandtheile. Ich habe Erscheinungen dieser Art sowohl im Süden, namentlich am Nil, aber auch nördlich von der Elbe wiederholt beobachtet. Um ein Beispiel anzuführen, hatte ich an einem hellen Sommertage auf der Haide Nordschleswigs das Städtchen Ripen mit seiner Domkirche scheinbar in der Entfernung von etwa anderthalb Stunden inselartig vor mir, während es in Wirklichkeit noch zwischen drei oder vier Meilen weit weg und unter dem Horizonte lag.

Nun geht aber neben dieser Fata Morgana des Nordens nach dem Volksglauben eine ähnliche Erscheinung her, die ebenso wunderbar wie jene aussieht und, wenn sie vor der Wissenschaft Stand hielte, noch wunderbarer sein würde, da sie nicht auf natürlichem Wege zu erklären wäre. Ich meine das sogenannte „zweite Gesicht." Wie bei den geschilderten Spiegelbildern der Luft Dinge wahrgenommen werden, die unter dem räumlichen Gesichtskreise verborgen sein sollten, so werden hier solche geschaut, die unter dem zeitlichen liegen. Außerdem unterscheidet sich diese Fata Morgana der Seelen von der natürlichen zunächst dadurch, daß sie der Nachtseite der Welt angehört, während jene, nur bei sehr starker Sättigung der Atmosphäre mit Licht möglich, entschieden auf die Tagseite zu setzen ist; dann dadurch, daß sie in der Regel nur einzelnen mit der Sehergabe wie mit einer Krankheit behafteten Personen erscheint, während

jenes Formen- und Farbenspiel der Natur von Allen, die ein Paar gute Augen haben, gesehen wird.

Der Glaube an das, was man die Nachtseite der Natur genannt hat, bleibe Liebhabern überlassen. Halten wir es mit den Tagmenschen, welche der Meinung sind, daß die Zukunft bis zu einem gewissen Grade durch verständige Prüfung der Aspekten der Gegenwart in Verbindung mit den aus der Vergangenheit gewonnenen Lehren errathen werden kann, die Ansicht dagegen, sie könne auch auf andere Weise, durch eigenthümliche und unerklärliche Begabung des Auges und Gemüthes geschaut werden, bis jetzt unerwiesen ist und aller Wahrscheinlichkeit nach so bleiben wird. Wahr ist, so weit unsere Kenntniß der Seele reicht, nur, daß es wirklich unter dem Volke in Deutschland, Oesterreich, Skandinavien und auf den britischen Inseln sowie in Nordfrankreich Leute giebt, die sich der Gabe des zweiten Gesichts rühmen und Visionen haben, welche ihnen das, wovon sie hoffen oder fürchten, es werde kommen, im Spiel einer lebhaften Einbildungskraft als in die unmittelbare Gegenwart gerückt erscheinen lassen. Einige solcher Hallucinationen, zu denen sich auch an sich unbedeutende und gleichgültige gesellen, werden sich durch Zufall erfüllt haben, bei der großen Mehrzahl wird dieß nicht der Fall gewesen sein, und während jene als etwas Ungewöhnliches und Uebernatürliches allgemein von sich reden machten und im Gedächtniß haften blieben, wurden diese nur in engen Kreisen besprochen und als bedeutungslos rasch vergessen. So wurde der „Spökenkieker," der Seher von „Vorgeschichten" eine Figur und ein feststehendes Dogma des Volksglaubens und der Sagenbildung, welche, da der Zufall in manchen Fällen dem Wunder täuschend ähnlich sah, auch in „aufgeklärten" Kreisen an den

Satz erinnerte, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge giebt, von denen unsre Philosophie niemals träumte.

Der Spökenkieker ist ein Verwandter der Somnambulen, aber bescheidener und in der Regel prosaischer. Er hat es bei seinem Schauen nicht mit religiösen Dingen, nicht mit Naturgeheimnissen und nicht mit „jenen Sternen", sondern, in den meisten Fällen wenigstens, lediglich mit dem Alltagsleben zu thun, und er gelangt in manchen Gegenden zu seiner unheimlichen Befähigung auf nichts weniger als tragische, ja hier und da geradezu auf komische Weise, und es geschieht sogar, daß Hunde und Pferde dieselbe mit ihm theilen. Er sieht den Tischler des Dorfes für einen Nachbar, der — so klingt die Sache im Volksmunde — noch wohlauf ist, einen Sarg zurecht hobeln, er sieht eine Leichenbahre vor dessen Thür stehen, und der Nachbar und Gevatter stirbt wirklich bald darauf. Der Seher bemerkt, wie ein Hochzeitszug an seinem Fenster vorbeigeht; der Bräutigam mit dem Rosmarinstrauße vor der Brust, die Braut mit dem Myrthenkranze oder der Goldpapierkrone sind ihm wohlbekannt, 's ist Hinzens Hans und Kunzens Grete, und richtig heirathen sich die Beiden kurz nachher, obwohl sie — so schmückt sich der Bericht bei seinem Gange durch die Spinnstuben aus — zur Zeit der Vision in keinem näheren Verhältnisse zu einander standen. Der Seher sieht ferner plötzlich Feuer aus Dächern emporschlagen, die später in der That in Brand gerathen, ja er merkt manchmal schon dem Balken, der für einen Bau angefahren wird, an, daß er durch eine Feuersbrunst zerstört zu werden bestimmt ist. Zuweilen gewahrt er, seine Schafe oder Kühe weidend, Fremde, die morgen eintreffen werden, mit allen ihren äußeren Eigenthümlichkeiten, ihren Gesichtszügen, der Form ihrer Hüte, der Farbe ihrer Röcke, ihrer Pferde u. d. schon heute. Seltener und zwar gewöhnlich

nach Kriegen oder wo derartiges in der Luft liegt, ist er Zeuge, wie Heereszüge, Gefechte und Schlachten „vorspuken." Andere Formen des zweiten Gesichts, welches mit der Erscheinung des „Doppelgängers" verwandt, aber schwerlich, wie Wuttke meint, nach dem Sehen desselben benannt ist*), sondern offenbar die Annahme eines inneren und höheren Sehvermögens neben dem alltäglichen, eines Augenpaares für die Zukunft neben dem für die Gegenwart ausdrückt, wollen wir bei den einzelnen deutschen Landstrichen in Augenschein nehmen, in denen dieser Aberglaube herrscht, und zu deren Betrachtung ich nunmehr übergehe.

In Tirol bezeichnet das Volk das zweite Gesicht mit dem Worte „Voarweiling" oder „Färweiling," und dasselbe hat hier fast nur das Vorausschauen von Todesfällen zum Gegenstande. Es giebt hier nach Zingerle Leute, die genau wissen, in welcher Gegend die nächste Leiche sein wird. So lebte im Dorfe Tirol ein alter Mann, der immer bestimmt anzugeben verstand, aus welchem Hause zuerst wieder ein Sarg herausgetragen werden würde. Er hörte nämlich des Nachts Sand an eins von seinen Fenstern werfen, und von welcher Seite der Sand kam, auf der gab es nächstens einen Sterbefall. Wenn man im Etschland Abends nach dem Avemaria-Leuten einen geisterhaften Leichenzug sieht, so kann man sich darauf verlassen, daß die Person, die unmittelbar hinter der Bahre hergeht, bald zu den Todten gehören wird — ein Vorspuk, der in den dortigen Thälern häufig bemerkt worden ist. Ist im Pitzthal jemand krank, und man sieht seinen Doppelgänger vom Kirchhofe kommen, so wird der Patient wieder gesund;

*) Der Doppelgänger ist ein gespensterhaftes Bild, in welchem der Visionär sich selbst erkennt, und mit dessen Erscheinen er gewöhnlich einen Wink bekommt, daß er bald sterben wird. Bisweilen aber lockt der Spuk nur von einer nahen Gefahr, einem einstürzen wollenden Hause u. d. hinweg.

geht aber das Gespenst nach jenem hin, so endigt die Krankheit tödtlich. Kommt ein Jäger im Gebirge um's Leben, so heißt es, wie Vernaleken berichtet, in seinem Dorfe gewöhnlich, er habe auf seiner vorletzten Jagd eine weiße Gemse angetroffen, die also der Vorspuk seines plötzlichen Todes ist. In Zierl bei Innsbruck sehen nach Alpenburgs Mittheilungen Leute, welche in den dem Gottesacker zugekehrten Häusern wohnen, in der Mitternachtsstunde Leichenzüge mit den Personen, die nächstens sterben werden, weßhalb man diese Wohnungen auf Seiten der Wohlhabenden meidet und sie den Armen unentgeltlich überläßt.

Die Gabe des zweiten Gesichts läßt sich in Tirol von Jedem erwerben, da sie an gewisse Zeiten gebunden ist, die man nur in der gehörigen Art zu benutzen braucht, um gewisse zukünftige Dinge durch Vorausschauen zu erfahren. Wer in Alpach in der Christnacht rücklings aus dem Hause geht und dabei zum First hinaufblickt, der sieht dort, wenn im folgenden Jahre jemand von den Hausgenossen sterben soll, eine Leiche. Umschreitet man in derselben Nacht dreimal sein Gehöft, so erscheint einem der künftige Gatte, und gukt oder horcht man in den Backofen, so sieht oder hört man sein Schicksal in den nächsten zwölf Monaten. Stellt man sich zu Serfaus in der heiligen Nacht um zwölf Uhr auf den Friedhof, so erscheinen einem alle, welche im folgenden Jahre den Tod zu erwarten haben, und zwar stehen sie auf der Mauer und tragen rothe Strümpfe. Wer sich, während es zur Christmette läutet, unter drei Brücken die Augen wäscht, bekommt alles, was das künftige Jahr bringen wird, zu sehen. Von der Sylvesternacht heißt es im Innthale, wer sich in ihr um die zwölfte Stunde nach der Kirche begebe, der sehe alle, die im neuen Jahre zu sterben bestimmt seien, um den Altar zum Opfer gehen, und

solle man selbst sterben, so erblicke man sich selbst darunter, aber ohne Kopf.

In Oberösterreich gehören in das Bereich der Volksprophetie die „Leichenseher“, die in der Sylvesternacht geboren werden und Todesfälle wochenlang voraussagen, indem dieselben sich ihnen durch Visionen ankündigen, in welchen sie den Leichenzug des Betreffenden vor sich haben. So erzählt man im Dorfe Gumping nach Vernalekens Bericht von einer Magd, daß sie immer, wenn jemand aus dem Orte starb, einige Tage vor dessen Tode einen Leichenzug bemerkt hatte, der sich in derselben Ordnung bewegte, in welcher er bei der Beerdigung des Verstorbenen dann wirklich einherschritt. Sie war stets traurig und ernst. Eines Tages aber fiel ihrer Herrschaft die Schwermuth des Mädchens als ungewöhnlich tief auf. Auch die Knechte wurden das gewahr und sagten spottweise zu ihr: „Du hast gewiß wieder eine Leiche gesehen.“ Sie aber antwortete nur, sie wisse, daß bald jemand von den Hausgenossen sterben werde. Man legte dieser Aeußerung keinen Werth bei und beachtete sie infolge dessen nicht weiter. Allein nicht lange währte es, so wurde sie ihnen ins Gedächtniß gerufen; denn noch denselben Tag stürzte ein Kind des Pächters, bei dem die Magd diente, aus dem Fenster, und bald nachher starb es an den Folgen des Falles. Die Magd wurde aber immer stiller und trauriger, und als man sie um die Ursache fragte, erwiderte sie, dieser Leichenzug sei nicht der, welchen sie in Gedanken erblickt habe, sondern bei diesem hätte sie einen großen Hund hinter dem Sarge hergehen sehen. Auch diese Vorgeschichte sollte bald ihr Seitenstück in der Wirklichkeit finden; denn kurz nachher starb der Pächter selbst, und als er begraben wurde, folgte sein großer Hund ihm nach, der sich den Verlust seines Herrn so zu Ge-

müthe gezogen, daß er nach dessen Tode auf dessen Grabe todt aufgefunden wurde.

Auch andere Personen, die nicht in der Sylvesternacht geboren sind, sollen hier erfahren können, wer von der Gemeinde im Jahre durch den Tod abgefordert werden wird. Sie gehen in der ebengenannten Nacht auf den Friedhof und blicken durch einen Sargdeckel, in welchen sie durch Ausstoßen der Füllung eines Astloches eine Oeffnung gemacht haben. Dann ziehen an ihnen die Personen vorüber, welche im neuen Jahre zu sterben bestimmt sind.

Unter dem Ausdrucke „Nachtvolk" stellt man sich im Bernerlande einen Geisterzug vor, der durch sein Erscheinen gewöhnlich einen nahen Todesfall verkündigt. Ein Mann aus dem Orte Habkern, Namens Ulrich Zurbuchem behauptete, er habe das Nachtvolk oft gesehen. Es habe immer unter leisem Gemurmel einen Leichnam herumgetragen. In diesem habe er einen Bekannten erkannt, der aber in Wirklichkeit noch am Leben gewesen sei. Bald darauf habe er indeß jedesmal erfahren müssen, daß er soeben gestorben. Einmal aber konnte er sich durchaus nicht besinnen, wer die Leiche war, welche das Nachtvolk herumtrug, und dießmal starb er kurz nach der Vision selbst. Wer dem Nachtvolke begegnet, muß ihm rechts ausweichen, sonst ergeht es ihm schlimm.

In Graubündten nennt man diese umherziehenden Geister, die mit dem „wüthenden Heere" verwandt, nur stiller sind, das „Todtenvolk." Dasselbe erscheint von Zeit zu Zeit um Mitternacht. Voran schreitet oder schwebt der knöcherne Tod mit der Sense oder auch mit einer Geige, hinter ihm kommen alle diejenigen, welche in den nächsten zwölf Monaten zu sterben bestimmt sind. Zur Zeit der Pest hörte ein Mann im churwalder Thal eine leise Musik vorüberziehen. Sogleich sprang

er auf, schlüpfte in der Eile nur mit einem Bein in die Hosen, eilte ans Fenster und zog das Schieberchen. Da erblickte er draußen das Todtenvolk und unter ihm viele seiner Bekannten. Am Ende des Zugs aber kam sein Doppelgänger, der auch nur ein Bein in den Hosen hatte. Bleich und starr vor Entsetzen sank der Mann zurück. Er prophezeite dann, daß er der letzte sein würde, der an der Pest zu sterben bestimmt sei, und so war es auch.

Die Meßmer (Küster) gewahren das Todtenvolk auch in der Kirche, und zwar befinden sich dann unter ihm sowohl Verstorbene als solche, die bald sterben werden. So war namentlich noch kurz vor 1858, wo Vernaleken seine „Alpensagen" veröffentlichte, in Davos ein Meßmer, der sehr häufig, wenn er Abends in die Kirche trat, um sich durch dieselbe zum Läuten in den Thurm zu begeben, die Bänke voll Geister sah. Er erkannte darunter auch solche, die in Wirklichkeit noch lebten, aber sie starben immer kurz nachher. Einigemal sprach er von solchen Visionen zu Leuten in der Gemeinde, und dann zürnte des Todtenvolk darüber, und wenn er durch die Kirche ging, drängten die Geister sich um ihn herum und drückten ihn so, daß er fast von Athem kam.

Auch in Wallis kennt das Volk diese Erscheinung. Sie heißt hier die „Todtenschaar" und spuckt vorzüglich an Kreuzwegen, weßhalb man die Kinder vor derselben warnt. Dennoch waren einmal zwei Kinder auf einem Kreuzwege eingeschlafen. Da hörte das eine, welches mittlerweile erwacht war, von Weitem ein Geräusch wie von schlotternden, klappernden Gebeinen und betenden Stimmen. Dasselbe kam näher, und nun hörte das Kind, wie eine Stimme fragte: „Sollen wir die Kleinen aufwecken?" — „Nein," antwortete eine andere Stimme, „das eine von den Beiden wird uns ohnedieß bald nachfolgen."

Das Kind hatte nur gehört, aber nichts gesehen. Nach vierzehn Tagen war es eine Leiche.

Gegenüber der großen Gemeinde Schuls (Scuol) im Unterengadin mündet das Thal Scarla zwischen den Bergen Bisoc und St. Jon aus. Scarla ist ein rauhes Gebirgsthal mit einigen bewohnten Häusern. In einem derselben hauste ein armer Mann mit seinem Weibe und einem siebenjährigen Knaben. Es war Sommer, und der Mann verdiente sich sein Brot als Hirt auf einer benachbarten Alp. Die Mutter bearbeitete das kleine Stück Feld, welches sie besaßen. Das Haus, das sie bewohnten, war so alt und baufällig, daß es jeden Tag einzustürzen drohte. Da geschah es in einer Nacht, daß der Knabe die Frau mit den Worten weckte, es habe ihm geträumt, er sähe einen weißen Mann, der ihm zuriefe: „Machet euch schnell auf und fliehet; denn das Haus wird bald zusammenfallen.“ Die Mutter beruhigte das Kind, und es schlief wieder ein. Nach einer Weile wiederholte der Knabe seine Erzählung; denn es hatte ihm dasselbe wie vorher geträumt, aber wieder wußte ihn die Mutter zu beschwichtigen. Kurz nachher jedoch wachte er zum dritten Male auf, sprang aus dem Bette und rief: „Mutter, Mutter, komm schnell, der weiße Mann hat mir zum Fenster herein gewinkt, wir sollen eiligst fliehen.“ Da wurde die Frau ebenfalls ängstlich, stand auf und wollte sich anziehen. Aber der Knabe zog sie mit sich fort und sagte: „Komm rasch, nimm Deine Sachen unter den Arm; denn es ist keine Zeit mehr zum Anziehen.“ So flohen sie denn sogleich aus dem Hause, und kaum waren sie im Freien, so fiel es zusammen.

Der Kanton Glarus hat seine „Kirchgangschauerinnen“, die auch „Fronfastenkinder“ heißen und auf dem Wege zur Kirche Sterbefälle in Gesichten vorauszuerfahren pflegen.

In Schlesien und Ostpreußen ist die Gabe des zweiten

Gesichts in manchen Familien erblich und zeigt sich besonders bei Blödsinnigen und andern Geisteskranken.

In Mecklenburg sowie im Lauenburgischen ist sie wieder an eine gewisse Zeit und bestimmte Bräuche gebunden und Allen zugänglich. Wer hier erfahren will, ob im Laufe des künftigen Jahres dem Hause ein Todesfall oder eine Geburt bevorsteht, der geht in der Neujahrsmitternacht rücklings zum Hause hinaus und blickt nach dessen First hinauf. Gewahrt er dort einen Sarg, so stirbt jemand, sieht er eine Wiege, so wird ein Kind geboren.

Bei den Wenden in der Oberlausitz heißt das zweite Gesicht „Bosche sedleschko," und der Seher erblickt hier, wenn in einem Hause ein Sterbefall zu fürchten ist, auf dem Dache desselben entweder eine weiße Henne oder das Gerippe eines kleinen Kindes im fliegenden Hemdchen.

In Schwaben sehen die Mädchen in der Christnacht in den „Höhlhafen," d. h. in den am Ofen oder Feuerherd eingemauerten Eisen- oder Kupferkessel, wo sie dann die nackte Gestalt ihres zukünftigen Mannes gewahr werden.

In mehreren nord- und mitteldeutschen Landstrichen herrscht die Sitte, daß das heirathslustige Mädchen am Andreasabend mit Einbruch der Nacht in ihre Schlafkammer geht, sich nackt auszieht, zwei Becher nimmt, in den einen Wein, in den andern Wasser gießt und sie auf einen weißgedeckten Tisch stellt, worauf sie, den einen Fuß auf das Bette setzend, die Reime spricht:

„Bettstand, ich tritt Dich:
Sankt Andres, ich bitt Dich:
Laß doch erscheinen
Den Herzallerliebsten, den Meinen,
Wie er geht und steht,
Wie er mit mir zu Bette geht."

Alsdann kommt die Gestalt des künftigen Bräutigams herein und leert einen der beiden Becher. Trinkt er den Wein, so wird das Mädchen mit ihm einen reichen, trinkt er das Wasser, so wird sie mit ihm einen armen Mann bekommen.

In Ostfriesland können manche Leute, wenn eine Pfarrstelle erledigt ist, den Pastor, den sie haben sollen, auf der Kanzel sehen.

Fast allenthalben in Deutschland herrscht, wo die Aufklärung mit diesen Dingen nicht aufgeräumt hat, der Glaube, daß Pferde und Hunde Seher- und Prophetengabe besitzen. In Ostpreußen meint man, ein im Finstern schnaubendes Pferd sehe den Tod. Wenn Pferde vor einem Hause schnauben und nicht vorbei wollen, heißt es am Rhein, so stirbt bald jemand in demselben. Allgemein ist die Meinung, daß Hundegeheul vor einem Hause für dessen Bewohner Unheil bedeute. Sieht das Thier dabei zur Erde, so zeigt es den Tod eines Mitgliedes der Familie an; blickt es nach dem Dache hinauf, so wird dieses nächstens in Flammen stehen. Nicht alle Hunde haben diese prophetische Eigenschaft; die sie aber besitzen, laufen des Nachts umher, bleiben vor der Thür, in welche in Kurzem der Tod treten wird, stehen, spreizen die Beine weit auseinander und beginnen dann kläglich zu heulen. Ein solcher Hund wird in Tirol „Toadereara," d. h. Todtenheuler, genannt und Alpenburg erzählt, daß eins von diesen Thieren den Leuten eines Dorfes bei Innsbruck durch mehrmaliges Eintreffen seiner Prophezeiungen so unheimlich wurde, daß sie es vergifteten.

In Westfalen wird das Voraussehen der Zukunft auf diesem Wege „Schichten" oder „Schichtern" genannt. Hunde können schichten, deßgleichen Eulen, die durch ihr Geschrei wie jene durch ihr Heulen verkünden, daß dem Hause desjenigen, in dessen Nähe sie laut werden, ein Todesfall bevorsteht. Bei

Kuhn finden wir ferner über diesen Aberglauben folgende Notizen gesammelt. Menschen, welche die Gabe besitzen, Vorgeschichten zu sehen, können sich dem Drange dazu nicht entziehen. Mitten in der Nacht oft treibt es sie aus den Betten an den Ort, wo sie die Erscheinung wahrnehmen sollen. Sie gewahren dann in der Regel einen Leichenzug oder einen Sarg, bisweilen auch nichts; wohl aber vernehmen sie in diesem Falle, wie Breter vom Boden geworfen werden, oder wie unsichtbare Hände einen Sarg zunageln. Ein Schneider oder eine Nätherin hört die Scheere „snippeln", wenn bald ein Todtenhemde angefertigt werden muß — wird in Büren behauptet. Oft bemerkt hier der Seher, wie ein Feuer an einem Hause hinaufläuft. Fühlt es sich warm an, so verkündigt es einen bald eintretenden Brand, ist es kalt, so bedeutet es eine Leiche. Aehnlicher Glaube herrscht im Bremischen, wo man im letzteren Falle beobachten muß, wo das anscheinend in Flammen stehende Dachstroh zuerst herabfällt; geschieht dies auf der Vorderseite, so stirbt binnen Jahr und Tag der Hausherr, geschieht es auf der hintern Seite, so zeigt es an, daß binnen derselben Frist die Hausfrau sterben wird.

Von andern solchen Propheten weiß man nur, daß sie kommende Ereignisse voraussagen, aber nicht, wie sie zu dieser Kunde gelangen. So ist in Werl einmal ein Knecht gewesen, der hat es jedesmal vorausgewußt, wenn einer sterben sollte. Er merkte es, wenn der Pastor ins Haus trat, aber woran, hat er nicht sagen wollen. Je später nach Mitternacht man eine Vorgeschichte wahrnimmt, desto rascher, je früher vor Mitternacht man sie schaut, desto später tritt das betreffende Ereigniß ein. Sieht man sich unter dem Gefolge eines gespenstischen Leichenzuges nicht selbst, so kann es leicht kommen, daß man bald sterben muß. Schon Mancher hat sich selbst im Sarge

liegen sehen. Es ist ferner geschehen, daß von zwei Personen, die mit einander des Nachts über die Straße gingen, blos der eine ihnen einen Leichenzug entgegenschreiten sah, während der andere die Vorgeschichte nur zu fühlen bekam. Jener warnt: „Geh aus dem Wege.“ — „Warum?“ fragt der Andere, und in demselben Augenblicke rennt er an den Sarg an und stürzt von dem Stoße getroffen zu Boden. Nun sieht auch der Erste nichts mehr. Bisweilen täuschten sich die Vorgeschichtenseher über die Bedeutung des von ihnen Geschauten. In der Pfarre von Siddinghausen z. B. erblickte der Knecht eines Tages einen Sarg auf der Hausflur und glaubte, derselbe zeige den baldigen Tod der kranken Haushälterin an; aber sie wurde gesund, während er selbst nach kurzer Zeit sterben mußte.

Auffallen kann, daß vor den Leichenwagen, der den Sehern erscheint, gewöhnlich ein Schimmel gespannt ist; es ist aber nur ein Nachhall des Glaubens an das weiße Roß Wuotans, des alten Gottes, der die Todten abholte. In der Gegend von Dortmund begab es sich einmal, daß ein Knabe, der die Gabe des zweiten Gesichts besaß, wegen irgend eines dummen Streiches von einem Müller Prügel bekam. „Warte nur,“ sagte der erbitterte Junge, „Du sollst hier nicht lange mehr hausen, bald wird Dich das weiße Pferd holen.“ Und so kam es denn auch. Der Müller starb nach vierzehn Tagen und wurde mit einem Schimmel zu Grabe gefahren. Zu Echthausen ging die Frau v. Schüngel mit Tode ab. Ein Bauer hatte in der Vorgeschichte einen Schimmel vor dem Leichenwagen erblickt, und man spannte deßhalb absichtlich ein anderes Pferd vor, aber dieses wurde wild und zerriß das Geschirr, so daß man sich gezwungen fand, einen Schimmel zu holen, um die Leiche zur Ruhe bringen zu können.

Das zweite Gesicht ist in Westfalen meist angeboren und

wird wie eine Art Geisteskrankheit betrachtet. Am Gewöhnlichsten sind ihm die ausgesetzt, welche in der Matthiasnacht auf die Welt gekommen sind; denn die „müssen mit den Hollen fahren," (die Hollen sind die von Frau Holle geführten todten Seelen) sie können (wie die Mondsüchtigen) an den Wänden emporsteigen und mit geschlossnen Augen auf den höchsten Zinnen hinschreiten, und sie haben in gewissen Nächten des Jahres auf dem Kirchhofe „die Geister zu tragen." Dafür wissen sie aber auch immer voraus, wer im Dorfe sterben soll. Sodann setzt man ein Kind, wenn man zwischen seiner Geburt und seiner Taufe zwei Freitage vergehen läßt (wenn man es zu lange der Einwirkung heidnischer Mächte ausgesetzt läßt, zu denen Frau Holle, welcher die Freitage gehören, zählt) der Gefahr aus, daß es später „schichtert" — ein Ausdruck, der ursprünglich nur gewandt, klug, flink, behende (englisch shifty) sein und erst in zweiter Linie Geister und die Zukunft sehen heißt.

Man kann sich das zweite Gesicht aber auch hier verschaffen oder zuziehen. Denn wer einem Menschen oder Hunde, welcher schichtert, über die linke Schulter blickt, der nimmt dasselbe wahr, was jener vor sich bemerkt, und behält diese unheimliche Gabe bis an seinen Tod, wenn sie ihm nicht jemand freiwillig oder durch Zufall abnimmt. In Schmallenberg ist, wie man Kuhn erzählte, einmal ein Mädchen gewesen, die hat es jede Nacht um zwölf Uhr aus dem Bette und an's Fenster getrieben, wo sie dem Treiben der Geister auf dem Gottesacker zusehen mußte. Als sie das einmal ihren Nachbarn klagte, war einer darunter, der ihr's nicht glauben wollte. Da hat sie ihn eingeladen, doch in der nächsten Nacht bei ihr zu wachen, und als sie nun wirklich Punkt zwölfe an's Fenster ging, trat er hinter sie und sah über ihre linke Achsel auf den Kirchhof hinaus. Von Stund an war das Mädchen die Sache

los, und der ungläubig gewesene Nachbar mußte jetzt statt ihrer allnächtlich den Geisterspuk mit ansehen, bis ihm endlich jemand rieth, sich dabei von einem Hunde über die linke Schulter blicken zu lassen. Das hat er gethan, und von jetzt an hat er wieder ruhig schlafen können.

Im Hildesheimschen, wo das zweite Gesicht „Vorgelate" heißt, geschieht ganz dasselbe, wenn man dem Schauenden über die rechte Schulter sieht. In Schwaben aber tritt man zu demselben Zwecke irgend jemand auf den rechten Fuß und sieht ihm über die linke Schulter; man kann sich ihm jedoch, wie Einige meinen, auch auf den linken Fuß stellen und ihm über die rechte Schulter blicken; denn „es ist einerlei, wenn es nur kreuzweise geschieht."

Auf der lüneburger Haide giebt es ebenfalls Vorgeschichtenseher, die Sterbefälle voraus wissen. Der Todeskandidat erscheint ihnen in ein Leichentuch gehüllt, und je höher ihm dieses von den Füßen an heraufreicht, desto eher kommt der Tod zu ihm.

Besonders häufig soll das zweite Gesicht in Holstein und Schleswig vorkommen. Aeltere Beispiele enthält Müllenhoffs Sagensammlung, aus der ich einige Proben mittheilen werde.

In Owschlag zwischen Eckernförde und der Stadt Schleswig wohnte vor Zeiten ein Mann, der konnte Leichen, Hochzeiten u. d. voraussagen. Er mußte, wenn das des Nachts an seinem Hause vorüberschwebte, aufstehen und zusehen, und blieb er dabei zu lange im Bette liegen, so zwang es ihn, dem Spuke so lange nachzulaufen, bis er ihn zu Gesichte bekam. Die Ursache seines Zustandes war, daß er früher einmal einem heulenden Hunde auf den Schwanz getreten und zwischen den Ohren durchgesehen hatte. Erst machte ihm seine Gabe Spaß, später empfand er sie als Last. Er wurde sie aber nicht eher

wieder los, als bis er sein Hemde ein ganzes Jahr lang verkehrt auf dem Leibe getragen hatte.

In Nordballig beherbergte einst ein Bauer einen armen Mann über Nacht. Als dieser am Morgen fortging, sagte er zu seinem Wirthe: „Nimm den Balken da aus Deinem Hause weg und lege ihn auf's freie Feld.“ Der Bauer wollte ungern daran, aber der arme Mann drang so lange in ihn, bis er den Balken herauszog und als Steg über einen Bach legte. Ein paar Tage nachher, als die Kirchgänger über das Wasser heim wollten, war der Steg zu Kohlen und Asche geworden. Da merkte der Bauer, daß der Bettelmann es hatte „vorbrennen“ sehen, und daß ihm das Haus über dem Kopfe zusammengebrannt sein würde, wenn er dem ihm von jenem ertheilten Rathe nicht gefolgt hätte.

Im Bergenhusen sahen die Mägde einmal, als sie früh vor Sonnenaufgang auf die Koppeln zum Melken gingen, einen feurigen Mann, der auf einem der größeren Häuser des Dorfes stand und von diesem mit einem weiten Schritte auf ein benachbartes kleineres trat. Diese Erscheinung wiederholte sich drei Tage nach einander, und in der dritten Nacht brannte zunächst das große, dann das kleine Haus nieder.

An dem Haffdeiche bei Marne in Ditmarschen hielt sich früher ein Fisch auf, der so groß wie ein Kalb war und einen Sarg auf dem Rücken hatte. Wer ihn erblickte, mußte bald nachher ertrinken.

In Tondern trabte in alter Zeit um Mitternacht ein dreibeiniges Pferd durch die Straßen, welches Hel hieß (wie die altgermanische Todesgöttin) und jedem sein baldiges Ableben verkündigte, der es vor seiner Thür Halt machen sah.

Vielleicht nur einem Theil der Leser ist die ditmarsische Sage bekannt, die Klaus Groth in dem Gedichte „De Pucker-

stock" behandelt hat, und da sie in unsern Zusammenhang fällt, so gebe ich kurz ihren Inhalt an. Ein Bauerssohn hatte einen Weißdornstock, der ihn nöthigte, gegen seinen Willen, oft bei Nacht und Nebel, das Haus zu verlassen, und niemand wußte, wohin, zu wandern. Sein gewöhnlicher Ort war im Gehäuse der Wanduhr bei andern Stöcken. Rührte er sich da, so mußte sein Besitzer sogleich fort, über Haide und Moor, durch Sturm und Wetter. Kam der junge Mann darauf wieder heim, so war er bleich und matt, schlief wie todt und arbeitete darnach still und in sich gekehrt, bis es ihn wieder rief. Wohin er ging und was er sah, theilte er niemand mit, Die Leute in der Umgegend aber sagten, sobald jemand bei ihnen nur noch einen Monat zu leben habe, zwinge es den Burschen, an sein Fenster zu gehen und hinein zn blicken. Dann sehe er ihn, der in Wirklichkeit noch gesund sei, mit dem Todenhemd bekleidet im Sarge liegen und müsse mit dem Stocke dreimal an's Fenster klopfen. Vergebens versuchte der Bursch sich des Stockes zu entledigen, er warf ihn in einen Bach, zerhackte, verbrannte ihn, aber immer war er wieder da, bis einmal an einem Weihnachtsabend ein Mann erschien, der den Stock abholte.

Ein Hufner in einem Dorfe bei Düppel, welches nur sieben Bohlstellen (größere Güter) hatte, ging einst spät von einem „Aerrel" (Erbbier, Leichenschmaus) heim. Da kam ihm vor, als sähe er aus dem Kirchhofe vor ihm drei weiße Betttücher aufflattern. Als sie an ihm vorüberschwebten, hörte er sie sagen: „Eins, zwei, drei," und, etwas angetrunken, beging er den Frevel,, bis fünf weiter zu zählen. Gleich nachher aber befiel ihn eine Angst, wie wenn er damit ein Unglück angerichtet hätte. Und bald sah man, daß dem wirklich so war. In demselben Jahre starben von den sieben Hufnern des Ortes

erst drei und kurze Zeit darauf noch zwei. Der Tod der ersten drei war durch die fliegenden Tücher angedeutet worden, den der beiden letzteren aber hatte der, welcher das Gesicht erblickt, durch sein unbesonnenes Weiterzählen veranlaßt. So meinten wenigstens die Leute, als man ihm, der selbst der fünfte Tode war, sein Aerrel hielt.

Neben diesen und einer Anzahl ähnlicher Geschichten sind aber in Schleswig-Holstein eine große Menge verwandter im Umlaufe, die sich in der neuesten Zeit zugetragen haben sollen, und auch von diesen will ich einige mittheilen. Ein Pastor im östlichen Schleswig erzählte mir, daß ein Knecht seines Vaters Visionär gewesen sei. Der Vater, ein wohlhabender Landmann, hatte sich zum Vergnügen neben seinen bäuerlichen Arbeiten mit Tischlerei beschäftigt und unter andern Dingen auch Särge angefertigt. Da er sie billiger geliefert als die zünftigen Meister, so waren häufig Bestellungen bei ihm eingelaufen. Der Knecht aber hatte diese stets vorausgesagt, und darüber befragt, hatte er nach einigem Zögern geantwortet, je nun, er sähe dann jedesmal den „Wirth", (so wird der Hausherr hier gewöhnlich vom Gesinde genannt) des Nachts nach dem Balken gehen, wo er Hobel und Säge verwahrte, und dieses Handwerkszeug herunterholen.

Eine Frau im Amte Tondern hatte in den ersten fünfziger Jahren ein Gesicht, in welchem sie den neu eingesetzten dänischen Pastor hastig aus seinem Hause kommend auf einem Leiterwagen wegfahren sah. Sie wunderte sich darüber und erzählte es weiter. Der Geistliche, der es auch erfuhr, wußte von nichts der Art, merkte aber nach einigem Besinnen den Wunsch, welcher der Vision das Leben gegeben hatte, zeigte die Sache bei dem Polizeimeister an und veranlaßte dadurch, daß die Seherin auf ein paar Tage eingesteckt wurde.

Aehnliches soll sich in den verschiedensten Strichen Mittel- und Nordschleswigs begeben haben. Man erblickt in den Marschen und auf den Inseln der Nordfriesen blaue Flämmchen, wo später jemand ertrinkt. Man vernimmt vor Häusern, denen ein Todesfall bevorsteht, einen klagenden Ruf. Ein gespensterhaftes Blasen wie vom Horn eines Hirten tönt plötzlich durch die Nacht, und einige Tage nachher geht bei einer Ueberfluthung der Deiche eine Heerde zu Grunde.

Zuweilen, und zwar in den Jahren 1852 bis 1864 ziemlich oft, greift das Schauen über den Kreis des alltäglichen Lebens hinaus und deutet heraufziehende Kriege u. d. an. Beispiele dieser Art von Prophetien finden wir in Müllenhoffs Sammlung schon aus dem Anfange des fünfzehnten und der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts.

Die Friesin, Fru Hertje, eine Prophetin „aus Mutterleibe geschnitten", weissagt allerlei Dunkles und einiges anscheinend Klare von ungeheuren Dingen, großen Deichbrüchen, versinkenden Ortschaften, einer blutigen Schlacht bei Flensburg, Zeiten, wo „die Menschen vier Arme kriegen und zwei Paar Schuhe an den Füßen tragen," und wo „der Priester seine Glatze bedecken und sagen wird, er sei kein Priester." (Die Reformation?) „Die Zeit wird kommen, daß man die Menschen nicht mehr bei ihren Namen, sondern wie das Vieh nennen wird." (Offenbar, wenn die Herren Sozialdemokraten die Ehe und die Familie abgeschafft haben.) „Es wird die Zeit kommen, daß ein wohlgekleideter Edelmann zu einem Bauern beim Pfluge, der einen grauen Kittel trägt, gelaufen kommen und bitten wird, daß er mit ihm seinen Rock vertauschen wolle." (Die erste französische Revolution?) „Wenn die Berge niedergehen und die Düngerstätten sich erheben, (ganz entschieden die Erfüllung des Traumes unserer Sozialisten) wird es übel in der Welt stehen."

Das zweite Beispiel Müllenhoffs ist aus der Geschichte Ditmarschens vom Pfarrer Neocorus entlehnt, welcher berichtet: „Im Jahre vor dem, da der König Johann und der Herzog von Holstein hereinkamen, um Ditmarschen einzunehmen, geschahen wunderbare Zeichen. Denn in dem Sommer, als die Arbeitsleute die Gräben neben dem Dusentdüwelswarf (bei Hemmingstedt, wo später, 1500, das dänisch-holsteinische Heer von den Ditmarsen unter Wolf Isenbrand geschlagen und fast vernichtet wurde) klaieten, (d. h. schlämmten) erhob sich jeden Abend, wenn die Sonne sich geneigt hatte und es dunkel werden wollte, ja auch bei hellem Tage, ein greuliches Getöse und Gerassel, so daß sich die Arbeiter nie verspäten oder zur Abendzeit dahin wagen durften. Ja oft mußten sie vor dem Spuk ihre Arbeit stehen lassen und nach Hause gehen.

Auf der Ostseite der nortorfer Kirche, wo es nach dem Kirchenstuhle hinaufgeht — so erzählt Müllenhoff endlich — steht seit undenklichen Zeiten ein Fliederbusch, der aus der Mauer selbst herausgewachsen ist. In der ganzen Mitte Holsteins ist er weit und breit bekannt; denn das Schicksal des Landes knüpft sich an ihn. Einst nämlich, wenn der Strauch so hoch geworden ist, daß ein Pferd darunter angebunden werden kann, wird in der ganzen Welt Krieg ausbrechen, und alle Völker werden wider einander streiten, der König aber, der am Ende alle bezwingt, wird zuletzt mit seinem großen Heere von Süden her auch nach Holstein kommen. Er wird sich auf dem Thienbüttler Kamp westlich von Nortorf lagern. Da wird auch die große Schlacht geschehen, und zwar in den Monaten September und October, wenn eben der Dünger für die Roggensaat aufs Land gefahren ist. Zu der Zeit wird über Holstein ein König mit weißen Haaren herrschen. Sobald nun eine rothe Kuh über eine gewisse Brücke geführt worden ist, wird

er auf einem weißen Pferde reitend mit seinem Heere von Norden so schnell daherstürmen, daß die Leute, die auf dem Felde arbeiten, kaum Zeit haben werden, sich vor ihnen hinter die Düngerhaufen zu ducken. Dann wird er sein Pferd an den Hollunder binden und die Schlacht beginnen; während derselben wird das Pferd unter dem Baume stehen bleiben, und es wird ein langer und fürchterlicher Kampf sein, so daß das Blut längs der Wagenspuren auf den Feldern rinnen wird und die Soldaten darin bis an die Knöchel waten werden. Wenn aber der weiße König mit dem andern gestritten und ihn erschlagen hat, wird er den größten Sieg gewinnen. Dann wird ihm die ganze Welt zufallen und für lange Zeit überall auf Erden Friede herrschen. Von seinem eigenen Heere werden dann aber so wenige noch geblieben sein, daß jeder von einer Trommel essen kann, und der König selber wird nach der Schlacht an einer Trommel seine Mahlzeit halten.

In der Kriegszeit vor sechzig Jahren war nun der Hollunderstrauch so hoch geworden, daß er an's Kirchendach reichte. Da sah man einmal Nachts in der Luft wunderbare Erscheinungen. Zwei große Heere standen wider einander, viel schweres Geschütz fuhr durch die Wolken, und Reitergeschwader rannten auf einander los. Deutlich hörte man Kriegsgetümmel und Schlachtgeschrei. Dadurch wurden die Leute so erschreckt, daß sie überall hin Boten aussandten, um sich Rath und Trost zu holen. Als endlich 1813 die Feinde auch nach Holstein kamen, und nicht weit von Nortorf Gefechte zwischen ihnen und den Dänen vorfielen, meinten Viele, die alte Prophezeihung habe sich erfüllt, besonders da auch der damalige Landesherr einen weißen Kopf hatte. Sobald aber den Feinden die Sage zu Ohren kam, nahmen erst viele von ihren Offizieren den Baum in Augen-

schein, dann ließen sie ihn abhauen, so daß der Stumpf jetzt noch lange zu wachsen hat, ehe er seine alte Höhe wieder erreicht.

Hier haben wir wieder Fälle vor uns, wo die Erscheinung des Vorspuks von Mehrern zugleich bemerkt wurde. Häufiger wurden in den Jahren vor 1863 Beispiele aus der Gegend zwischen Rendsburg und Flensburg erzählt, wo nur ein Einzelner der Seher war. Vielfach wurde in dieser Zeit im Schleswigschen die Hoffnung, daß die Schlacht bei Idstedt nicht die letzte im Streite Deutschlands mit Dänemark gewesen sei, auf prophetische Gesichte zurückgeführt. Eine Sammlung solcher Visionen, mir vom verstorbnen Obergerichtsadvocaten Heiberg übergeben, wurde damals von mir in den „Schleswig-Holsteinischen Briefen" veröffentlicht, und ich will hier an ein paar davon erinnern.

Ein Bauer aus einem der Dörfer südlich vom Dannewerk behauptete, die zukünftige Schlacht werde zwischen Kropp und Bennebeck geliefert werden. Sie war ihm im Sommer 1852 in einem Gesichte offenbart worden. Das Gemetzel war „schauderhaft anzusehen." Civilpersonen trugen die Munition herzu. Das Militär hatte rothe Hosen an, die Reiterei bestand aus Husaren in grünen, schwarzaufgeschlagnen Pelzen, und sie ritt Pferde, deren Zäume mit Schlangenköpfchen besetzt waren. In Kropp brannte Alles bis auf ein einziges Haus nieder. Auch in Kurburg, weiter nördlich, war eine große Feuersbrunst. Hiervon ist nur das Eine eingetroffen, daß 1864 bei Kropp ein Treffen zwischen Oesterreichern und Dänen stattfand — das Gefecht am Königshügel. Von rothen Hosen, grünen Husaren, brennenden Dörfern war dabei nichts zu bemerken.

Ein andrer Spökenkieker sah im Herbst desselben Jahres bei hellem Tage die Vorpostenkette von Jagel nach Ellingstedt

wieder aufgestellt, ganz wie einst Willisens Truppe, die Gesichter nach Norden gekehrt.

Ein kleines Mädchen in Wedelspang, eine Meile nördlich von der Stadt Schleswig, war gewohnt, Abends dem von der Arbeit heimkehrenden Vater entgegenzugehen. Eines Tages, im Sommer 1853 ging sie auch, kam aber sehr bald ganz verstört und ohne den Vater wieder. Die Mutter fragte nach der Ursache, aber das Kind wollte lange nicht mit der Sprache heraus, bis es endlich gestand, es sei draußen am Berge ein so grausames Schießen, und das ganze Feld stehe so voller Soldaten in weißen Röcken, daß es sich nicht weiter getraut habe. Weißröckige Soldaten sind allerdings elf Jahre später hier vorbeigezogen, und geschossen haben sie zwar am Berge nicht, wohl aber eine Meile von Wedelspang, bei Oeversee.

Ein Bauer aus Angeln erzählte D. Heiberg, er sei acht Tage nach Johanni 1853 von Hollingstedt an der Treene nach Kurburg gegangen. Da seien ihm gegen Abend am Dannewerk Dragoner in grünen Uniformen begegnet, die nach Flensburg zu geritten wären. Sie hätten in einer unverständlichen Sprache geredet, und er habe sich an den Wall drücken müssen, um nicht niedergeritten zu werden. Leute, welche an die Spökenkiekerei glauben, werden hier an die grünen Röcke und an die czechische Sprache der Windischgrätz-Dragoner denken, die allerdings 1864 in die Gegend von Flensburg kamen. Schade nur, daß sie nicht durch das Dannewerk zogen.

Die interessanteste Geschichte in diesem Bereich ließ ich mir in Idstedt erzählen. Wir machten hier nach einer Fahrt nach den Hauptpunkten des Schlachtfeldes einen Besuch bei einem Käthner, der, wenn ich mich recht entsinne, früher Schulmeister gewesen, nach dem Kriege aber abgesetzt worden war. Jetzt in ziemlich behaglichen Umständen als Landmann lebend, empfing

er uns freundlich und wiederholte bereitwillig, was er dem einen meiner Begleiter früher in Betreff seiner Gesichte mitgetheilt hatte. Gesund, robust, nüchtern und leidlich gebildet, machte er weder den Eindruck eines Träumers noch den eines Schwindlers. Er berichtete auf unser Befragen, daß er schon als Knabe jedesmal, wenn in seinem damaligen Wohnorte ein Todesfall bevorgestanden, gehört habe, wie der Deckel des Koffers, in dem neben seiner Schlafkammer das Todtengewand verwahrt worden, laut zugeschlagen. Später habe sich diese Eigenschaft bei ihm verloren, da habe sie sich im Jahre 1849 in etwas andrer Art wieder eingestellt. In der Pfingstnacht dieses Jahres erwachte er plötzlich von einem furchtbaren Gebrüll, das wie Kanonendonner klang. Er traute zuerst, da keine Soldaten in der Nähe lagen, seinen Ohren nicht und sprang unbekleidet, wie er war, vor die Thür. Hier hörte er noch deutlicher, daß der Lärm das Krachen von Geschützen war, deßgleichen unterschied er mehrere Salven von Gewehrfeuer. Das letztere kam aus den Gegenden, wo im folgenden Jahre während der Schlacht Infanteriecolonnen, das erstere aus solchen, wo während derselben Batterien standen. Die Nacht war sonst still, und weder an Wind noch an Gewitter war zu denken. Er kehrte endlich in sein Haus zurück, erzählte seiner Frau, die inzwischen erwacht war und ihn um die Ursache seines Hinausgehens fragte, von dem Spektakel draußen und bat sie, selbst aufzuhorchen. Sie hörte jedoch nichts. Er theilte sein Erlebniß mehrere Monate vor dem Zusammenstoße bei Idstedt dem einen meiner Begleiter mit und versicherte, vollkommen wach gewesen zu sein.

Später, einen Tag vor Ankunft der Schleswig-Holsteiner in Idstedt, sah er des Morgens einen großen Wagen mit zwei Braunen bespannt an seinem Hause vorüberfahren. Seine Frau

bemerkte denselben gleichfalls und forderte ihn, als das Fuhrwerk einige Schritte hinter dem Hause hielt, auf, hinzugehen und sich zu erkundigen, ob er den dabei beschäftigten Leuten mit etwas dienen könne. Als er sich dazu anschickte, zerfloß die Erscheinung. Tags darauf aber hielt wirtlich ein Marketenderwagen mit zwei braunen Pferden an der Stelle, und diejenigen, welchen er von dem Gesicht erzählt hatte, glaubten ihm nun. Ebenso träumte ihm eine Woche vor der Schlacht, eine Kugel schlüge in sein Dach und zerplatzte dort. Er verließ infolge dieser Andeutung seine Wohnung, als die Dänen vom Norden heranzogen, und siehe da, es schlug wirklich eine Granate in seinen Dachboden ein.

Nun begab sich's eines Sonntags im August 1852 in der Roggenernte, daß unser schleswigscher Seher mit seinem Schwager längs des Wäldchens am Langsee spazieren ging. Es war in den Vormittagsstunden, und sie hatten sich eben in ein Gespräch über die Ernte vertieft, als sie den Sohn des Schwagers hastig aus dem Gehölze auf sich zulaufen sahen. Er war außer Athem und hatte ein ganz verwirrtes Aussehen. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete der Knabe: „Hört Ihr denn nichts? — Es geht fürchterlich im Holze her.“ Der Schwager sagte darauf: „Junge, Du solltest eins an die Ohren haben, daß Du Leuten unter der Predigt was weiß machen willst.“ Er hatte aber kaum ausgeredet, als beide Männer heftig zusammenfuhren; denn auch sie vernahmen jetzt ganz deutlich das Kanoniren, das Knattern der Gewehrsalven und das Hurrahgeschrei der Kämpfenden. Der Lärm dauerte geraume Zeit fort. Anfänglich graute ihnen davor. Allmählich aber machte die Furcht in ihren Gemüthern der Hoffnung Raum, daß das gespenstige Getöse ein Anzeichen sei einer

neuen Schlacht bei Idstedt, der eine neue Erhebung des Volkes gegen die Dänenherrschaft vorangehen müsse.

Auffällig wird denen, welchen diese Erzählungen bedeutungsvoll erschienen, der Umstand vorkommen, daß vom Sturm auf Düppel und dem Uebergange nach Alsen, Ereignissen, welche den letzten dänisch-deutschen Krieg entschieden, nichts vorausgesehen worden ist. Mir aber ist das nicht verwunderlich. Mittelschleswig war wie Holstein in den genannten Jahren vor der Befreiung des Landes von den Dänen deutsch gesinnt, das Sundewitt aber und die Insel Alsen hielten es in der großen Mehrzahl ihrer Bevölkerung mit der kopenhagener Politik.

Fälle dieser Krankheit oder dieses Aberglaubens — nach einigen Fällen könnte man sich fast versucht fühlen, zu sagen: dieses Schwindels — ereigneten sich in den Jahren 1866 und 1867 auch in Hannover. Schon früher scheint es hier ebenfalls politische Spökenkieker gegeben zu haben. Wenigstens wurde während des Jahres, in welchem das Welfenreich sich in eine preußische Provinz verwandelte, von den Buchbindern und ähnlichen Bibliopolen der Residenz an der Leine eine kleine Broschüre: „Prophezeihungen von Wickenthies“ verkauft, die darauf schließen ließ. Das Büchlein, in einigen Theilen unzweifelhaft sehr alt, vielleicht aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in andern aber, wie viele als ursprünglich im Volke umlaufende Dinge der Art, ebenso unzweifelhaft von neuestem Datum und nichts als tendenziöse Interpolation, hatte ungefähr folgenden Inhalt:

Im Jahre 1618 hat in Burgdorf (Städtchen am Rande der lüneburger Haide) ein Mann Namens Thies gelebt, der hat zukünftige Dinge vorhersagen können, weßhalb man ihn Wickenthies (wicken heißt niederdeutsch zaubern, dann auch prophezeien, vgl. das englische witch) genannt hat. Derselbe

hat „das Prognostikon der Stadt Burgdorf auf etwa dritthalbhundert Jahre aufgestellt und zum Zeichen, daß es richtig, gewisse Dinge, die vorher geschehen würden, angegeben.“ Solche Dinge sind: „Es sollte ein Hund mitten im Wasser auf der Aue fünf Junge werfen, was in diesem Säculo eingetroffen sein soll. Das Dorf Datmissen sollte ganz roth werden, was insofern erfüllt worden ist, als alle Gebäude auf dem herrschaftlichen Vorwerke, die vordem mit Stroh gedeckt waren, jetzt mit Ziegeln belegt sind. Das Föhr über den Seebock nach Uetze sollte ausgefüllt werden, was gleichermaßen geschehen ist.“ Ein großer Feldstein ferner, der vor dem Rathhause lag, sollte bersten, was, wie das Schriftchen behauptet, auch wahr geworden ist. Von Celle nach Burgdorf sollte „ein feuriges Pferd gejagt kommen, welches eine lange Reihe mächtig großer Wagen mitten durch die Felder zöge; kaum ein Vogel würde es ihm an Schnelligkeit gleichthun. Alles Fuhrwerk würde dann eingestellt, und der Blitz würde Briefträger werden“ — Anspielungen auf die Eisenbahn und den elektrischen Telegraphen, die natürlich Einschaltungen aus der neuesten Zeit sind. Ferner: „Auf dem Kirchhofe in der Stadt würde man stehen und die Windmühle vor Uetze sehen können, was in diesem Säculo eingetroffen ist, indem die dazwischen liegenden Häuser in Asche gelegt und nicht wieder aufgebaut wurden. Eine Kuh in Burgdorf würde ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt bringen, von denen der eine blöken, der andere singen würde.“ — „Auch das hat sich bestätigt,“ bemerkt unsre Broschüre. Was der Kalbskopf gesungen, ist nicht verzeichnet. Vermuthlich das „Hannoveranerlied.“ „Die Linde am Kirchhof vor dem hannoverschen Thor würde vom Winde niedergebrochen werden, was 1757, der eiserne Klöppel in der großen Glocke zu Burg-

dorf würde zerspringen, was 1715 geschehen, als man zur Kirche geläutet."

Einst stand Wickenthies des Nachts auf und ging (wie die Vorgeschichtenseher im Westfälischen und Holsteinischen) außerhalb des Hauses umher. Als er wieder kam, fragte ihn seine Frau, was er gesehen habe. Darauf nannte er ein Haus, aus welchem eine vornehme Leiche getragen worden, meinte aber, er wisse nicht, wer das sein solle, da in dem Hause ein armer Mann wohne. Da aber kam ein paar Tage später ein fremder Pfarrer in die Stadt, der starb in dem Hause und wurde mit derselben Anzahl von Leidtragenden beerdigt, welche der Spökenkieker gesehen hatte. „Als Wickenthies wieder einmal des Nachts umher gewandert war, erschien er des Morgens beim Amtmann und berichtete, heute würde man einen Kerl aufs Amt bringen mit gelben krausen Haaren und in einem braunen Kamisol, der würde gerädert werden. Wie er noch mit dem Amtmann redet, bringt man einen jungen Menschen von seiner Beschreibung, welcher ergriffen worden, wie er seinen alten Vater todtgeschlagen. Derselbige wurde im vorigen Säculo vor Burgdorf wirklich gerädert."

Das angebliche „Prognostikon" aber ist folgendes:

Zu einer Zeit, die der Prophet nicht genau angeben kann, „wird guter Rath und Feuerung sehr theuer werden. Dann wird ein Krieg entstehen unter den deutschen Völkern, die Heere werden hin und herziehen in den Ländern, und kein Mensch wird daraus klug werden. Große Feindseligkeiten werden in Hannover selbst vorerst nicht ausbrechen, später aber werden sich fremde Völker einmischen, und dann wird der Krieg furchtbar werden. (Dieser Satz ist sehr wahrscheinlich erst nach den Ereignissen des Sommers von 1866 eingeschoben und drückt die damaligen Hoffnungen der Welfischen auf Frankreich oder Ruß-

land aus.) Ein Holz, die Hasseltanne, wird von undeutschem Kriegsvolke ganz umgehauen werden. Zu Großen-Burgwedel wird ein Scharmützel stattfinden. Dann werden sich die Heere zu Burgdorf auf dem Hagenfelde, welches entweder mit Buchweizen oder mit Misthaufen bedeckt sein wird, eine große Schlacht liefern. Die fremden Völker werden Mützen tragen uud von den Dörfern Ahligsen und Schillerslage heranziehen. In der Schlacht wird es so grausam hergehen, daß das Blut gleich Strömen bergab in den Stadtgraben laufen, und daß das Wasser in letzterem kaum noch zu erkennen sein wird. Den Burgdorfern selbst aber wird dabei kein Leid widerfahren; nur werden sie sich vor Rauch und Dampf kaum bergen können, auch wird einmal Feuer hinter dem Wall ausbrechen, doch wird es sogleich gelöscht werden. Wer von den Einwohnern aber fliehen wolle, räth Wickenthies, der solle nach dem Rischmoore gehen. In Braunschweig werde es ganz sicher sein. In der Schlacht würde unter einem dicken Baume, unter welchem vorher eine Sau ein Nest mit Eiern ausgewühlt haben werde (ein sehr alterthümlicher Zug), ein General todtgeschossen werden. Zuerst würde sehr zweifelhaft sein, wer von beiden Theilen den Sieg behalten werde. Wenn aber der Reiter auf dem weißen Pferde von Celle her erscheine, würden die Feinde, die kein undeutsches Volk seien, auf einmal in die Flucht geschlagen werden und sich so eilig zurückziehen, „daß, wenn ein Brot auf dem Schlagbaume läge und sie noch so hungrig wären, sich doch keiner die Zeit nehmen würde, es wegzutragen.“ (Wieder eine alterthümliche Wendung.) Nach der Schlacht, in welcher das Heer des Königs der sieben Länder neun Fuder Gold und andere unermeßliche Kriegsbeute gewinnen werde, würde der Weg nach Celle frei sein. Das gesammte Kriegsvolk würde dann nach Hannover hinrücken und Alles hinter sich verwüsten. Auch die Stadt Hannover würde

in einen Steinhaufen verwandelt werden. Dagegen würden die Burgdorfer sich bei der bösen Zeit gut stehen, indem ihnen zwei Fuder Gold von dem Schatze des Feindes, die im Ahrbecker Föhr zurückbleiben gemußt, weil der Damm, der in der Eile gemacht worden, einen Bruch erlitten habe, zur Beute werden sollten. „Die Ersten, welche es angreifen, verlieren das Leben darüber, die zweite Partei erobert es ohne Schwertstreich, die dritte hat das leere Nachsehen.“ Zum Schluß erfolgt ein erwünschter Friede, den der Reiter auf dem weißen Pferde von Celle herüberbringt.

Versuchen wir uns das zu erklären. Das fremde, aber nicht undeutsche Volk in Mützen, welches die Prophezeiung als Feinde bezeichnete, sollten vermuthlich die Preußen sein. Mit dem König der sieben Länder, welcher siegt, scheint der Interpolator der alten Weissagung Napoleon den Dritten, den Kaiser von Oesterreich oder den Czar Alexander von Rußland im Auge gehabt zu haben, auf welchen die Welfischen — weßhalb war räthselhaft — damals auch Hoffnungen bauten. Der Reiter auf dem weißen Pferde könnte ein sehr alter, aber auch ein sehr junger Herr sein: ein sehr alter, nämlich der Schlachtengott der heidnischen Deutschen, Wuotan auf dem achtfüßigen Schimmel Sleipner, den man in Sagen der Urzeit oft in dieser Weise über Schlachten walten sieht — ein sehr junger, nämlich der Kronprinz Ernst August auf einem der „Weißgebornen“ des exköniglichen Marstalls, oder auf dem weißen Rosse des hannoverschen Wappenschildes. Der gute Jüngling sieht auf seiner Photographie nicht wie ein Held aus und noch viel weniger wie ein Schlachtendenker. Aber ein richtiger Welfling ist Unwahrscheinlicheres, Absurderes zu glauben im Stande, und sagt nicht auch das obenerwähnte Lieblingslied der Partei: „Da seh' ich von Weitem

den Kronprinzen reiten auf" — doch nein, in dem Liede, wie ich es kenne, reitet er auf — keinem Pferde.

Mag der kalenberger Bauer, dem das Büchlein verkauft wurde, sich bei diesen Dingen gedacht haben, was ihm gefiel und beliebte, jedenfalls wurde mit Aufwärmung dieser zum Theil alten, ursprünglich sicher ganz anders lautenden Prophezeihung ein politischer Zweck verfolgt. Ob sie viele Gläubige gefunden hat, weiß ich nicht. Möglich wäre es; denn das „Prognostikon" war gedruckt und, wie gesagt, beim Buchbinder zu haben. Buchbinder verkaufen auch Kalender, Kalender aber lügen niemals — also!

Und wer von den Abergläubischen dem alten Wickenthies nicht traute, der in der That schon lange todt war, der glaubte irgend einem der Wickewieber, die sich damals über die Zukunft Hannovers vernehmen ließen, oder dem prophetischen Schäfer im Osnabrückschen, der erst im December 1866 das Zeitliche gesegnet hatte. Das weiße Grspenst im Lengdener Kirchthurm, welches Kindern, die am Karfreitag 1867 in die Predigt geläutet, allerhand Belehrung über die nächstens zu erwartende Wiederkehr Georgs die Fünften und Letzten ertheilt hatte, war von der Polizei ertappt, ausgeschält und als unächt erkannt worden. Der Osnabrücker Kuhhirt aber, das war der rechte Prophet. Der hatte mehr als Brotessen gekonnt. Hatte er doch Tag und Stunde seines Todes voraus gewußt, ja sogar, daß bei seinem Begräbniß der Wagen zerbrechen würde. Warum sollte er nicht auch Kunde von politischen Ereignissen der kommenden Tage besessen haben? Zwei Tage nach seinem Ableben werde, so hatte er verkündigt, für sechs Wochen Thauwetter eintreten, dann werde für ebenso lange Zeit scharfer Frost kommen, darauf ein Krieg und nach diesem die Wiedereinsetzung

König Georgs. Die Wetterprophezeiung war allerdings nicht eingetroffen. Schadet aber nichts, sagten die, welche durchaus glauben wollten, weil sie wünschten, was geweissagt worden. Man nahm sich eben, wie häufig geschieht, von der Sache, was von ihr paßte. Befragen wir alle doch in Angelegenheiten, wo wir unschlüssig oder in Zweifel sind, die Rockknöpfe, und thun und hoffen wir nicht, mögen sie antworten, was sie wollen, ohne viel Bedenken, wonach uns vorher der Sinn stand?

Es kann nach dem Obigen scheinen, als ob ich alle diese Hannoverschen Propheten perhorresciren wollte. Das ist jedoch mit nichten der Fall. — Keineswegs von einem unehrerbietigen Spaßvogel herrührend, vielmehr offenbar naiv gemeint und wahrscheinlich auf Grund einer Vision entstanden, ging noch im Jahre 1875 in Hannover die zwar nicht sehr poetische, dafür aber um so tiefsinnigere Weissagung um: „Wenn eine Blutwurst auf der Umfuhr liegt, so wird König Georg wiederkommen," und das ist auch mein Glaube. Die Umfuhr nämlich, eine Straße neben der die Leinestadt durchschneidenden Eisenbahn, ist entweder durch den Umbau der letzteren bereits verschwunden oder wird demnächst diesem Schicksal anheimfallen, und wie kann da die Welfenwurst auf ihr Platz finden? Die Prophezeiung besagt also, König Georg wird niemals wiederkommen, und das stimmt auch mit dem gesunden Menschenverstande und den Wünschen derjenigen Hannoveraner, welche dieser nicht abhanden gekommen ist.

Soeben finde ich noch, daß auch Westfalen und die Schweiz volksthümliche Prophezeiungen wie die vom nortorfer Hollunderbaum nnd die des hannoverschen Wickenthies, sowie Visionen gleich den von Neocorus erzählten und denen der mittelschleswigschen Landleute aufzuweisen haben, daß ferner diese Visionen

in einem Falle bestimmt, wahrscheinlich aber nicht blos in diesem einen, mit der Fata Morgana der nordischen Ebenen noch näher verwandt waren, als ich zu Anfange dieses Kapitels meinte, und daß endlich jene Weissagungen und diese Gesichte mehr oder minder deutliche Anklänge an den Glauben an eine bevorstehende große Schlacht enthalten, die dem ewigen Frieden vorangehen werde, und die im Salzburgischen auf die Wallserhaide mit ihrem nie blühenden Holzbirnenbaum, in Thüringen auf die Ebene bei Pfiffelbach zwischen Erfurt und Weimar, in Holstein auf den Thienbüttler Kamp, in Westfalen gewöhnlich auf eine Haide vor dem Dorfe Bremen in der Nähe von Werl verlegt, nichts Anderes ist, als die Erinnerung an den letzten großen Kampf zwischen den Göttern und den Riesen, den uns die Edda in dem Kapitel von der „Götterdämmerung" beschreibt.

Durch ganz Westfalen ist die Sage von einer Schlacht verbreitet, die auf rother Erde stattfinden soll. Kuhn berichtet darüber sowie über die darauf bezüglichen Gesichte ungefähr Folgendes:

Bei Thudorf unweit Paderborn hat man einige Jahre vor 1859 gesehen, daß sich der Himmel geöffnet und eine Straße aus demselben zur Erde geführt hat, an deren linker Seite sich ein Wirthshaus befand. Auf dieser Seite gewahrte man lange Züge von Soldaten, die zu Pferde waren und sich bergab bewegten. Die ersten trugen blaue, die später kommenden rothe Uniformen. Als sie auf der Erde ankamen, banden sie ihre Pferde an einer Stelle an, an welcher früher Eichen gestanden hatten. Früher — ein Seitenstück zu dem dürren Baume des Wallserfeldes.

Der „blinde Junge von Elsen", ein prophetischer Schäfer, hat verkündet, die große Schlacht werde auf dem Bockskamp

bei Paderborn geschlagen werden, man werde dabei bis an die Enken (Knöchel) im Blute waten, und wenn sie vorüber sei, werde wieder Einer mit sechs Füchsen nach Schloß Neuhaus fahren, d. h. Paderborn wieder seinen eignen Herrn, seinen souveränen Bischof bekommen.

Wieder andere Volkspropheten Westfalens haben (vor 1859, seit 1866 und 1871 gewiß nicht mehr) Truppenzüge und Kämpfe auf dem Schafberge bei Ibbenbühren beobachtet. Die Meisten erzählten aber, daß die Schlacht dereinst am Lausebrink beim Birkenbaum in der Nähe von Werl stattfinden werde. Der Birkenbaum ist eine Haidefläche beim Dorfe Bremen, die ohne Zweifel ihren Namen von einem einzelnen, auffälligen und weithin sichtbaren Baume hat, der einst hier gestanden, welcher ebenfalls ein Verwandter des Birnbaumes auf der Wallserhaide ist. Alle diese Bäume scheinen auf die altgermanische Weltesche hinzuweisen von der dieEdda berichtet, und die, wenn von ihr gesagt ist, ihre Wurzeln würden von Drachen benagt, wohl ebenfalls als dürr oder verdorrend angesehen worden ist. Von der Schlacht aber heißt es weiter: An dem neuen Heck (Feldthor) eines am Birkenbaum liegenden Gehöfts sollten die Reiter ihre Pferde anbinden. Der König, der hier siegen würde, sollte nach den Einen der König von Preußen, nach den Andern der, dessen Kriegsvolk weiße Röcke trüge, also wohl der Kaiser von Oesterreich sein, während noch Andere wissen wollten, der Sieg werde dem Fürsten zu Theil werden, dessen Priester im Fürstenberg, einem Walde der Gegend, nicht fern von Neheim seinen Soldaten das Abendmahl reichen würde. Dieser Priester würde auf einem weißen Rosse herbeigeritten kommen.

Nach einigen Berichterstattern sollten es drei Schlachten sein, welche die neue bessere Zeit einzuleiten bestimmt wären,

und der Feind wären die Russen. Der erste Kampf sollte am Rheine stattfinden, der zweite auf dem Birkenbaume bei Bremen, der dritte, nachdem jene beiden für die Deutschen ungünstig abgelaufen sein würden, am Lausebrink bei Salzkotten. Von hier würde „kein Russe heimkehren, um den Seinigen zu sagen, daß sie alle gefallen seien.“ In der „Prophetia de terribili luctu Austri et Aquilonis,“ die 1701 in Köln erschien, und in welcher die große Völkerschlacht an das „Birkenwäldchen“ nahe bei Budberg verlegt wird, werden zuerst die „bärtigen Völker des Siebengestirns,“ bei denen man sich an den „König der sieben Länder“ bei Wickenthies erinnert, den Sieg erfechten, aber ihre Gegner werden sich wieder stellen und mit äußerster Verzweiflung weiterkämpfen.

Die Kölnische sowie die Augsburger Allgemeine Zeitung brachten im Februar 1854 die Mittheilung, daß beim Dorfe Büderich an der Chaussee zwischen Unna und Werl ein merkwürdiges Naturspiel beobachtet worden sei, über welches die Behörden mehr als fünfzig Augenzeugen vernommen hätten. Man hätte dort am 22. Januar kurz vor Sonnenuntergang eine großartige Luftspiegelung gesehen, die man mit der Prophezeiung der Völkerschlacht am Birkenbaume in Verbindung gebracht. Ein unermeßlicher Heereszug, der aus Reiterei, Fußvolk und unzähligen Wagen bestand, bewegte sich von der Anhöhe bei Schlückingen nach dem Schafhauser Holze hin. Man unterschied deutlich das Blitzen der Gewehrläufe und die weiße Uniform der Kavalerie. Als die Infanterie in das Holz abgezogen war, und die Reiter nach dem Dorfe Hemmerde abschwenkten, hüllten sich mit einem Male die Bäume in einen dichten Rauch, und man bemerkte dazwischen zwei Häuser, welche in hellen Flammen standen.

In der Schweiz war die neueste Prophezeiung der hier geschilderten Art nach Rochholz die 1843 im luzerner Lande vielbesprochne Weissagung von einer Schlacht auf dem Emmenfelde. Sie wurde damals dem Bruder Klaus von der Flüh zugeschrieben, während sie Andere dem Bauer Thomas Wandeler in der Funtannen, der im vorigen Jahrhunderte lebte, in den Mund legten, und lautete etwa folgendermaßen:

Auf dem Emmenfelde wird eine Schlacht stattfinden, bei der die Pferde „bis an's Gefieder" im Blute stehen werden. Alte Männer und elfjährige Knaben (die übrige Mannschaft wird vermuthlich als durch vorhergehende Kämpfe umgekommen angesehen), lauter Bauern aus den Schneebergen, werden den Feind ganz aus dem Lande hinaustreiben bis auf das Ochsenfeld. Hier wird die letzte Schlacht geliefert werden, in welcher die Schweizer abermals siegen. Ein Sechzehnjähriger, der auf dem Emmenfelde unter einer Linde grboren ist (auch hier fehlt also der Schicksalsbaum nicht) wird als Sieger auf der Wahlstatt die Fahne der Freiheit (in die sich hier der Schild verwandelt hat, den der Kaiser auf dem Wallserfelde an den dürren Baum hängt) für die ganze Welt aufpflanzen. Die siegreichen Schweizer werden, nachdem die Arbeit gethan ist, einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren sollen, sie werden aber in einem einzigen Platz genug finden.

Diese Prophezeiung gab damals, wie Rochholz hinzufügt, Veranlassung zu einem langen Hochverrathsprozesse. Der Sonderbundskrieg, bei dem die Pferde allerdings nicht bis an's Gefieder im Blute zu waten hatten, der aber bei seinem Ausbruch, zumal Frankreich sich einzumischen Miene machte, gefährlicher aussah, als er sich später erwies, war im Anzuge.

Welche „Fahne der Freiheit" die (zweifelsohne wie die Wickenthiessche für Parteibedürfnisse der Neuzeit zurecht gemachte) Weissagung im Auge hatte, ob die der Jesuiten, welche den Krieg hervorgerufen, oder die der Gegner der von jenen verfochtenen Freiheit Roms, die Welt zu modeln und zu maßregeln, ist aus meiner Quelle nicht ersichtlich.

X.

Der Ring im Glauben und der Sage des Volkes.

Warum begleitet unsere kirchlichen Trauungen ein Ringwechsel des sich verehelichenden Paares? Und warum sollen die Ringe nach altem Herkommen nicht blos im größten Theile Deutschlands, sondern auch in England an den vierten Finger der linken Hand gesteckt werden, die doch sonst nicht als die vornehmere angesehen wird?

Die zweite Frage ist rasch beantwortet: man glaubte früher, daß von jenem Finger eine Blutader bis zum Herzen reiche, und daß der Ring so auf dieses wirke. Die Beantwortung der ersten ist dagegen schwieriger. Sie wird mit der Erklärung, der Ring bedeute, da er kein Ende habe, die Ewigkeit, der Wechsel aber den Austausch von Liebe und Gegenliebe, nicht erledigt. Diese Erklärung ist sinnreich, erbaulich und der christlichen Auffassung der Ehe sehr angemessen, aber geschichtlich nicht zu begründen. Der Trauring oder vielmehr der Verlobungsring — denn durch die Verlobung wurde im Alterthume und noch zu Luthers Zeit die Ehe geschlossen — ist älter als das Christen-

thum. Nach Kalidasa's „Sakuntala" war er schon den alten Indern bekannt. Der Ring, den man austauschte, oder den nur der Bräutigam der Braut gab, scheint in heidnischer Zeit ein Amulet gegen bösen Zauber gewesen zu sein. Andere wollen wissen, daß er eine Fessel und damit wieder ein Unterthanenverhältniß versinnbildet habe, so daß der Bräutigam — nur dieser übergab ursprünglich einen Ring — seiner Braut damit bemerklich gemacht hätte, sie stehe fortan unter ihm, habe ihm zu gehorchen und zu dienen. Wieder andere sagen, er sei das Zeichen für den Abschluß eines Vertrags gewesen und habe den dauernden Charakter desselben symbolisch ausgedrückt.

Sicher ist von alledem nichts. Doch spricht für die zuletzt erwähnte Ansicht die Sitte der Römer, Verträge durch Uebergabe eines Ringes für bindend zu erklären und sich bei Verlobungen einen Ring, Pronubum genannt, zu überreichen, der ursprünglich von Eisen war, einem Metall, welches schon im Alterthum gegen Zauber schützen sollte. Später war derselbe nach dem Zeugnisse Tertullians von Gold, und bisweilen hatte er eine Inschrift z. B.: „Mögest Du lange leben", oder: „Ich bringe Dir Glück." Manchmal war ein Stein eingelassen, auf dem eine Hand an einem Ohrläppchen zupfte, über welcher die Worte standen: „Gedenke mein". Nicht unwahrscheinlich ist, daß gewisse antike Ringe von Erz, die einen kleinen Schlüssel an sich haben, Eheringe sind. Mit dem Eheringe übergab der Mann der Frau die Schlüssel des Hauses, und bei Photius sagt Theosebius zu seiner jungen Gattin: „Früher gab ich Dir den Ring der Verbindung; jetzt gebe ich Dir den der Wachsamkeit, damit er Dir bei geziemender Bewahrung des Hauses helfe" — eine Rede, die wieder an ein Zaubermittel denken läßt.

Unter den alten Skandinaviern bildete der Ringwechsel nach den uns überlieferten Sagen und Gesetzen weder in der heid-

nischen noch in der chrichstlichen Zeit ein wesentliches Zubehör zu den Verlobungs- oder Hochzeitsfeierlichkeiten. Zwar ist hier und da von solchem Austausch die Rede, der Ring hat dann aber gewöhnlich keine andere Bedeutung als die eines Andenkens. In der Hervararsage allein knüpft sich mehr daran; denn hier sagt die Fürstin Ingeborg, die Verlobte Hjalmars, zu diesem, als er in die Schlacht geht: „Ich schwöre bei Varra" — damit überreicht sie ihm einen Ring — „daß, wem auch Uller den Sieg verleihen möge, ich nur eines Mannes Braut sein will." In Island ratificirte man alle Uebereinkünfte und Verpflichtungen mit Hülfe eines großen Ringes, der bald von Knochen, bald von Stein, zuweilen auch von Silber war. Mitunter war er so groß, daß man die ganze Hand hindurchstecken konnte. Beim Abschluß einer Verlobung fuhr der Bräutigam mit vier Fingern und dem Handteller durch den Ring und empfing auf diese Weise die Hand seiner Braut. Manchmal wurden diese Geräthe zur Bestätigung eines Vertrags zwischen zwei Personen auch auf den Altar gelegt und dort gebraucht. Vielleicht läßt sich auf diese Gewohnheit die einstige Form der Trauung auf den Orkneys zurückführen, wo die Brautleute sich durch ein rundes Loch an einem Steinpfeiler oder durch einen an demselben hängenden Ring die Hände gaben.

Bei den Angelsachsen wurde die Verlobung dadurch vollzogen, daß man sich die Hände reichte, worauf Braut und Bräutigam einander beschenkten. Unter den Gaben des letzteren befand sich ein Ring, welcher, nachdem ihn der Priester gesegnet, der Braut an einen Finger der rechten Hand gesteckt wurde, wo er bis zur Heirath verbleiben mußte. Bei dieser zog ihn der Bräutigam ab, ließ ihn vom Geistlichen noch einmal segnen und steckte ihn dann der Braut an den Zeigefinger der linken Hand.

Allenthalben knüpfen sich an den Trauring abergläubische Meinungen und Gebräuche, die zum Theil über ganz Europa verbreitet sind. Nicht blos im deutschen Liede heißt es: „Sie hat die Treue gebrochen, das Ringlein sprang entzwei.“ Auch in einer russischen Ballade sagt die Braut: „Wenn ich je an eine andere Liebe denke, so soll sich das Goldringlein von einander thun, und solltest Du einem andern Mädchen folgen, so wird der Diamant aus dem Ringe fallen.“ Nicht allein in Hessen und in Tirol glaubt man, daß beim Zerbrechen eines Trauringes bald eins von den betreffenden Eheleuten stirbt, und ebenso ist die Ansicht, daß es eine unglückliche Ehe giebt, wenn der Braut bei der Trauung ihr Ring herabfällt, viel weiter als blos in Norddeutschland verbreitet. Das Zerbrechen eines Eherings wird von den Frauen in gewissen Gegenden Englands noch jetzt als sicheres Zeichen betrachtet, daß die Gattin in Kurzem eine Wittwe sein werde. In Essex wurde vor einigen Jahren ein Mann ermordet. Da sagte, wie Jones in seiner Schrift „Finger Ring Lore“ erzählt, die Wittwe: „Ich dachte mir's doch, daß ich ihn bald verlieren würde; denn neulich zerbrach mir mein Trauring, und meine Schwester kam um ihren Mann, als es ihr ebenso gegangen war. Es ist ein untrügliches Anzeichen.“ Als Friedrich, der erste König von Preußen, sich mit Sophie Charlotte von Hannover vermählte, zersprang ihm während der Hochzeitsfeierlichkeiten ein Ring, der ein Andenken von seiner ersten Gemahlin Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel war und über zwei verschlungnen Händen das Motto „à jamais“ zeigte, und die Meinung der Leute am Hofe, daß auch diese zweite Ehe nun nicht mehr lange Dauer haben werde, bestätigte sich: der König heirathete nach einigen Jahren in Sophie Louise von Mecklenburg-Grabow die dritte Frau. Als der Königin Elisabeth von England der Krönungs-

ring, den sie seit ihrer Erhebung auf den Thron nie abgelegt hatte, ins Fleisch gewachsen war und abgefeilt werden mußte, wurde dieß allgemein als ein übles Omen betrachtet, und nicht am Wenigsten von der Königin selbst, die, sonst bekanntermaßen eben keine schwache Seele, ziemlich abergläubisch war.

In gewissen Gegenden Deutschlands und ebenso in England und Frankreich gilt es für das beste Mittel zur Vertreibung eines Gerstenkorns am Auge, wenn man dasselbe mit einem goldnen Trauringe reibt, doch muß dieß in Deutschland dreimal, in England neunmal, und zwar schweigend geschehen. In Rußland begegnen wir dem Gebrauche, den während eines Gewitters fallenden Regen in einer Schüssel aufzufangen, auf deren Boden man einen Trauring gelegt hat. Im Gouvernement Rjäsan glaubt man, daß Wasser durch einen solchen Reif gegossen medizinische Kräfte habe, und nach einer kleinrussischen Sitte muß die Braut dem Bräutigam aus einem Becher Wein zu trinken geben, in den sie ihren Ring geworfen hat.

In ganz England nicht blos, sondern auch in Amerika spielt der Hochzeitskuchen bei Verheirathungen eine große Rolle, und hier wie dort knüpfen sich an ihn in Verbindung mit dem Trauringe verschiedene abergläubische Gewohnheiten. Im Norden Englands wie im Thale des Ohio und Mississippi herrscht die Sitte, jenen Kuchen zu einem Orakel zu verwenden. Man schneidet ihn in schmale Stücke, zieht diese neunmal durch den Trauring hindurch und giebt sie den unverheiratheten Hochzeitsgästen, die sie sich dann Nachts unter ihr Kopfkissen legen, da sie auf diese Weise von ihrem zukünftigen Freier zu träumen hoffen.

Ferner wird am 6. Oktober, dem Tage der heiligen Fides, in den nördlichen Grafschaften Englands vielfach noch folgender Zauber getrieben. Drei Mädchen thun sich zusammen, um

einen Kuchen von Mehl, Quellwasser, Zucker und Salz zu bereiten. Derselbe wird dann in einem Ofen gebacken, wobei die Drei strenges Stillschweigen zu beobachten haben und den Kuchen dreimal umwenden müssen. Ist er gehörig durchgebacken, so zerschneidet man ihn in drei gleich große Theile, und jedes Mädchen muß ihr Stück wieder in neun Streifen zertheilen und jeden derselben durch einen Trauring schieben, welchen sie sich von einer sieben Jahre verheiratheten Frau geliehen hat. Dann hat sie ihre Kuchenschnitte, während sie sich auskleidet, zu essen und dazu einen Spruch herzusagen, der in deutscher Uebersetzung lautet: „O gute Sanct Fides, sei freundlich heut Abend und bring mir meinen Herzensschatz her! Laß mich meinen zukünftigen Mann sehen und meine Traumbilder keusch und rein sein.“ Alle Drei müssen sich dann in ein und dasselbe Bett legen, nachdem sie den Ring darüber aufgehangen haben. Sie sehen darauf ganz sicher ihren Zukünftigen.

In der Nachbarschaft von Burnley ist es Gebrauch, den Trauring in ungehopftes Bier zu legen. Welche unverheirathete Person dann, wenn dieses ausgeschenkt wird, den Ring in ihrem Trinkgefäße findet, ist diejenige von der Gesellschaft, welche zuerst heirathet.

Selbst der Finger, an dem man einen Trauring getragen hat oder einmal tragen wird, besitzt nach der Meinung des Landvolks in Somersetshire heilende Kraft. Während eine Berührung von Wunden mit den andern Finger dieselben „vergiften“ würde, werden sie, mit diesem bestrichen, in kurzer Zeit sich schließen und vernarben.

Von alten Zeiten her wurde der Ring als ein Zeichen oder eine Figur voll geheimnißvoller Bedeutung angesehen. Indische und ägyptische Götterbilder trugen ihn, und zwar sicher nicht blos zum Schmuck. Einen Ring zogen um sich

Zauberer, wenn sie Geister beschworen. Mit Ringen wurden wunderbare Heilungen vollzogen. Sie schützten gegen Krankheiten, Dämonen und Hexen. An einen Ring ist die Liebe des Königs Duschanta zu Sakuntala geknüpft, an einen andern das Geschick der nordischen Nibelungen, mit einem dritten macht Salomo sich im Talmud die Geister unterthänig. Schon unter den alten Griechen und Römern waren Zauberringe der verschiedensten Art ein förmlicher Handelsartikel. Massen davon wurden, namentlich in Athen, aus Holz, Knochen oder Horn fabrizirt und das Stück für eine Drachme verkauft. Im „Plutos" des Aristophanes sagt der Biedermann auf die Drohung des Sykophanten:

„Was kümmerst Du mich? Trag ich hier doch diesen Ring,
Den ich dem Eudemos für zwei Drachmen abgekauft."

Wenn Karion dazu bemerkt: „Doch ist darin nichts gegen der Sykophanten Biß", so haben wir anzunehmen, daß dieser Ring gegen das Gift im Schlangenzahn und Skorpionenstachel schützen sollte. Ein Portrait Alexanders des Großen in einen goldenen oder silbernen Fingerring eingelassen sicherte unter den späteren Griechen dem Träger Wohlbefinden und Gedeihen. Heliodor beschreibt einen Ring des Königs von Aethiopien, der aus Bernstein bestand und einen Amethyst einschloß, auf welchem ein Schäfer eine Heerde weidete, und bemerkt, dieser Ring habe vor Vergiftung bewahren sollen. Philostratus berichtet, wie Chariklea unversehrt von dem Scheiterhaufen gestiegen sei, auf dem sie habe verbrannt werden sollen, und schreibt ihre Rettung dem Umstande zu, daß sie den Ehering des Königs Hydaspes getragen, „der mit dem Steine, welcher Pendarbis heißt, besetzt war, auf welchem heilige Buchstaben — eine Beschwörungsformel gegen das Feuer — standen." Marcellus, ein Arzt,

der unter der Herrschaft Marc Aurels lebte, räth dem Kranken, der Seitenstechen hat, Donnerstags bei abnehmendem Monde einen Ring von Jungferngold, auf dem gewisse griechische Buchstaben stehen, zu tragen. Derselbe mußte an einen Finger der rechten Hand gesteckt werden, wenn die linke Seite schmerzte, und vice versa. Trallian, ein Heilkünstler des vierten Jahrhunderts, kurirte Kolik und Gallenleiden vermittelst eines achteckigen eisernen Ringes, auf welchem acht Worte standen, welche der Gallenkrankheit geboten, eine Lerche zu befallen. Als gutes Mittel gegen Steinbeschwerden, empfiehlt er das Tragen eines kupfernen Ringes mit den Figuren eines Löwen, eines Halbmondes und eines Sternes, und zwar mußte derselbe an den kleinen Finger gesteckt werden. Endlich hilft nach ihm gegen Bauchweh ein Ring mit dem Bilde des Herakles, der den nemäischen Löwen erlegt.

Unter den verschiedenen Weisen, auf welche man während der Zeit der Kaiser Valentinian und Valens zu erforschen suchte, wer der nächste Herrscher Roms sein werde, war auch die, daß man die Buchstaben des Alphabets einen Kreis bilden ließ, in dessen Centrum man einen magischen Ring aufhing und in Schwingung versetzte, von welchem man glaubte, er werde durch Stillstehen vor gewissen Buchstaben den Namen des zukünftigen Kaisers anzeigen. Valens ließ einen gewissen Theorus, einen angesehenen und beim Volke beliebten Mann, hinrichten, weil das Ringorakel auf die beiden Anfangsbuchstaben von dessen Namen hingewiesen; es hatte aber den Theodosius gemeint, der wirklich der Nachfolger des abergläubischen und grausamen Imperators wurde. Diese Befragung der Zukunft durch einen Ring war bei den Alten überhaupt sehr beliebt. Der Ring wurde, bevor man ihn aufhing, einer Art Beschwörung unterworfen. Die Person, welche ihn hielt, war in Leinwand ge-

kleidet, sie hatte sich auf dem Kopfe eine kronenartige Glatze scheeren lassen, und in der Hand trug sie einen Stengel Eisenkraut.

Auch sonst hatten im Alterthume gewisse Ringe Wunderkraft. Ein goldner Siegelring mit einem blassen Saphir, in den eine Seejungfer mit einem Spiegel und einem Zweige in der Hand eingegraben war, ließ seinem Träger alle Wünsche in Erfüllung gehen. Ein Ring, auf dem ein Pflüger und darüber ein Stern dargestellt war, schützte die Saatfelder seines Besitzers vor Gewittern. Mit einem Ringe von Blei, in welchen ein Diacordius eingelassen war, auf dem sich das Bild eines Mannes mit dem Obolus in der einen und einer Schlange in der andern Hand, über ihm eine Sonne, unter ihm ein Löwe und hinter ihm Wermuth und Bockshorn befanden, konnte man, wenn man mit ihm an einen Fluß ging, Geister beschwören, die einem jede Frage beantworteten. Wenn man sich einen Blechring machte und in denselben einen Karneol einsetzte, auf dem die Gestalt eines bärtigen Mannes war, so konnte man jedermann durch Berührung mit ihm zwingen, zu thun, was man von ihm verlangte; doch mußte der Ring beim Mondwechsel an einem Freitag, der auf den Ersten oder Achten des Monats fiel, angefertigt werden. Ein Steinbock auf einem Karneol, in einen silbernen Ring gefaßt, machte seinen Träger fest gegen alle Waffen, gegen Diebe, gegen Bezauberung, und sicherte ihn obendrein vor ungerechten Richtersprüchen.

Von ähnlichem Aberglauben sprechen die Sagen, Romane und Epen des Mittelalters.

Nach französischer Sage war Karl der Große in seiner Jugend sterblich verliebt in ein schönes Mädchen, so daß er über den Gedanken an sie die Staatsgeschäfte vernachlässigte. Als sie starb, war der König untröstlich und wollte sich von

ihrer Leiche nicht trennen. Da kam der Erzbischof von Köln hinzu und sah sogleich, was die Ursache war. Er öffnete der Todten den Mund und nahm einen Ring heraus, worauf Karl sich ohne Verzug beruhigte; denn das war der Talisman gewesen, der ihn aufgeregt und festgehalten hatte. Die Leiche wurde nun begraben, den Ring aber warf der Erzbischof in einen Teich bei Aachen, wo er indeß seine Anziehungskraft nicht verlor; denn der Monarch fühlte sich jetzt alle Tage nach dem Ufer des Teiches hingelenkt und gewann die Stelle so lieb, daß er ein Schloß dahin baute und es zu seiner Residenz machte.

In der Geschichte von Ogier dem Dänen giebt die Fee Morgana diesem Helden einen Ring, der ihn, obwohl er bereits hundert Jahre alt ist, wie einen Dreißiger aussehen läßt. Nach Verlauf von zweihundert Jahren erscheint Ogier am französischen Hofe, wo die alte Gräfin v. Senlis das Geheimniß seiner Verjüngung erräth und ihm unbemerkt den Ring vom Finger zieht, worauf sie ihn sich ansteckt. Sie wird dadurch sofort zu einer jugendlichen Schönheit, wogegen der Beraubte sich in einen gebrechlichen Urgreis verwandelt.

In der Erzählung von der schönen Melusine schenkt diese ihrem Gatten, als sie sein Haus verläßt, zwei Ringe, die ihn unüberwindlich in der Schlacht und gefeit gegen alle Waffen machen. Einen ähnlichen Zauberring bekommt im „Kleinen Rosengarten“ Dietlieb von Dame Similt, seiner Schwester. In dem Epos „Floire et Blanceflor“ erhält Floire, der Held, von seiner Mutter einen Ring, der ihn, so lange er ihn trägt, vor dem Ertrinken, dem Verbrennen und der Verwundung durch Waffen schützt. In einer altenglischen Ballade vom Verräther Douglas läßt die Zaubrerin Mary den Diener Earl Percys, James Swynard, durch einen Ring sehen, wo er dessen Feinde im Felde gewahr wird.

Gewöhnlich zeigten die mittelalterlichen Amuletringe heilige Bilder: die Embleme der Passion, die fünf Wunden Christi, sein Kreuz, und die Namen Jesus, Maria und Joseph auf Ringe eingegraben galten als Schutzmittel gegen die Pest. Ringe mit dem Namen der heiligen Barbara sicherten vor Blitzschlag, und solche mit St. Christophorus, der das Jesuskind auf den Schultern hat, ließen ihren Träger nicht ertrinken. Die Namen der „drei Könige von Köln", wie man die drei Weisen aus dem Morgenlande von ihrem in jener Stadt befindlichen Grabe bezeichnete, waren, in Ringe eingeschnitten, kräftige Talismane gegen Krankheiten, die einem angezaubert werden konnten.

Ebenso häufig finden wir auf mittelalterlichen Ringen mystische und kabbalistische Worte, wie „Ananyzapta" oder „Agla", und sehr oft kommt auf ihnen das Wort oder der Name „Abraxas" oder „Abrasax" vor, welcher zuerst von der gnostischen Sekte der Basilidianer gebraucht wurde und das Ausströmen oder die Offenbarung des Urwesens in die Geisterreiche bezeichnete, deren unterstes mit seinen sieben Engeln die Welt erschaffen haben sollte.

Das Horn des Narwal, welches im Mittelalter für das des fabelhaften Einhorns angesehen wurde, war ein Mittel, mit welchem sich Gift entdecken und unschädlich machen ließ. Man verarbeitete es daher zu Ringen, die man in Wasser tauchte, welches dann getrunken gut gegen Vergiftung sein sollte. Der leipziger Arzt Michaelis wendete bei allen Krankheiten ohne Unterschied einen derartigen Ring an. Sehr geschätzt waren einst und sind noch heute in manchen deutschen Gegenden, z. B. in Tirol, sowie in England Ringe mit sogenannten Krötensteinen (dieselben sind fossile Zähne einer Rochenart). Sie schützen neugeborne und noch ungetaufte Kinder vor den Nachstellungen der Zwerge, und sie heilen

in England Nierenkrankheiten, in Tirol Wunden. Kommt Gift in ihre Nähe, so zeigen sie es durch Veränderung ihrer Farbe oder durch Schwitzen an. Oben wurde ausführlich der Aberglaube besprochen, nach welchem ein neidisches Auge dem von ihm Angesehnen schaden kann, und nach welchem es gewisse Menschen giebt, welche Andere durch den ihnen angebornen oder ihnen vom Teufel verliehenen bösen Blick krank oder sonstwie unglücklich zu machen vermögen, und auch gegen solchen Zauber gab es im Alterthum und im Mittelalter Schutz in Ringen. Auf dem einen befand sich die Inschrift: „Mögest Du behütet sein vor dem bösen Auge.“ In einen andern war ein steinernes Auge eingesetzt, das sich bewegen ließ. Wieder ein anderer zeigte die Figur eines Rehböckchens, das aus einer Muschel heraussprang. Ganz besonders wirksam aber waren zur Abwendung des bösen Blicks Ringe mit dem Bilde des Basilisken. Derselbe tödtete durch seinen Blick; wenn man ihn also als Amulet gegen das neidische oder das ohne Neid giftige Auge auf Ringe setzte, so war das ein homöopathischer Aberglaube.

Nur kurz erwähne ich noch, daß silberne Ringe mit einem Feuerstein, auf dem sich eine Taube mit einem Oelzweige im Schnabel befand, den Trägern derselben allenthalben gastliche Aufnahme sicherten, daß goldne Fingerreife in die ein Stück Eselshuf eingelassen war, vor der fallenden Sucht schützten, und daß gegen diese Krankheit noch jetzt unter den Ostfriesen und in England silberne Ringe am Finger getragen werden In England müssen dieselben aus dem Metall von Münzen bestehen, welche zwölf Jungfrauen gesteuert haben, oder aus fünf Sixpencestücken, die von ebenso vielen Junggesellen durch einen Junggesellen eingesammelt und von einem Schmied, der ebenfalls noch Junggeselle ist, in einen Ring umgeschaffen

worden sind. In Berkshire muß der Ring aus Silbermünzen verfertigt sein, die beim heiligen Abendmahl am Ostertage eingekommen sind. In Devonshire bedarf es des Silbers nicht. Man macht hier den Ring aus drei Nägeln oder Schrauben, mit denen ein Sargdeckel befestigt worden ist — ein Aberglaube, dem wir in Deutschland, namentlich in Schwaben und Hessen, begegnet sind.

Aus den vielen Sagen, die sich an Ringe knüpfen, greife ich nur eine zu ausführlicher Betrachtung heraus. Eine große Anzahl von Sagen, die sich an bestimmte Personen und Oertlichkeiten knüpfen und in dieser Gestalt als Geschichte auftreten, sind nichts weniger als historisch, sondern schließen den Kern einer Mythe ein, die bis in die Urzeit vor den ersten bekannten Völkerwanderungen hinaufreicht, und die sich in den verschiedensten Ländern mit immer anderer Zuthat, aber im Wesentlichen ähnlich wiederfindet. Dahin gehört auch die bekannte Erzählung vom Ringe des Polykrates. Auch sie hat eine Menge von Seitenstücken, die — größtentheils wenigstens — nicht nach und aus ihr, sondern vor oder neben ihr entstanden sind. Wie die Sage vom Kampfe mit dem Drachen im Norden und im Süden, auf heiligem Legendenboden und auf eddischem, also heidnischem Gebiete spielt, wie es neben dem schweizerischen Tell einen rheinischen, einen norwegischen, einen keltischen, einen schleswig-holsteinischen, einen esthnischen, ja einen persischen giebt, die allesammt älter als jener sind, wie neben der Erzählung von Ludwig dem Springer und der von Ritter Harras eine Fülle verwandter Sagen steht, ganz ebenso verhält es sich mit dem Ringe des Tyrannen von Samos, der ins Meer geworfen und unerwartet in einem Fische wieder gefunden wird. Nur die Einkleidung, der Ton, die Moral ist bei diesen Pendants eine andere als bei der Version, welche Herodot sich

auf jener Sporadeninsel vollziehen läßt. Hören wir erst diese, und vergleichen wir dann die andere mit ihr.

Amasis, der König von Aegypten, schickte an den Tyrannen Polykrates, nachdem dieser die Herrschaft über Samos an sich gerissen, einen freundschaftlichen Brief, in welchem er die Befürchtung aussprach, daß das ungewöhnliche Glück, welches dieser bisher gehabt, nicht dauerhaft sein werde, da er noch nie erlebt, daß solches Gelingen aller Wünsche und Pläne nicht zuletzt mit Unglück geendigt habe. Er knüpfte daran den Rath, sein Freund möge ein ihm besonders werthes Kleinod in einer Weise wegwerfen, daß es ihm nie wieder vor die Augen kommen könne. Das werde ein Zauber zur Abwendung alles Unheils (ein Opfer zur Beschwichtigung des Neides der Götter, ein Mittel zur Fernhaltung der Nemesis, die den aus zu großem Wohlergehen entspringenden Uebermuth straft) sein. Polykrates befolgte diesen weisen Rath des Aegypters, fuhr in einem Boot in die See hinaus und warf Angesichts der an Bord befindlichen Schiffer einen kostbaren Siegelring, einen in Gold gefaßten Smaragd, in das Wasser. Darauf kehrte er heim, um sich seinem Kummer hinzugeben. Nun begab es sich einige Tage nachher, daß ein Fischer der Insel einen Fisch so groß und schön fing, daß er glaubte, er eigne sich zu einem Geschenke für den König. So ging er denn mit seiner Beute an das Thor des Palastes und verlangte Polykrates zu sprechen. Als man ihn vorließ, gab er den Fisch seinem Gebieter mit den Worten: „Herr König, als ich diesen Fang that, dachte ich, ich wollte ihn nicht auf den Markt bringen, obwohl ich ein armer Mann bin, der nur von seinem Gewerbe lebt. Ich sagte, er ist des Polykrates und seiner Größe würdig, und so trug ich ihn hierher, um ihn Dir zu geben.“ Diese Rede gefiel dem König, und er erwiderte: „Du thatest wohl daran, Freund,

und ich bin Dir doppelt verbunden, sowohl für den Fisch als für Deine Worte. Komm jetzt und speise mit mir.“ Darauf ging der Fischer hinein und schätzte es sich für eine große Ehre, vom Könige zu Tische geladen worden zu sein. Inzwischen fanden die Diener, als sie den Fisch aufschnitten, in dessen Magen den Siegelring ihres Herrn und eilten mit großer Freude fort, um ihn demselben zurückzugeben und zu melden, wie er sich wiedergefunden habe. Der Tyrann, der in der Sache ein göttliches Walten sah, schrieb einen Brief an Amasis, der demselben alles berichtete, was sich begeben hatte. Da merkte dieser, daß es nicht die Sache eines Menschen ist, seine Mitmenschen vor dem Schicksale zu bewahren, das ihnen bestimmt ist. Zugleich aber war er jetzt überzeugt, daß es mit Polykrates ein übles Ende nehmen werde, da ihm Alles gelänge und er selbst das wiederfände, was er weggeworfen habe. So sandte er an seinen bisherigen Freund einen Herold und löste den Freundschaftsbund mit ihm. Dieß that er, um, wenn ein großes und schweres Unglück käme, dem Kummer zu entgehen, den er empfunden haben würde, wenn der Dulder sein geliebter Freund gewesen wäre. Polykrates starb, vom persischen Satrapen Orontes an's Kreuz geschlagen, im dritten Jahr der 64. Olympiade. Der Siegelring (selbstverständlich so echt wie die meisten unserer Reliquien) tauchte später in Rom auf, wo Plinius ihn sah, und der Kaiser Augustus ihn, in ein Horn von Gold verschlossen, im Tempel der Concordia bei andern werthvollen Kleinodien aufbewahren ließ. Das Siegel zeigte eine Lyra, über der sich drei Bienen befanden, während man rechts von ihr einen Delphin, links einen Stierkopf gewahrte.

Der Kern dieser Sage — ein verloren gegangener und in einem Fische wiedergefundener Ring, der Unheil bedeutet — hat seine Heimath in Nordwestindien, im Lande der fünf Ströme,

von wo sowohl die Arier, die das Gangesgebiet eroberten, als die, welche nach Europa zogen und dort als Hellenen und Italer oder als Germanen sich niederließen, ausgezogen sind. Unter den letzteren nahm die Mythe zunächst die Form an, die wir in der Edda antreffen: der Zwerg Andwari hält sich in Fischgestalt an Wasserfällen auf, um da den Goldring zu hüten, welcher später zum Untergang der Nibelungen führt. Unter den Griechen wurde jener Kern allmählich und durch jedenfalls viel einfachere Metamorphosen hindurch zu dem, was Herodot von Polykrates berichtet. Unter den östlichen Ariern, den Hindu, begegnen wir ihm in dem anmuthigen Drama Kalidasa's, welches die Liebe des Büßermädchens Sakuntala und des Königs Duschanta behandelt.

Sakuntala hat von ihrem Geliebten, der sie auf einem Jagdzuge kennen gelernt und sich hier mit ihr vermählt hat, zum Zeichen dessen einen Ring bekommen. Während der König wieder heim gekehrt ist, beleidigt seine Braut unwissentlich einen Heiligen, und dieser wünscht ihr an, der König solle ihrer so lange vergessen, bis er durch ein Erkennungszeichen an sie erinnert werde. Nach einiger Zeit erfüllt sich dieser Fluch. Sakuntala wird nach etlichen Monaten von ihren Verwandten in das Schloß Duschanta's gebracht, und dieser erkennt sie wirklich nicht wieder. Den Ring aber, der ihn erinnern könnte, hat sie im Bade verloren. Bekümmert begiebt sie sich in ihren Büßerhain zurück, wo sie einen Knaben, das Kind des Königs, gebiert. Nicht lange darauf bringen Gerichtsdiener einen Fischer vor Duschanta, der den Ring mit dessen Namenszug in einem Karpfen gefunden hat, und dieser Ring führt die Verlobten wieder zusammen.

Auch semitische Völker, Araber und Juden, kennen diese Mythe, die ihnen entweder aus Indien oder — und zwar wahr-

scheinlicher — von den Griechen überliefert worden sein wird. Nach rabbinischer Legende hatte Salomo einen Siegelring, auf dem das mystische Schemhamphorasch, der unaussprechliche Name Gottes stand, und der ihm zur Ausführung des Tempelbaues in Jerusalem den wunderbaren Schamir verschaffte, auch ihn zu allerlei Zauberwerk befähigte, ihn jeden Tag in den Himmel versetzte, wo er die Geheimnisse des Alls erfuhr, u. d. m. Hochmüthig geworden, übergab er diesen Zauberring eines Tages dem Aschmedaj, seinem dienenden Geiste, der ihn alsbald ins Meer warf und auf diese Weise frei wurde. Salomo verlor dadurch alle seine Weisheit und Macht, und sein früherer Knecht wurde König über Israel, als welcher er drei Jahre regierte, während jener in der Verbannung herumirrte, bis der Ring endlich im Bauche eines Fisches wiedergefunden wurde. Aehnlich lautet die arabische Tradition, nach welcher Salomo, als er einst ins Bad ging (wie Sakuntala) seinen Ring zurückließ, der dann von der Jüdin Amina entwendet und in die See geworfen wurde. Seines wunderwirkenden Talismans beraubt, sah der König sich außer Stande, so weise Urtheile zu fällen als gewöhnlich, und deßhalb bestieg er vierzig Tage den Richterstuhl nicht. Zuletzt aber brachte man ihm einen Fisch, in dessen Magen der magische Ring lag.

Hierher gehören ferner Nr. 492 der Erzählungen in „Tausend und eine Nacht“ und die Legende von Simon, dem Bastard, in Wuk Stephanowitschs „Serbischen Liedern“. Endlich aber ist auch folgender italienischen Sage in diesem Zusammenhange eine Stelle anzuweisen:

Die Dogen von Venedig mußten dem Herkommen gemäß sich bei ihrem Amtsantritt dadurch symbolisch mit dem Adriatischen Meere vermählen, daß sie einen Ring in die See warfen und dazu die Worte sprachen. „Desponsamus te, Mare,

in signum perpetui dominii.“ Nachdem dieß Jahrhunderte lang geschehen, brachte einst nach einer solchen Ceremonie ein Fischer einen Fisch in die Küche des Dogen, und als man denselben öffnete, hatte er den Ring im Leibe. Das Meer hatte also die Verbindung mit dem Oberhaupte der Stadt und mit dieser selbst gelöst, und man sah das Ereigniß als ein Zeichen an, daß die venetianische Republik ihrem Untergange entgegengehe, was sich auch nach einigen Jahren bestätigte.

Produkte der germanischen Umbildung der Sage sind folgende Erzählungen, die ich aus einer Anzahl ähnlicher als Belege für die zu Anfang aufgestellte Behauptung auswähle:

Paul Warnefried berichtet, daß Arnulf, der im siebenten Jahrhundert Bischof von Metz war, seinen Fingerring in die Mosel geworfen habe, um dessen Wiedererlangung als ein göttliches Zeichen zu erbitten, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Das Zeichen aber sei wirklich erfolgt: aus dem Bauche eines Fisches habe man ihm den Ring wiedergebracht, der seitdem in der Familie verwahrt werde.

Von der in der Krypta des Kirchenchores zu Zurzach im Aargau begrabenen heiligen Verena, welche dort als Patronin aller Fischer und Schiffer gilt, wird erzählt: Als in dem Hause, in welchem sie als Magd diente, ein kostbarer Ring verloren ging, hieß sie im Rheine fischen, und nicht lange dauerte es, so wurde ein großer Lachs gefangen, der, als ihn die Leute zur Küche brachten und dort schlachteten, den vermißten Ring in den Eingeweiden hatte.

Weit weg von Zurzach, an der Kieler Föhrde droben, wird von alten Bauern Folgendes berichtet: Auf der Kolberger Haide, an der Küste der Propstei, lag vor Zeiten ein großes Gut, der Verwellenhof. Auf dem wohnte eine Frau von Verwellen, eine stolze und übermüthige Herrin, die allezeit auf

ihren Reichthum pochte. Sie meinte, es könne damit gar nicht zu Ende gehen, und als sie einmal draußen auf der See in einem Boote eine Lustfahrt machte, zog sie ihren kostbaren Ring vom Finger und warf ihn ins Wasser, indem sie zu ihrer Gesellschaft sprach: „So unmöglich es ist, daß ich den Ring wiederbekomme, so unmöglich ist es auch, daß ich einmal arm werde.“ Aber siehe da, nach ein paar Tagen brachte ein Fischer einen großen Dorsch in die Schloßküche, und als die Köchin den aufschnitt, fand sie den Ring in seinen Eingeweiden. Sie zeigte ihn ihrer Gebieterin, die darüber sehr erschrack. Und sie hatte guten Grund dazu. Denn nicht lange nachher kam die große Sturmfluth (die Sage meint das Jahr 1625), welche die ganze Gegend um den Verwellenhof verschlang, und damit hatte die reiche Frau all ihr Hab und Gut verloren und war so arm geworden, daß sie betteln ging. Früher in ihren guten Tagen hatte sie, wenn sie ins heimliche Gemach ging, in ihrem Hochmuth immer eine Riste Flachs genommen. Eine Magd aber hatte den sich ausgewaschen und versponnen. Wenn das die reiche Frau gesehen, hatte sie jedesmal „Fu dik an!“ (Pfui dich an!) gesagt und über das Mädchen gespottet. Nun sie aber selber arm geworden war, kam sie zu ihrer früheren Magd, die jetzt wohlhabend geworden, und bat um Leinwand zu einem Hemde. Sie bekam, was sie wollte, aber sie mußte auch die Worte hören: „Dat is von ären Fudikan.“ Mit weinenden Augen ging die Frau fort. Seit der Zeit aber heißt in der Propstei aller Abfall vom Flachs Fudikan. (Eine der vielen falschen Volksetymologien bei Worten, deren Sinn allmählich verloren gegangen ist.)

Ganz ähnlich ist die westfälische Sage von der Gräfin zu Nienburg, die in der Nähe von Bünde wohnte und so ungeheuer reich und stolz war, daß sie einmal in ihrem Uebermuthe einen

Ring vom Finger zog, ihn in den Schloßgraben warf und sagte: „So wenig als ich den Ring wiederbekomme, so wenig werde ich einmal Noth leiden.“ Es dauerte aber kaum ein paar Stunden, so kam der Koch und brachte ihr den Ring wieder, den er im Magen eines Karpfen gefunden hatte. Nach Verlauf eines Jahres war die Gräfin so arm, daß sie sich in einer kleinen Hütte von Hedespinnen ernähren mußte.

Fast genau derselben Erzählung begegnen wir in bayrischen, sächsischen, thüringischen und dänischen Sagensammlungen. Namentlich aber treffen wir die Geschichte vom Ring und vom Fische in England und Schottland in verschiedenen Gestalten wieder. Das Wappen der Stadt Glasgow, früher das des dortigen Bisthums, zeigt den Stamm des Baumes des heiligen Kentigern, gekreuzt von einem Lachs, der einen Ring im Maule trägt. Jocelyn erzählt in seinem „Leben Sanct Kentigerns“ die hieran sich knüpfende Legende folgendermaßen: „Zu Lebzeiten des heiligen Mannes verlor eine Dame ihren Ehering, und das erregte die Eifersucht ihres Gemahls. Die Dame wendete sich, da sie sich unschuldig wußte, an Kentigern und bat ihn, ihr zur Rettung ihrer Ehre behülflich zu sein. Nicht lange nachher ging der Heilige am Flusse spazieren, und als er jemand dort fischen sah, gebot er ihm, ihm den ersten Fisch, den er fangen würde, zu bringen. Dieß geschah, und siehe da, der Fisch hatte den Ring der Dame im Munde, und als derselbe ihr dann übersandt wurde, war das Mißtrauen ihres Gemahls beschwichtigt.“

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß eine richtigere Erklärung jenes Wappens des alten Bisthums Glasgow in dem Ringe den Bischofsring und in dem Fische ein Sinnbild des Reichthums an Lachsen erblickt, dessen sich früher der Fluß erfreute, der am Fuße der Kathedrale von Glasgow vorbeiströmt.

Eine alte englische Ballade, die sich „Der grausame Ritter" (The cruel Knight) nennt, erzählt, daß ein Ritter einst an einer Hütte vorbeiging, in der eine Frau in Kindesnöthen lag. Seine Kenntniß der geheimen Wissenschaften sagte ihm, daß das Kind, welches hier geboren werde, bestimmt sei, einst seine Gemahlin zu werden. Er versuchte, dem, was das Schicksal verhängt hatte, zu entgehen und einen so unedlen Ehebund unmöglich zu machen, indem er zu verschiedenen Malen das Kind umzubringen bemüht war. Aber immer mißlang sein Vorhaben. Als das Mädchen endlich zur Heirathsfähigkeit erwachsen war, führte er sie an das Gestade des Meeres, um sie zu ertränken, aber er empfand Mitleid mit ihr, und so warf er nur einen Ring in die See und gebot ihr, nicht eher wieder ihm vor die Augen zu kommen, als bis sie ihm den Ring überbringen könne. Widrigenfalls solle sie auf der Stelle den Tod erleiden. Sie wurde darauf Köchin im Hause eines Nachbarn des Ritters, und hier fand sie den Ring in einem Stockfisch, den sie schlachtete. Natürlich heirathete sie jetzt ihren Verfolger. Die Ballade verlegt den Schauplatz dieser Geschichte nach Yorkshire, und nach der Volksmeinung war die Heldin derselben Lady Berry, die in der Kirche zu Stepney unter einem Denkmale begraben liegt, auf welchem sich ein Fisch und ein Ring befinden. Es ist aber selbstverständlich nur die alte Mythe, die durch die ganze arische Welt fluthet, sich bald hier, bald dort festsetzt, bald den, bald jenen Namen in sich aufnimmt und bald diesem, bald jenem Satze des Sittengesetzes als Beispiel dienen muß.

Endlich sind ohne Zweifel eine Anzahl von Ringgeschichten aus neuester Zeit directe und indirecte Abkömmlinge der alten Mythe, obwohl einige von ihnen wahr sein werden, da bekannt ist, daß Fische, namentlich Makrelen, nach glänzenden Dingen

im Wasser schnappen und sie verschlingen, ohne sie dann wieder von sich geben zu könneu.

Brand erzählt in seiner „Geschichte von Newcastle", daß ein Herr aus dieser Stadt am Ausflusse des Tyne in die Nordsee um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aus Versehen einen Ring über das Geländer der Brücke in den Strom fallen ließ. Jahre verflossen, und die Sache war längst vergessen, als seine Frau eines Tages auf dem Markte einen Fisch kaufte, in dessen Magen der verlorene Ring lag.

Im „Gentlemans Magazine" vom Februar 1765 ist der Bericht einer Frau aus Deptford zu lesen, die, als sie in einem Boote nach Whitstable fuhr, den Beweis führen wollte, daß niemand arm zu sein brauche, wenn er die Absicht habe, es nicht zu bleiben. Warm werdend bei ihrer Rede, warf sie ihren goldnen Ring in die See und sagte (ungefähr wie die Herrin des Verwellenhofs auf der Kolberger Haide), „es sei für jedermann ganz ebenso unmöglich, gegen seinen Willen arm zu werden, als es unmöglich für sie sei, diesen ihren Ring wieder zu sehen." Den zweiten Tag, nachdem sie ans Land gestiegen, kaufte sie auf dem Markte einige Makrelen, und die Magd begann dieselben zum Mittagsessen zurecht zu machen. In einer davon fand sie einen goldnen Reif. Sie lief zu ihrer Frau und zeigte ihr ihn, und diese erkannte darin den von ihr in die See geworfnen Ring.

Sehr wunderbar, aber auch sehr verdächtig, obwohl mit Namen von noch lebenden Personen und Jahreszahlen von sehr neuem Datum ausgestattet, ist folgende Erzählung, welche vor einigen Jahren amerikanische Zeitungen aus St. Johns in Neufoundland mittheilten. „Ein Fischer in der Nachbarschaft dieser Stadt fand in den Eingeweiden eines Stockfisches, den er in der Trinity Bucht gefangen, einen Siegelring mit dem

Monogramm P. B. Der Fischer, Namens John Potter, behielt seinen Fund einige Zeit für sich, indeß wurde die Sache allmählig ruchbar, und so ging ihm vom Colonialsekretär die Aufforderung zu, den Ring nach St. Johns zu senden oder selbst zu bringen, da er Briefe von einer Familie Burnam in dem englischen Städtchen Poole erhalten, worin dieselbe behauptete, daß sie Grund zu der Ueberzeugung habe, der Ring habe einer gewissen Pauline Burnam gehört, die eine von den Passagieren des Dampfschiffs „Anglosaxon" gewesen, welches im Jahre 1861 bei der zu Neufoundland gehörigen Chance Bay gescheitert und untergegangen sei. Besagte Pauline Burnam sei eine nahe Verwandte der Familie gewesen. Der Fischer, in dessen Besitz sich der Ring befand, brachte ihn nach St. Johns und zeigte ihn auf dem Bureau des Colonialsekretärs. Nach kurzem Aufenthalt stellte man ihm hier einen Herrn Burnam vor, welcher in dem Ringe sogleich den Trauring seiner Mutter erkannte, den sie seit ihrer im Jahre 1848 zu Huddersfield erfolgten Verehelichung allezeit getragen hatte. Der Ring wurde in Folge dessen Herrn Burnam ausgeantwortet, welcher den glücklichen Finder mit fünfzig Pfund belohnte.

Nicht im Hochsommer, wo die Seeschlange und andere Wunder vom Grunde der Journalistik aufzusteigen pflegen, sondern schon im Mai des Jahres 1873 brachten mehrere französische Blätter die deßwegen noch immer nicht vollkommen glaubwürdige Nachricht, daß in einem der vornehmsten Restaurants von Paris im Magen eines Lachses, der auf dem Centralmarkt gekauft worden, ein Diamantring gefunden worden sei. Die Mittheilung war wohl nicht die Mythe, sondern die Reclame in einer ihrer tausend Gestalten.

Auch die Urkarpfen von ungeheurer Größe, welche nach der Volksmeinung mit Moos auf dem Rücken und silbernen

Ringen in der Nase in dem einen oder dem anderen Gewässer z. B. im königlichen Schloßteiche zu Moritzburg bei Dresden, herum schwimmen, sind zweifelhafte Wesen und sehr möglicher Weise Verwandte des Hechtes, in dessen Gestalt jener eddische Zwerg Andwari mit seinem Ringe von den Asen gefangen wurde. Doch scheint die folgende in dieses Kapitel fallende Zeitungsnotiz auf Wahrheit zu beruhen.

Den 7. Oktober 1868 fingen Fischer, die ihre Netze in die Wolga ausgeworfen, einen Stör, von dem sich zeigte, daß er derselbe sei, welchen die Municipalität von Nischnej im Jahre 1866 dem Großfürsten Thronfolger wegen seiner außerordentlichen Größe zum Geschenk gemacht, und den derselbe dann wieder in Freiheit zu setzen befohlen hatte. Die Identität desselben wurde durch einen silbernen Ring bewiesen, den man dem Fische durch die rechte Kieme gezogen hatte, und der das Datum des 27. August 1866 trug. Ein ähnlicher Ring, den man an der linken Kieme befestigt, war verschwunden. Einige Zeit darauf kam ein ähnlicher Fall vor, indem man, ebenfalls in der Wolga, einen andern Stör zum Gefangnen machte, der ebenfalls einen Ring von Silber trug, an welchem man in ihm denjenigen Burschen erkannte, den man etliche Jahre früher dem Kaiser Nikolaus verehrt, und den dieser seinen heimathlichen Element ebenfalls wiederzugeben befohlen hatte.

Noch etwas glaubwürdiger, aber trotz der Abwesenheit eines Fisches immerhin noch einigermaßen an den Mythenkern unsrer Sagen vom in das Wasser verlornen und auf wunderbare Weise wieder zum Vorschein gekommnen Ringe erinnernd sind endlich die folgenden Geschichtchen, mit denen ich schließe. Sie können wahr, aber auch bloße Abwandelungen, Abarten oder Seitensprossen unsrer alten unsterblichen Mythe sein, in

welcher Annahme uns die Sicherheit, mit der sie auftreten, nicht irre machen kann.

Ein deutscher Marschbauer, der in der Nähe von Nordenhamm wohnte, machte im Jahre 1871 Mehlklöße zur Fütterung seines Viehes zurecht. Nach Beendigung dieser Arbeit vermißte er seinen Trauring, der den Namen seiner Frau trug. Bald nachher verkaufte der Bauer sieben Ochsen, welche der Käufer am 26. October des genannten Jahres in dem Viehdampfer „Adler" nach England verschiffte. Zwei Tage darauf fischte die englische Smack „Mary Ann" von Colchester auf der See den noch warmen todten Körper eines Stiers auf, dem die Mannschaft öffnete, um den Talg herauszunehmen und damit die Stangen und Spieren zu salben. Im Innern des Cadavers fanden sie einen goldnen Ring mit dem Namen einer Frau und der Jahreszahl 1860. Kapitän Tye erstattete hierüber sogleich nach der Ankunft im Hafen Bericht und händigte den Ring einem Beamten ein, der ihn nach London sandte. Die Behörden gingen sofort daran, den Eigenthümer des Ringes ausfindig zu machen, und fanden, daß das einzige Schiff, welches von dem Verlust eines Stückes Vieh berichtet hatte und in der Nähe der „Mary Ann" vorüber gefahren war, der „Adler" gewesen, der am 28. October einen Ochsen, den man für todt gehalten, über Bord geworfen hatte. Inzwischen war die „Shipping Gazette," welche die Auffindung des Ringes meldete, nach Nordenhamm gelangt, und einer ihrer dortigen Leser erinnerte sich, als er den in denselben eingegrabnen Namen sah, des Marschbauern. Man benachrichtigte ihn, und er bekam sein verlornes Eigenthum wieder.

Professor Morgan erzählt in den „Notes and Queries" vom Dezember 1861: „In einer englischen Kleinstadt wurde vor etwa fünfzig Jahren ein Laufbursch mit einem werthvollen

Ringe zum Goldschmied geschickt. Auf einer Brücke nahm er ihn heraus, um ihn zu bewundern, und dabei ließ er ihn über das Geländer auf eine Schlammbank im Flusse fallen. Nicht im Stande ihn wiederzufinden, lief er davon, ging zur See, ließ sich in einer fernen Colonie nieder, erwarb sich ein großes Vermögen und kehrte schließlich in seine Heimath zurück, wo er das Gut kaufte, auf dem er einst gedient hatte. Eines Tages ging er mit einem Freunde über seine Ländereien, und dabei kam er an jene Brücke, wo er jenem die Geschichte von dem Verluste des Ringes erzählte. „Ich könnte schwören, daß hier die Stelle sei, wo ich ihn verlor", sagte er, indem er bei dem Worte „hier" seinen Stock in die Schlammbank stieß, und siehe da, als er den Stock zurückzog, steckte der Ring an dessen Zwinge.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Inhaltsverzeichniß.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Busch, Moritz,

Deutscher Volksglaube

Leipzig 1877

H.g.hum. 27 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11357044-0